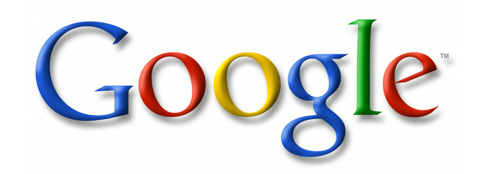
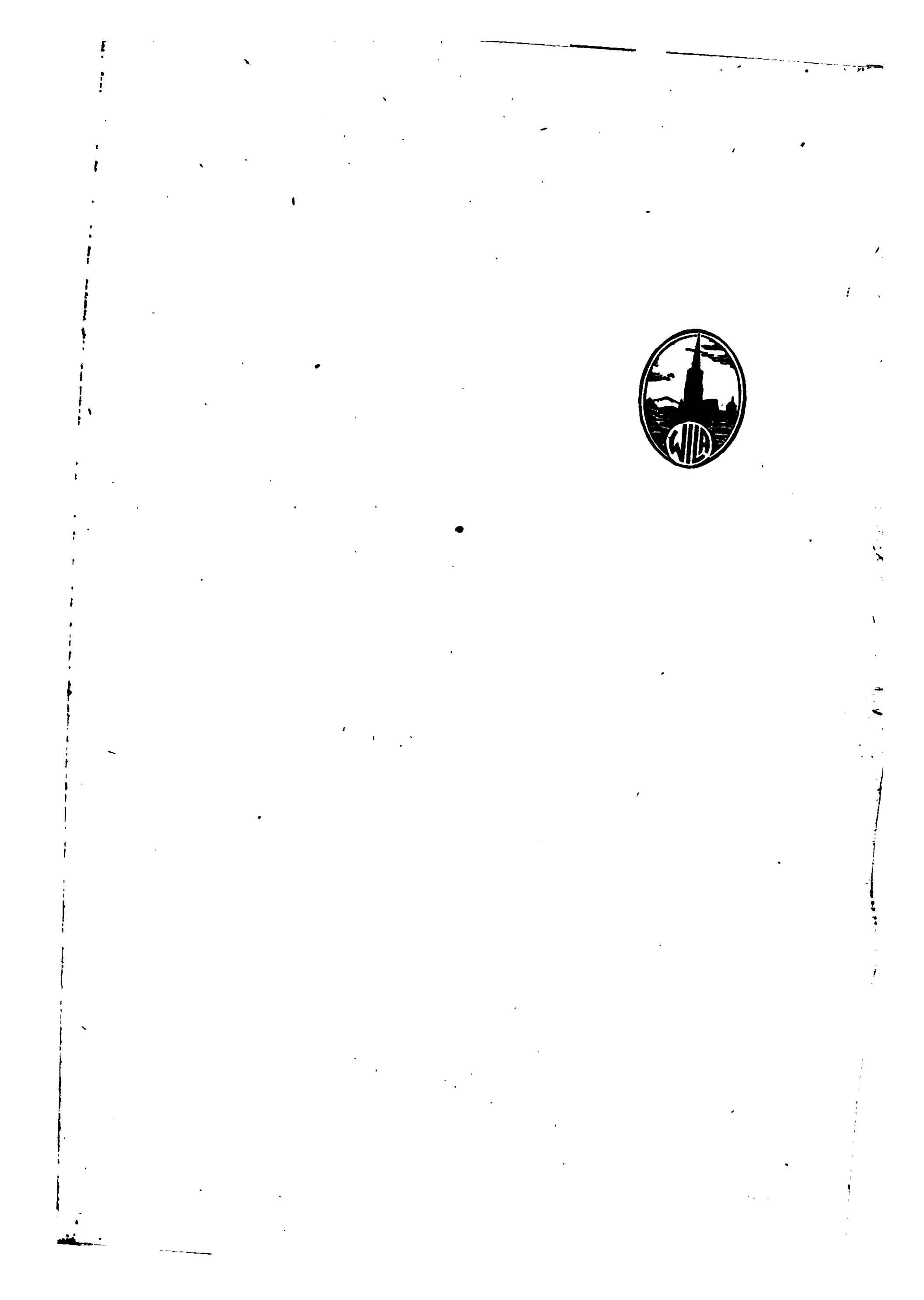



WILA

Verlags-Nr. 71



Hofphot. Pieperhoff

ANNA BAHR-MILDENBURG

Erinnerungen

1 9 2 1
Wiener Literarische Anstalt
Gesellschaft m. b. H.
Wien Berlin

Druck der Offizin der Waldheim-Eberle A. G., Wien

Wie ich zur Bühne kam.

In Görz war's. In der Via Bertolini hatten wir ein von Lorbeer, Zypressen und anderem wintergrünen Gewächs bedrängtes und beschattetes liebes Haus, und gerade uns gegenüber wohnte der Lustspieldichter Julius Rosen. Bei schönem Wetter saß er draußen im Garten in seinem großen Lehnstuhl, von Frau und Töchtern betreut und verhätschelt. Und von unserem Fenster aus konnten wir das sehen. Er so schmächtig und kränklich in seinem Stuhl vergraben und um ihn herum seine überrundliche, behäbige Frau mit ihren wohlgenährten, blühenden Mädeln. Siebzehn Jahre war ich alt, mit einem Leutnant verlobt, und wenn ich „es" nicht gerade „in Rinden einschnitt" oder in „Kieselsteine grub", so hämmerte ich es wenigstens auf meinem armen Klavier oder ließ es meine Stimme den Lüften sagen und klagen. Wenn ich den armen Rosen drüben sitzen sah, so öffnete ich die Fenster und sang für ihn. Eines Tages dann ließ er mich zu sich rufen. „Warum ich denn meine Stimme nicht prüfen ließe, ob ich schon Gesangsstunden nähme und ob ich nicht Sängerin werden möchte", fragte er mich. Stimme prüfen?! Natürlich wollte ich das mit Begeisterung, und Gesangsunterricht hatte ich auch schon genommen. In Klagenfurt, wo wir wohnten, ehe wir nach Görz zogen, hatte Karl Weidt mir und anderen jüngeren und älteren Damen Unterricht

schleppte mich aber meine Mutter auch noch zum Professor Schrödter, und als der meinen Hals gesund und widerstandsfähig fand, reiste sie allein nach Görz zurück. Ich begann nun meine Gesangsstudien bei Rosa Papier, die in kürzester Zeit mit Stunden überbürdet war. Wir Schülerinnen liebten die schöne, herzenseinfache und seelengute Frau, die für uns alle mütterlich dachte und sorgte, abgöttisch und ließen es uns nicht nehmen, unter dem Vorwand, durch Zuhören lernen zu wollen, halbe Tage lang bei ihr im Unterrichtszimmer zu sitzen. Wenn sie uns kleine Besorgungen auftrug, so waren wir selig und wachten neidisch darüber, daß keine bevorzugt wurde. Aber Frau Papier war etwas zerstreut, und so kam keine zu kurz. Taschentücher, Uhren, Portemonnaies, Schirme blieben beständig irgendwo zurück und mußten eruiert werden. Briefe wurden falsch adressiert und sollten um jeden Preis auf der Post zurückgehalten werden. Oder Frau Rosa vergaß, daß sie abends Gäste hatte und nahm drei verschiedene Einladungen auswärts an. Schneiderinnen und Friseurinnen mußten bestellt und wieder abbestellt werden. Wenn sie um sieben Uhr ins Theater gehen sollte und man sie zehn Minuten vor Beginn der Vorstellung endlich glücklich in ihr Toilettezimmer gebracht hatte, so fand sie, daß es eigentlich noch sehr früh sei. Sehr viel Geld gab sie für Wagen aus, denn wenn sie ausstieg, vergaß sie gewöhnlich, den Kutscher auszuzahlen. Kam sie dann nach Stunden zurück, so stand sie mit großen Augen und offenem Mund. „Ja warum haben S' mir denn nicht gesagt, daß ich Sie nicht mehr gebraucht hab'?" schrie sie einmal einen Kutscher an. Schweren Herzens griff sie dann in ihr Portemonnaie. Und die Kutscher warteten nach wie vor. Unsere Meisterin hatte einen vierjährigen Sohn, den Berndl. Wir Mädels rangen mit

allen Mitteln um sein Wohlwollen, aber er behandelte uns meistens miserabel und war trotz seiner Jugend erfinderisch in dem Bedürfnis, uns irgend was anzutun. Oft ging er seiner Kinderfrau durch und dann stand der kleine Knirps plötzlich herausfordernd mitten unter uns. „Mutti, sind das Schnabelgänse?" Er schaute kampfbereit im Kreise herum. „Mutti" saß entsetzt mit offenem Mund. Dann mußte ich, die Größte, Bernhard Paumgartner hinausbefördern. Auch dieses Amt machte mich stolz, trotz der Püffe, Fußtritte und Kratzwunden, die es mir eintrug. Frau Tadler, die dicke Kindsfrau, vom Berndl Tadi genannt, nahm ihn draußen in Empfang und trug ihn unter beiderseitigem Geheul und Geschrei in sein Zimmer. Und „Mutti" lachte dann stundenlang fort, während wir unsere Übungen sangen. Dabei hatte sie den Mund immer als gutes Beispiel so weit offen, als es eben die zu singenden Töne der Schülerin verlangten. Im Jahr darauf wurde Rosa Papier Professorin am Konservatorium, und ein Teil ihrer Schülerinnen trat mit ihr dort ein. Ich war auch dabei. Viele Unterrichtsfächer gab's da. Klavier, Harmonielehre, italienische Sprache, Fechten und dramatischen Unterricht. Der arme Stoll! August Stoll, der Oberregisseur der Hofoper. Ihm ward das saure Amt, mich dramatisch zu unterweisen. Wie verzweifelt und ratlos stand er vor meiner Ungeschicklichkeit! Meine erste schauspielerische Tat auf der Übungsbühne sollte das Duett mit Marcell in den „Hugenotten" sein. Ungemein hager war ich damals. Meine langen Arme schienen sich bei jedem Versuch, sie zu heben oder auszubreiten, ins Unendliche verlängern zu wollen! Überhaupt diese Bewegungen! Wie herrlich hätte sich's gesungen, wenn einem die erspart gewesen wären. Nein! Bei irgend einer Stelle mußte man auf einmal gehen, sich drehen oder die

Arme in bestimmter Richtung ausstrecken! Verzweifelt starrte ich bei der Vorstellung auf Stoll, der in den Kulissen stand, ein Sacktuch in der Hand, und mir mit diesem verabredete Zeichen gab. Senkte er die Hand, so tat meine da draußen das gleiche, und hob sich der weiße Fleck dort im Dunkeln, so strebte auch meinerseits eine lange atlasglänzende Linie nach der Höhe. Schneuzen seitens Stolls bedeutete eine ganze Wendung und Tuchschwenken Abgang. Ein Probesingen in der Hofoper hatte mir einen Freiplatz im Konservatorium eingetragen, der mich nach Absolvierung meiner Studien auf ein Jahr dem Operntheater verpflichtete. Direktor Staegemann aus Leipzig hörte mich, ich mußte mein Stipendium fahren lassen und mit ihm abschließen. Dann erzählte man Pollini von meiner Stimme, und ich mußte zu ihm nach Karlsbad, wo er zur Kur weilte. Rosa Papier, meine Meisterin, sollte mich begleiten. In der Früh ging's auf den Franz Josef-Bahnhof. Aber unterwegs irgendwo hatte Frau Papier ihren Pompadour mit Geld und Freikarten aus dem Wagen fallen lassen und ein weiteres Fortkommen war in diesem Augenblick für uns ausgeschlossen. „Das macht nichts, das bringt Glück", sagte sie schnell gefaßt und ließ den Wagen zurück nach Hause fahren. Wir mußten den Abendzug benützen, und in der Früh um 10 Uhr stand ich übernächtig auf der kleinen Bühne des Karlsbader Stadttheaters und sang Pollini vor. Der Ehrgeiz meiner Lehrerin zwang mir langsam die großen Arien der Rezia, Norma, der Donna Anna und die der Königin der Nacht im Original ab, auch mit dem Fluch der Ortrud und dem Hojotoho mußte ich brillieren. Noch denselben Tag handelte mich Pollini telegraphisch dem Staegemann ab. „Nur dicker muß sie werden," sagte Pollini noch zu meiner Meisterin beim Abschied, „eine

Walküre braucht Fülle.“ Und nun war ich also künftige Opernsängerin am Hamburger Stadttheater. Viele Partien studierte ich nun schnell in Wien und brachte noch beim dramatischen Studium der Rezia für die letzte Schülervorstellung August Stoll um einige Jahre seines Lebens. Beim Austritt aus dem Konservatorium bekam ich kein Diplom, hatte aber mein Engagement, während es meinen Jahrgangskolleginnen umgekehrt erging. Aber ich war weder erstaunt noch erschüttert. Ich hatte gewisse Unterrichtsstunden konsequent gemieden, nur die Turn- und Fechtstunden durch eifrigen Besuch ausgezeichnet. Und das war zur Preiskrönung zu wenig!

Mit meiner Mutter reiste ich nach Hamburg. Sie hatte die Reiseroute zusammengestellt, wir fuhren neunundvierzig Stunden und stiegen sechsmal um. Endlich aber stand ich doch vor meinem neuen Herrn Direktor, und er kündigte mir Walküre, Fidelio und Elisabeth als meine ersten Rollen an, alles in einer Woche. „Nu mach dich aber 'ran, Kind!“ sagte er dann und räucherte mich mit seiner qualmenden dicken Zigarre aus dem Bureau hinaus. So kam ich zum Theater.

Meine ersten Proben mit Gustav Mahler.

Ich war ein halbes Kind, da sind wir uns begegnet. In „dumpfer Torheit“ fand er mich, in verzweifelter Hilflosigkeit und Bangigkeit vor all dem mir Neuen und Unbegreiflichen des Theaters. Als erste dramatische Sängerin war ich Anfängerin für das Hamburger Stadttheater von Pollini engagiert. Walküre, Fidelio und Elisabeth sollten meine Antrittsrollen sein. Kollegen, Regisseure, Inspizienten, Kor-

repetitoren, Souffleure, Garderobiere, Kostümschneider drangen auf einmal in mein Leben ein. Nur der Gefürchtete, der Kapellmeister fehlte noch. Meine Kollegen überboten sich in phantastischen Schilderungen seiner Tyrannei und seiner Pedanterie. Man lachte mich aus, als ich schüchtern einwendete, daß er einem doch nichts tun könnte, wenn man seine Partien gut studiert hätte. „Ja, weil Sie noch glauben, daß eine Viertelnote eben eine Viertelnote sei, während aber zwischen einer Mahlerschen Viertelnote und der allgemein gebräuchlichen ein himmelweiter Unterschied ist!" Und bevor ich noch Gustav Mahler kannte, träumte ich schon von seinen Viertelnoten.

Ich wurde zur ersten Klavierprobe ins Theater bestellt. Mein Korrepetitor saß vor dem Auszug der „Walküre", und ich mußte meine Brunhilde wirklich gut studiert haben, denn meinem Begleiter war alles recht. Wir kamen zur Stelle: „Vater, Vater, sage, was ist dir?", als die Tür heftig aufgestoßen wurde. Ein kleiner Mann trat herein in einem grauen Sommeranzug, in der Hand hatte er einen dunklen Filzhut und unter den Arm eingepreßt einen schlecht gerollten Regenschirm. Negerhaft braun war sein Gesicht von der Sonne gebrannt. Aus graublauen hellklaren Augen sah er unlustig und unaufgelegt zu uns her. Als der Korrepetitor Miene machte, ihn zu begrüßen, schnitt er das kurz ab. „Weitergehn", sagte er verärgert, wobei er die Tür zuwarf, ohne aber näher zu kommen. Wie fluchtbereit stand er, die Schnalle in der Hand, und der Begleiter spielte also weiter, preßte aber unmerklich seine Lippen zusammen, und ich verstand, was er meinte: M. Also Mahler. Da schloß ich die Augen, meine Hände krampften sich ineinander, mein ganzes heißes Wollen und Wünschen strömte in mein Singen hinein,

und die Stelle „Sieh, Brunhilde bittet“ wurde zum Flehen, zum kindlichen ängstlichen Werben um Geduld und Nachsicht, zum Hilfeschrei meiner Armseligkeit, der in den wenigen Tagen beim Theater mein ganzes schönes jungmutiges Hoffen gewichen war. Da erschreckte mich der Mann an der Tür durch ein heftiges Aufstampfen. Sein Hut flog aufs Klavier, der Schirm ihm nach, der Korrepetitor wurde mit einem „Danke, ich brauche Sie nicht mehr“ vom Stuhle weggetaucht und mit ungeduldigem Drängen seinem Abgang entgegengesehen. Der Unglückliche fand nicht gleich seinen Hut, und da saß der am Klavier stumm und böse, in beängstigend höflichem Abwarten. Endlich war der Hut mit seinem Herrn draußen. Die letzten Reste von Ungeduld fuhren in die ersten Töne, die mein neuer Begleiter anschlug, und mit den Worten: „Noch einmal vom Anfang an“ trat Gustav Mahler in meine Lebensbahn. Das Erste, was mir Gustav Mahlers Art gab, war ein von allen Bedenken und Befürchtungen befreiendes, erlösendes Vertrauen. Eine unendliche Geborgenheit kam über mich, gleich damals in der ersten Stunde unseres Zusammenseins. Das Theater und sein Getriebe hatte mich erstaunt und erschreckt. Es war mir neu, wie Menschen da untereinander verkehrten. Ich staunte ihr freimütiges offenes Wesen an, ihre Überschwänglichkeit und Unverblümtheit und dann wieder ihren unwahren, unaufrichtigen Ton, die Veränderlichkeit ihres Urteils, die Abhängigkeit desselben von äußeren Umständen und ihre sprunghafte Laune. Ich war wirklich in der Fremde und fühlte mich tief in die Seele hinein allein und verlassen. Und da sprach nun auf einmal ein Mensch wahrhaft gütig und lieb zu mir. Der Mensch, vor dem ich mich doch am meisten zu fürchten hatte, der Kapellmeister mit den unheimlichen Viertelnoten. Er

hatte mich noch einmal mein „Hojotoho“ singen lassen und war stumm geblieben, dann die paar Stellen nach Frickas Abgang — er schwieg. Dann kam: „Sieh, Brunhilde bittet“, da war es aber zu Ende mit meiner Fassung. Ich legte den Kopf aufs Pianino und fing zu weinen an. Einige Augenblicke saß er verlegen und kaute an seiner Unterlippe. Dann schrie er mich auf einmal fürchterlich an. Mein Schreck mußte sich aufs komischeste in meinem Gesicht ausgedrückt haben, denn er begann nun unvermittelt so zu lachen, daß es ihn nur so schüttelte. Die beiden Hände in den Hosentaschen vergraben, lief er wie ratlos durchs Zimmer. Dann aber setzte er sich ruhig hin, putzte seine Augengläser, und aus seinen ernsten guten Worten erfuhr ich nun, daß ich meine Sache famos gemacht und bis jetzt noch keinen Grund hätte, bekümmert zu sein. Dann kam er aber wieder ins Schreien: „Und heulen müssen Sie, bis Sie einmal der allgemeinen Theaterschlamperei verfallen sein werden. Aber da heult dann keine!“ Aber ich wußte nun schon, daß seine Augen nicht nur drohend blicken konnten. Dieses Wissen machte mich mitteilsam und vertrauensselig, und als ich mir meine Sorgen von der Seele geredet hatte, war ich nicht mehr allein.

Daß Mahler mir in den ersten Jahren meiner Bühnenlaufbahn zur Seite war, ist mir für alle Zeit segensvoll geworden, und je mehr ich wuchs, je reifer ich wurde, desto stärker ward auch diese Erkenntnis in mir. Ich kam mit ungewöhnlich großen Stimmitteln in mein erstes Engagement ans Hamburger Stadttheater zu Pollini. Der war furchtbar eitel und hielt es vor Ungeduld kaum aus, mit seiner neuen Entdeckung zu paradieren und zu protzen. Alles wartete auf mein „Hojotoho“. Pollini hatte mich zum Wundertier hinauf renommiert, und ich wurde von den Theaterleuten entsprechend

süß-sauer behandelt. Mir war wenig wohl bei der Sache, denn es schien mir doch nicht recht glaublich, daß so ein „Hojotoho" derart entscheidend sein sollte. Als ich zu Pollini von meinen Bedenken sprach, wurde er ärgerlich. „Wenn man so eine Stimme hat, ist das alles Nebensache! Ausdruck, Spiel! Komm' mir nicht mit solchen Überspanntheiten." Er duzte einen, wenn man in Gunst war und wenn er einen für aufmunterungsbedürftig hielt. Als er dann zu bemerken anfing, daß Mahler mit mir oft probte, war ihm das gar nicht recht. „Er wird dich ganz irr machen, der Narr, du hast deine Stimme, und das ist mir die Hauptsache", sagte er mit einem gehässigen Gesicht, als ich ihm erzählte, wie glücklich ich sei, daß Mahler sich meiner Walküre annehme. Ich spürte aber ganz gut, daß Mahler mich nicht „irr" machte. Ich hatte meine Brunhilde sehr sorgsam vorstudiert — aber es waren eben doch nur die herkömmlichen „Viertelnoten", die ich sang. „Korrektheit ist die Seele einer Kunstleistung", sagte Mahler damals in der ersten Probe zu mir, und heute weiß ich, daß es ein Segensspruch für mein ganzes Leben war. Als mich Mahler mit seinen verpönten Notenwerten bekannt machte, erkannte ich gleich, welche neuen Wege er mir dadurch wies, zu richtiger Betonung und Gestaltung und zu sinngemäßer Ausdrucksweise, die sich aus meinem Inneren heraus noch nicht selbständig und selbstverständlich ergeben wollten. Jede kleinste Note wurde mir durch ihn zur Wichtigkeit, zur Hilfskraft bei meiner schweren Aufgabe, und ebenso lehrte er mich jeder Pause ebensolche Bedeutung beizumessen wie gesungenen Noten. Natürlich war es mir damals noch nicht möglich, einer Pause durch geistiges Durchleben die notwendige und natürliche Dauer zu geben, aber Mahler, der das erkannte und verstand, wußte doch Behelfe, um mich in meiner jugend-

lichen Unfertigkeit so viel als möglich vor Sinnwidrigkeiten zu bewahren. So ließ er mich Fermaten, diese Prüfsteine begabten und geschmackvollen Musizierens und Singens, nie willkürlich aushalten, sondern bewertete sie ganz bestimmt. Anfänger wissen ja mit einer Pause gewöhnlich nichts anzufangen, werden aber auf diese Art doch eher den Forderungen von Dichtung und Musik gerecht, und statt unschlüssig dazustehen mit der bangen Frage im Gesicht: „Soll ich schon weiter gehen oder soll ich noch warten?", belebt wenigstens das heimliche Mitzählen ihre Mienen. In einigen ausgiebigen, gründlichen Klavierproben arbeitete Mahler meine Partie zuerst allein mit mir durch. Dabei erzählte er mir viel über Richard Wagner und riet mir dringend, mich vor allem in seine Schriften zu vertiefen. Ehe ich sie mir noch selbst beschaffen konnte, schickte er mir die Bücher mit lieben Begleitworten in meine Wohnung. „Eben gehe ich vor einer Buchhandlung vorüber und sehe in einem Schaufenster Wagners Schriften. Ich mußte beinahe lachen, so à propos kam das! Eine Künstlerin muß diese Werke besitzen und sie immer wieder aufs neue lesen und in sich aufnehmen. Würden Sie mir die Freude machen und diese Bände von mir annehmen? Da ich so glücklich bin, Sie auf einem anderen Gebiete in den Geist Wagners einzuführen, so wird dieses Buch ein willkommener Bundesgenosse für mich werden — oder vielmehr, er wird mich ganz entbehrlich machen (hoffentlich nicht ganz überflüssig!)." So schrieb er und so lenkte er meine Blicke höheren Zielen zu, so wollte er mich vor trauriger Einseitigkeit bewahren, vor dem Begnügen mit äußeren Erfolgen, vor der Leere und der trostlosen Zerfahrenheit eines Künstlerdaseins, das sich mühselig und monoton in dem kleinen Kreis eitlen Ringens und ehrgeizigen Hoffens mit seinen bitteren

Enttäuschungen bewegt, vor der Gleichgültigkeit gegen alles, was es sonst noch Schönes in der Welt gibt, vor dem Theaterwahn, der nichts übrig läßt vom Menschen und ihn der Haltlosigkeit ausliefert, wenn ihn das Theater aus seinem Bann entläßt.

Einige Tage vor meinem ersten Auftreten rief Mahler alle Mitwirkenden zu einer Ensembleprobe zusammen. Ich lernte dabei alle meine Partner kennen und wir sangen unsere Partien in der richtigen Aufeinanderfolge. Mahler saß am Klavier, wir standen um ihn herum. Auch die waren darunter, die mich durch ihre düsteren Weissagungen so bekümmert hatten. Aber sie machten jetzt nicht die geringsten Einwendungen gegen die absurden „Viertelnoten". Vielmehr schienen sie mir alle ganz willenlos geworden. Schon bei Mahlers Eintritt hatte ich das Gefühl gehabt, daß sie sich alle zur Habtacht-Stellung aufrichteten. Seine Begrüßung war knapp und ungemütlich höflich gewesen. Wie ein Fremder war er mir plötzlich. Wenigen nur gab er die Hand und dabei huschte es dann gut und herzlich über sein strenges Gesicht. Mich sah er mitleidig und humorvoll zugleich an, als er mich so eingereiht antraf. Er spielte die ersten Takte von Siegmunds Auftritt, als er noch einmal unterbrach, auf die Förster-Lauterer (Sieglinde) losging, sie an der Hand packte und zu mir hinschleppte. Kein Wort sagte er dabei, aber wir beide hatten ihn doch verstanden. Er wollte, wir sollten zusammenhalten, und mit seinem für menschliche Begabung so geschärften Blick ersah er auch gleich, wo es mir gut gehen würde. Seine anfängliche Schroffheit wich bald einer mitreißenden Lebendigkeit. Er spielte immer aus der Partitur und saß in äußerst halsbrecherischer Weise vor dem Klavier, denn er balancierte immerfort auf den zwei Vorderfüßen

seines Sessels herum, was bei seiner Beweglichkeit einen beängstigenden Eindruck machte. Das Klavier behandelte er ohne jeden pianistischen Ehrgeiz, wischte Passagen achtlos herunter, hob aber dafür alles besonders hervor, was dem Sänger Anhalt für seine Singstimme und Anschluß für seine Einsätze geben konnte. Sang einer unrein, so fing er die Tasten förmlich zu prügeln an. Dabei sah er den Sänger nicht an, sondern vermittelte ihm nur durch fortwährendes Loshauen aufs Klavier den richtigen Ton und seine eigene Wut. Ein Sänger, der seine Partie nicht kannte, wurde recht schlecht behandelt. Wortlos, mit eisiger Ruhe wiederholte Mahler mit ihm auch zwanzigmal eine Stelle und jedesmal, wenn sie zu Ende war und der Unglückliche sie schon längst tadellos innehatte, fing Mahler noch einmal von vorne an, so daß wir anderen alle die Stelle schließlich schon im Schlaf hätten singen können. Irrte sich jemand zufällig, so sah Mahler ihn an, als ob er einen moralischen Defekt an ihm entdeckt hätte. Aber dann fing er meistens zu lachen an, wenn er das erschreckte Gesicht des Verirrten sah, dieser lachte dann mit, und die Sache war erledigt. Gab sich ein Sänger Mühe und war er mit seinem ganzen Willen bei der Sache, so konnte Mahler mit ihm ungemein liebenswürdig sein. In der Freude, verstanden zu sein, wurde er gesprächig und ausführlich in dem, was er zu sagen hatte. Tiefe Wahrheiten gab er uns da aus seinem reichen Menschentum und aus seinem mächtigen Wissen, warf mitten hinein einen ganz derben Witz und dann wieder auf einmal war sein Wesen wie das eines heiteren Kindes oder eines weltungewandten, unbeholfenen Menschen, der mit neugierigen, erstaunten Augen ins Leben schaut. Ganz zuwider war ihm Empfindlichkeit. Mit solchen Leuten hielt er sich nicht auf, nahm gar keine Notiz von ihren Ge-

fühlen, ihren zornigen und beleidigten Mienen, und sie mußten weiter singen, mit oder ohne Tränen. Sein Ärger fuhr dann noch von Zeit zu Zeit in einen besonders temperamentvoll angeschlagenen Ton, wobei er stille Verwünschungen vor sich hin zischte. Vieles Entschuldigen und Rechtfertigen konnte er auch nicht vertragen. Am besten kamen die weg, die widerspruchslos seine Ausstellungen hinnahmen, ihn ruhig ausreden ließen, ohne ihm ins Wort zu fallen, und ihm einfach dadurch zustimmten, daß sie's ein zweitesmal besser machten. Aber nicht nur uns Sänger belehrte er, sondern ihm selbst schien sich mit jedem Takt Neues und Überraschendes zu erschließen. Und so, wie damals, war es immer. Bei Mahler hatte man stets das Gefühl, daß er selbst noch Suchender und Entdeckender sei, daß es für ihn nie und nirgends ein Aufhören gebe. Daraus entstand dann so oft der Vorwurf, daß er inkonsequent sei, daß er seine Meinung über Vortrag, Tempo und Darstellung so leicht ändere. Natürlich war er Menschen, die unausgesetzt an sich und in sich weiterarbeiten, gerade dadurch verständlich und in seinen Widersprüchen selbstverständlich. Aber diejenigen, die hinter ihren Zielen und Errungenschaften nicht wieder neue Weiten sich auftun sehen, beunruhigte er und störte ihnen ihre ruhevolle Behäbigkeit und Genügsamkeit durch unverhofftes „Gestalten und Umgestalten" seiner bisherigen Anschauungen und Feststellungen. Damals jedoch waren meinem Erkennen und Begreifen Mahlers Art noch enge Grenzen gezogen. Ich war nur gläubig! Ich hatte den schönen unbedingten Glauben, über dessen Entstehen man in sich keinen Aufschluß findet, den man nicht begründen kann, sondern der da ist, ehe noch Zeit und Gelegenheit ein bewußtes, gewolltes Zusammengehen ergeben können. Aus meinem Glauben, aus meiner Urempfindung heraus war,

was er tat, für mich das einzig Richtige und Wahre. Ich wandte mich von denen ab, die ihm entgegen waren, und verband mich denen, die mit ihm gingen. So war ich denn in dieser ersten Ensembleprobe mitten unter Freund und Feind. Begeistert gingen die einen mit Mahler aus freiem Willen und Erkennen seiner Größe und vor allem aus innerstem Verstehen und ureigenster Zusammengehörigkeit. Die anderen standen wie in Haß, in heimlicher, stummer Abwehr, in Unvermögen, das ihrem Wesen so Fremde, Entgegengesetzte zu fassen. Und er rang förmlich mit ihnen, mit ihrem Widerstreben. Aber er war stärker, und schließlich sangen sie doch, wie er wollte, und er zwang sie, endlich ihre eigene Natur zu verleugnen, dem Gewohnten zu entsagen, seinen Ton anzunehmen und so zu denken und zu empfinden, wie sie in ihrem ganzen Leben noch nicht gedacht und empfunden hatten, denn das spürten sie ja doch, daß ihre Kunstleistung durch ihn zu einer Bedeutung emporgehoben wurde, die sie auf eigenen Wegen nie erreichen konnten.

So waren wir alle in seinem Banne. Teilnahmslosigkeit, Gleichgültigkeit, Behäbigkeit konnten nicht aufkommen. Mahlers Aussprüche, Erklärungen, sein Lob und seine Zustimmung, ja seine wechselvolle Miene, seine Beweglichkeit, alles dies hielt seine Umgebung immerfort in Bereitschaft. Dieser Probe folgte bald eine auf der Szene. Zum erstenmal stand ich auf einer wirklichen großen Bühne. Und da wurde mir nun die ungeheure Bedeutung des Mahlerschen Geleitspruches: „Korrektheit ist die Seele einer Kunstleistung" wieder um vieles klarer. Spielen sollte ich, aufs Orchester hören, die Wünsche meiner Partner berücksichtigen. Lauter Forderungen, die neu und unabweisbar an mich herankamen. Pollini saß im Parkett und paßte nur auf mein „Hojotoho". Es gelang

mir ausgezeichnet, und als ich in den Kulissen auf meinen zweiten Auftritt wartete, sah ich den Herrn Direktor plötzlich die Stiegen zu mir heraufschnaufen. „Singt dir keine nach", sagte er bestimmt und gönnerhaft. Dabei drückte er mir etwas in die Hand. Und dann stand ich mit einem glänzenden Zwanzigmarkstück da und war verlegen wie nie zuvor in meinem Leben. Nicht einmal den Mund konnte ich auftun, um ihn auf seinen Irrtum aufmerksam zu machen. Denn ein Irrtum mußte es doch sein! Was hatte ich in dieser Probe schon Mahler alles zu danken! Alle Einsätze saßen fest und kamen von selbst. Ich brauchte gar nicht auf den Dirigenten zu schauen, ja, ich vergaß es ganz, und das war Mahler einesteils natürlich sehr recht und er freute sich meiner Sicherheit, anderseits aber schien es ihm für eine so blutige Anfängerin doch zu selbständig und gewagt. Es machte nichts, wenn e r unten am Pult saß, konnte aber bei einem anderen Dirigenten bös ausfallen. Ich mußte also lernen, mit dem Dirigenten bewußt in Kontakt zu bleiben. Er lachte aber doch auch herzlich über meine Selbständigkeit, die ich trotz seiner wiederholten Zurufe von seinem Dirigentensitze her hartnäckig beibehielt. Im übrigen verlief die Probe sehr zur Zufriedenheit Mahlers; ich hatte mir alles bei ihm Erlernte gemerkt und die Stimme hatte großes Aufsehen gemacht. Pollinis Geldgeschenk versetzte Mahler in Raserei. „Sofort zurückgeben", schrie er und stampfte dabei wütend auf. Aber schnell kam Überlegung und die Sorge dazu, daß mir Pollini das verübeln könnte, und so zwang er sich meinetwegen zur Vernunft, so schwer ihm das wurde. Er kannte seinen Direktor zu gut und wußte, wie empfindlich und unversöhnlich nachträgerisch er in seiner gekränkten Eitelkeit werden konnte.

Mein erstes Auftreten schob sich hinaus, denn ich bekam

eine heftige Angina. Pollini hätte sicher am liebsten die zwanzig Mark zurückverlangt. Er war wütend und wollte immer den Tag wissen, wann endlich mein erstes Auftreten stattfinden könne. Ich war verzweifelt durch dieses Drängen und hätte mir gewiß mein Auftreten abgerungen, ehe ich noch völlig hergestellt war, wenn nicht Mahler so energisch dagegen gewesen wäre. Pollini drängte und schickte mir unausgesetzt Drohboten, und als er für einige Tage verreiste, Drohtelegramme. Überdies den Theaterarzt mit seinen Instruktionen. Von Mahler dagegen kamen Warn- und Trostbriefe: „Pollini kommt erst Montag," tröstete er, „und bis dahin ist schon lange Gras über die Geschichte gewachsen! Ja nicht ausgehen bei diesem Wetter, wenn man nicht durch die Nase atmen kann! Letzteres müssen Sie lernen. Seien Sie mir ‚gescheut', liebes Fräulein! Was kann Ihnen denn geschehen? Pollini braucht Sie ja viel mehr als Sie ihn – und ich versichere Sie aus Erfahrung, das gibt bei ihm immer den Ausschlag, wenn er auch noch so wütend aussieht. Lassen Sie sich die gute Laune nicht verderben, die macht gesund – besser als alle Medikamente." Daß mir der Arzt den Hals pinseln könnte, ließ ihm keine Ruhe. „Lassen Sie sich ja nicht den Hals pinseln", schrieb er. „Überhaupt keine Manipulationen mit Ihrem Kehlkopf. Ich erklärte es Ihnen schon einmal ..." Und in seiner Sorge über meine gedrückte Stimmung setzte er hinzu: „Lesen Sie gerne etwas Humoristisches? Don Quichotte, die Pickwickier? usw. Das wäre für trübe Stunden angezeigt und befreit in höherem Sinne, als es den Anschein hat. Lassen Sie mich darüber etwas wissen. Also ich bitte Sie – bleiben Sie unbekümmert und Kopf hoch." Meinen Hals ließ ich mir auf das hin um keinen Preis pinseln.

Und endlich erschien der große Tag. Jede meiner Kollegin-

nen war vorher geheimnisvoll zu Mahler gekommen und hatte sich in kollegialer Sorge angeboten, mir in der Umgestaltung meines Äußeren beizustehen. Jede wußte ihre Kunst des Schminkens so zu rühmen, daß Mahler mich schließlich wirklich jeder unter vier Augen anvertraut hatte. Unter den Händen dieses Verschönerungsvereines vollzog sich dann am Abend meine Wandlung zur Walküre. Strohblonde Perücke, kohlschwarze Augenbrauen und Wimpern, rote runde Backen und grellrote Lippen und Ohrläppchen. Nur mit meinen endlos langen dünnen Armen konnten sie nichts anfangen, und ich dann später auf der Bühne auch nicht.

Vor dem zweiten Akt ging ich auf die Szene. Mahler kam eben, ging lebhaft neugierig auf mich zu und blieb dann mit einem Ruck stehen. Die Hände fuhren in die Hosentaschen, und so maß er mich langsam vom Kopf bis zum Fuß. „Das ist ja scheußlich!" Ganz ruhig und leise sagte er es. „Scheußlich" war mindestens eine Oktav höher. Mehr brachte er nicht heraus. Also so hatten sie mich zugerichtet! Und so schön hatte ich mich gefunden! „So tun Sie doch das weg", schrie er dann nach einer neuerlichen stummen Musterung zornig und wischte dabei in seinem Gesicht herum, als ob darauf die überflüssige entstellende Schminke klebte. Da kam das Zeichen zum Anfang. Es war nichts mehr zu reparieren an mir. Mahler zuckte die Achseln und schob in wortloser Wut mit hochgezogenen Schultern davon. Dann aber drehte er sich rasch noch einmal um und kam auf mich zu, wobei mich seine Augen förmlich aufspießten. „Und nicht wahr, Sie werden doch morgen keine Zeitungen lesen?" - Drohend und abwartend sah er mich an. Das war ein Schlag für mich. Ich hatte mir schon ein Verzeichnis von sämtlichen Hamburger Zeitungen gemacht. Ein erlösendes Klingelzeichen ersparte

mir den unfreiwilligen Schwur. Aber ich hätte ruhig schwören können. In seiner Freude las er mir die Zeitungen selbst am nächsten Tage vor.

Erinnerung an Mahler.

Man fragt Sänger gern, ob wir denn eigentlich von der Bühne aus den Dirigenten dirigieren sehen. Das ist nun nicht bloß individuell verschieden, sondern auch beim einzelnen selbst, je nach seiner jeweiligen Sicherheit. Ich erinnere mich noch sehr gut, wie ich zum erstenmal im Leben auf der Bühne stand, in Hamburg als Walküre. Da sah ich den Dirigenten Gustav Mahler sehr. Denn ich mußte ihn sehen, ohne die Zeichen und Winke seines Taktstockes wär's gar nicht gegangen, und mir war da oben bald klar, daß es für mich in meiner kläglichen Unbeholfenheit und Verworrenheit noch das beste sei, schauspielerische Bemühungen dem Publikum vorderhand lieber ganz zu ersparen und mein Auge nicht vom Dirigenten zu wenden. Auch in den nächsten Vorstellungen begnügte sich meine Schauspielkunst mit Armbewegungen. Daran ließ ich es allerdings nicht fehlen. Ein aufmerksamer Kritiker rechnete mir damals nach, ich hätte in der Schlußszene der „Götterdämmerung" genau fünfunddreißigmal auf ewig dieselbe Art meinen Mantel gehoben und wieder gesenkt; er glaubte mir deshalb eine große Zukunft — als Konzertsängerin empfehlen zu dürfen. Später aber fing ich allmählich doch an, die Gestalt, in deren Kostüm ich da stand, auch zu fühlen, und je mehr nun irgend etwas in mir mich zur Darstellung zu drängen begann, desto störender empfand ich es, eines Einsatzes wegen wartend und fragend nach dem Kapellmeister sehen zu müssen. Das war mir, als würde ich plötzlich wieder

zurückgerissen aus der geheimnisvollen Verwandlung, die mich wie Brunhilde lieben, trotzen und leiden, wie Ortrud hassen und fluchen ließ. Und ich erkannte, daß nur bei völliger Unabhängigkeit von Dirigenten, Souffleuren und Partnern ein Künstler Menschen zwingen und entrücken kann und daß ihm das erst dann gelingt, wenn ihn kein zu frühes, zu spätes oder ganz ausbleibendes Zeichen, kein Tempowechsel, keine Unsicherheit des Partners mehr aus der Fassung bringen. Solange solche immer wiederkehrende Zufälligkeiten seine Leistung noch im geringsten gefährden, solange er gezwungen ist, seine Gefühle dem Kapellmeister zuzusingen statt seinem Partner, solange Brunhilde dem Kapellmeister statt Siegfried die Anklage zuschleudert: „Dem Manne dort bin ich vermählt", oder gar Siegfried, zum Dirigenten gewendet, singt: „Ein Roß ist's, rastend in tiefem Schlaf", solange bleibt der Sänger ein so blutiger Anfänger, wie ich damals in Hamburg es war. Das störte aber Pollini gar nicht. Die Klafsky war ihm damals eben durchgegangen, er brauchte eine „Dramatische", und da ich bei meinem ersten Auftreten einen großen Erfolg hatte, so setzte er mich trotz all meiner Unfertigkeit in immer neuen Partien dem Publikum vor, denn er war furchtbar eitel auf seinen Ruf als Stimm- und Talententdecker, und in nicht weniger als achtzehn Partien mußte ich in der ersten Saison Proben seines Spürsinns ablegen, darunter die drei Brunhilden, Donna Anna, Rezia, Norma, Valentine, Berta und überdies einige Premieren. Fast alles mußte ich erst lernen. Aber im Kraftbewußtsein meiner Jugend, im Taumel des Erfolges, des Neuerlebens ertrug ich diese Überbürdung leicht. Meine Stimme kam bloß aus der Kehle; weder seelisch noch geistig beschwert, sich am eigenen Klang

beflügelnd, bezwang sie die ungeheuren Zumutungen, die Pollini an sie stellte.

Mahler konnte mir da nicht helfen. Seine Stellung am Hamburger Stadttheater war die unwürdigste. Der Geschäftsgeist unseres Direktors zog künstlerischem Wollen und Wirken die engsten Grenzen. Pollini handelte große Namen, Stimmen und Talente für sein Ensemble ein, nützte sie dann bis aufs ärgste aus und ließ den erbarmungslos fallen, der zu versagen drohte. Wir standen fast alle sechzehnmal und auch öfters im Monat auf der Bühne und hatten überdies schon zeitlich früh anstrengende Proben für Neuaufführungen. Mahler selbst erging es nicht besser; er dirigierte beinahe täglich und verbrachte die Vormittage mit den Künstlern in den Probezimmern. Aber er nahm sich trotzdem meiner an, wo er nur konnte, trachtete zu dirigieren, wenn ich sang, und das Repertoire so zu gestalten, daß sich hin und wieder doch zwei oder drei freie Tage für mich ergaben. Um alles dies zu erreichen, mußte der Herr Direktor bei guter Laune und dem Kapellmeister freundlich erhalten werden. Im Grunde seines Wesens haßte Pollini Mahler und Mahler verachtete Pollini. Doch jeder brauchte den andern und sie mußten ihren persönlichen Gefühlen wenigstens nach außen hin eine erträgliche Form geben. Aber eifrige, rollenhungrige Künstler gab es immer, und von ihnen erfuhr Pollini, wie sich Mahler wieder über ihn ausgelassen hatte. Daß er sein Theater immer nur das Zuchthaus nannte, wußte Pollini schon längst; so oft es ihm aber einer neuerdings überbrachte, geriet er neuerdings in Zorn und höchste Aufregung. Mahler wurde dann für einige Zeit kalt gestellt. Die großen Opern wurden von kleinen, Pollini umtänzelnden Neulingen dirigiert, und Mahler bekam dafür „Cavalleria“ angesagt. Pollini fand

bald heraus, daß er Mahler nun noch auf andere Art treffen konnte, und Mahlers Sorge um mich geriet nun zuweilen in einen komischen Konflikt mit seinem Bedürfnis, dem Direktor seine Antipathie zu zeigen. Er bemühte sich nun, seine wahren Gefühle zu verbergen: er blieb ernst, wenn Pollini Kunstgespräche führte, behandelte den jeweiligen Liebling Pollinis nicht ausgesucht unmanierlich, sondern grüßte die Dame höflich, wenn er an ihr vorbeiging, unterdrückte Duldergebärden bei ihrem Auftreten und lehnte sich nicht gelangweilt in den Dirigentenstuhl zurück, wenn sie ihre Arien sang. Geduldig saß er in dieser erzwungenen Selbstbeherrschung, biß sich nur heimlich die Lippen wund und riß an seinen Nägeln herum. Oder wenn er vor dem Theater in beängstigender Höflichkeit mit Pollini Schritt zu halten suchte, der mit seiner dicken Zigarre im Munde auf und ab spazierte! Der Direktor redete in ihn hinein, fragte ihn, was er von dem und dem halte, was der singen könne, ob man die entlassen solle. Mahler stampfte nebenher und hatte keine Ahnung davon, was sein Begleiter redete. Ganz mechanisch sagte er kurz und stoßweise einmal „Ja" und einmal „So" und wollte sich jedesmal rasch empfehlen, wenn sie an die Eingangstür des Theaters kamen. Aber da fiel Pollini gerade immer noch was ein, und halb einladend, halb gebieterisch hielt er Mahler zurück: „Ach, kommen Sie nochmal, da fällt mir eben ein —!" Und zurück ging's. Pollini machte Mahler gönnerhaft mit seinen weiteren Plänen bekannt und der bestärkte ihn weiterhin durch seine Jas und Sos in seinen Absichten. Dieses neue System tat Pollinis Eitelkeit wohl, und von seiner Durchführung hing ab, was Mahler zu dirigieren bekam. Er konnte nicht hindern, daß ich überanstrengt wurde, aber er brachte es doch dahin, daß ich die meisten

der mir neuen Partien unter seiner Leitung singen durfte, und wachte darüber, daß mich Mühe und Ermüdung nicht zu Ungenauigkeiten verführten. Die geringste Nachlässigkeit eines Künstlers konnte ihn aufs tiefste verstimmen und verärgern. Er konnte dann nicht den Augenblick erwarten, der ihm durch gründliche Aussprache die Seele erleichterte. Bis zum Schluß der Vorstellung hätte es ihm viel zu lange gedauert. Kaum hatte er den Taktstock aus der Hand gelegt, so flog er blitzschnell durch die Orchesterleute durch und raste über Gänge und Stiegen auf die Bühne, um dem Missetäter seine Meinung zu sagen. Der war aber natürlich schon längst mit seinem bedrängten Gewissen in seine Garderobe verschwunden. Da riß Mahler irgendwo einen Fetzen Papier herunter, und nach vorwurfsvoller Anrede kritzelte er einem die Sünden auf den Wisch; Mißfallen, Verwunderung, Kopfschütteln, Fußstampfen, Schreien setzte er in Ausrufungszeichen um. Mit dieser Botschaft wurde dann irgend ein Theaterarbeiter betraut, der, beglückt durch ein Trinkgeld, bald darauf wohlgemut an der Garderobetür anklopfte. „In Sorge sinnend" ließ er uns zurück und konnte sich ein Bier kaufen. Ganz überraschend kamen solche Mitteilungen nie. Denn Mahler verständigte den Künstler auf mannigfaltigste Weise vom Pulte her, wenn er mit ihm über Vortrag und Tempo einer Stelle nicht einverstanden war. Auf einmal ging von seinem Pult her dann ein Fragen los, ein Fragen mit den Augen und mit den Händen, eine Verwunderung, ein Nichtbegreifen, ein Achselzucken, wobei der Taktstock drängend und drohend durch die Luft schnitt. Mancher Künstler verstand ihn und paßte sich rasch seinen Wünschen an, aber viele wurden auch ängstlich verwirrt und vermochten nicht ihre Gangart zu ändern. Da kam dann oft ein Augenblick, wo Mahler

plötzlich wie entkräftet mit hoffnungslos resignierter Gebärde beide Arme und dann langsam auch den Kopf sinken ließ, sich zurücklehnte und den Taktstock nur ganz lässig und locker in dem vom Künstler so hartnäckig behaupteten Tempo zwischen den Fingern hin und her schaukelte. Dieser Sänger bekam dann sicher unmittelbar nach dem Aktschluß in seine Garderobe Botschaft vom Kapellmeister. Noch eine andere Art Mahlers, sein Mißfallen auszudrücken, konnte Sänger und Orchester sehr beunruhigen. Hatte einer falsch gespielt oder gesungen, so führte der Kapellmeister mit dem Taktstock durch die Luft einen Stoß nach ihm, reckte den Kopf und den Hals drohend nach ihm aus, fixierte ihn mit stechenden Augen und blieb eine Weile in dieser ausfallenden Stellung, während er mit der freien Hand weiter dirigierte und, ohne hinzusehen, den anderen Mitwirkenden ihre Zeichen gab. Erschreckend wütend konnte er dabei aussehen, und ich nahm mir fest vor, falls ich mich irren würde, nicht zu ihm hinunterzuschauen. Und als ich einmal in einer Koloraturarie, statt zu den Schlußtakten überzugehen, unseligerweise in die frühere Stelle geriet, da drehte ich mich einfach um und überließ alles andere den Göttern. Dreimal kam ich in meiner Verwirrung immer wieder auf die falsche Stelle und dreimal sprang Mahler mit dem Orchester mit zurück. Die unbezwingliche Sehnsucht nach dem erlösenden hohen C des Schlußtaktes brachte endlich alle Todesangst vor Mahlers Schrekkensblicken zum Schweigen. Ihn ansehen und den richtigen Übergang finden war eins. Er verstand es, den Sängern aus jeder noch so verwickelten Situation zu helfen — nur fest anschauen mußte man ihn. Seine Lippen sangen und sprachen dann die gefährdete Stelle mit und seine Hände vermochten in ihrer vielsagenden Beweglichkeit den richtigen

Weg zu weisen. Ganz leise hob oder senkte er den Zeigefinger, wenn ein Sänger nicht rein sang. Im Publikum merkte es niemand und dem Künstler war geholfen. So rettete er mich auch damals, als ich mit meiner Arie nicht fertig werden konnte. Aber dann sah ich auf einmal, wie er tief den Kopf senkte und das Kinn förmlich in die Brust hinein bohrte. Die Achseln bewegten sich in unterdrücktem, krampfhaftem Lachen hin und her, während er nach links und rechts weiter dirigierte. Und er lachte, lachte, bis ihn endlich die Unruhe des ebenfalls ungemein vergnügten Orchesters aufsehen ließ. Ein Ruck, ein sich Aufrichten, einige energische Bewegungen mit seinem Stab, und alle waren wieder in der gewohnten Aufmerksamkeit und Spannung. Mußten wir Künstler nach den Aktschlüssen vor dem Vorhang erscheinen, so war das Zusammentreffen mit Mahler unvermeidlich. Draußen der Beifall des Publikums und unsere verklärten Mienen — hinter dem Vorhang das Mißfallen Mahlers und wir in Zerknirschung. Mit einem Klavierauszug, den er schnell im Heraufstürmen einem Inspizienten oder der Souffleuse entrissen hatte, stand er schon ungeduldig, die fragliche Stelle suchend. Gab dann das beifallspendende Publikum den Künstler frei, so hielt ihn der tadelnde Kapellmeister fest, vergaß ganz, daß er einen fremden Klavierauszug in den Händen hielt, und schmierte in diesen seine Zeichen und Anmerkungen hinein. Auf einmal bemerkte er den Staub, der durch den Dekorationsumbau entsteht. „Ja warum stehn Sie denn hier im Staub? Wissen Sie nicht, daß das Gift für den Sänger ist?" schrie er dann entsetzt und besorgt. „So gehen Sie doch in Ihre Garderobe! Künstler haben beim Umbau doch nichts auf der Bühne zu suchen!" Einwendungen gab's da keine. „Reden Sie doch nicht in

dieser Luft", fuhr er einem ins Wort und schob einen von der Bühne weg. Und lachend ging man in die Garderobe und hörte dann wohl auch ihn im Fortstürmen oft plötzlich laut auflachen, weil ihm wahrscheinlich eingefallen war, daß ja er es war, der das Staubschlucken über uns verhängt hatte. Aber auch mit Lobesäußerungen war er nicht zurückhaltend. Sah man es ihm schon beim Dirigieren an, daß er sich einer Leistung freute, so kam er dann gleich, wenn der Vorhang unten war, vergnügt und lustig auf einen zu, und ob es nun kleine blutige Anfänger oder Orden und Titel besitzende Sangesgrößen waren, jeder fühlte sich durch Mahlers Anerkennung im höchsten Sinne ausgezeichnet. Und auch die Mahler-Hasser, die ihn übertrieben in seinen Korrektheitsforderungen, sekkant, pedantisch und ungerecht nannten, waren durch sein Lob auf das angenehmste berührt und fanden dann, daß eben auch in Mahler doch hie und da das richtige Verständnis für ihre Künstlerschaft aufdämmere.

Ich folgte dann Mahler nach Wien und fand da seine künstlerische Leidenschaft unverändert, seine Kraft und Energie noch gesteigert; sein übermenschlicher Eifer und seine Spannkraft rissen alles mit. Mit jedem einzelnen arbeitete er besonders, keiner hatte das Gefühl, eine Nebenrolle zu singen. Proben über Proben gab es, die guten Vorstellungen waren dann etwas Selbstverständliches. Die Sicherheit, die ich mir früher erst nach einigen Aufführungen erringen konnte, gaben mir nun schon die Vorarbeiten. Ich wurde so selbständig und frei, daß ich bald keinen Blick auf den Dirigenten mehr nötig hatte. Mahler freute sich darüber, denn er hatte mich immer in meiner Ansicht bestärkt, daß Zeichen mit dem Taktstock nur Behelfe für Anfänger oder unmusikalische Leute seien und daß darstellende Sänger, wie Wagner sie braucht, den

Willen des Dirigenten spüren müssen, ohne sich erst seinem Pult zuzuwenden. Ein gemeinsames Wollen muß sich ergeben, ein Begegnen auf dem geistigen Urgrund eines Werkes muß zu geheimem, aber innigstem Einverständnis führen, das allein den Willen seines Schöpfers erfüllen kann.

Wenn Mahler darauf Wert legte, daß ich bei irgend einer Stelle zu ihm hinunter sehen sollte, so sagte er mir das vorher. Es kam bei Ensemblesätzen vor oder bei Stellen, wo wir Sänger das Orchester vielleicht nicht ganz gut hören konnten, wie zum Beispiel im zweiten Akt des „Tristan" im Gesange Tristans und Isoldens auf der Bank. Da sah ich immer unauffällig zu ihm hin. So konnte nichts geschehen. Er hatte eine so wundervolle unmerkliche Art, den Sänger zu führen und ihm seinen Willen mitzuteilen, daß das Publikum nie etwas von diesem Zusammenarbeiten merkte. Im Gegensatz zu den Dirigenten, die den Zuhörern von Anfang bis zu Ende immer beweisen wollen, daß der Sänger ohne ihre beständige Mithilfe überhaupt nicht bestehen könnte, ihn unaufhörlich mit dem Taktstock verfolgen und ihm jedes Wort unter auffälligen Mundverrenkungen vorsprechen.

Mahler war in den ersten Wiener Jahren noch ein ziemlich unruhiger beweglicher Dirigent. Später änderte sich das, und in den letzten Jahren seines Lebens hatte er seinen Körper zu geradezu eherner Ruhe gebändigt. Aber nur um so gewaltiger entströmte Kraft und Wille dieser unheimlichen Gelassenheit. Ich sah oft im Konzertsaal sein Dirigieren oder ich setzte mich in unsere Künstlerloge in der Oper und sah von oben dem kleinen Riesen zu. Er war ganz absichtslos in seinen Bewegungen, das Dirigieren wurde durch ihn nicht zur schauspielerischen Leistung, er wollte nicht wirken, nicht gefallen, nicht interessieren, es war kein Schaudirigieren, er wollte nur

dienen und erfüllen. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätten Orchester und Dirigent unsichtbar sein müssen, man hätte nicht die Arbeit, nicht den Schweiß sehen dürfen, und so verstand er auch mich, wenn ich es vermied, ihn, während ich auf der Bühne stand, anzusehen, denn auch ich möchte den Menschen nur das Werk zeigen, nicht den persönlichen Anteil und die Mühe oder das Verdienst der eigenen Arbeit.

Aus Briefen Gustav Mahlers*).

Berlin, 8. Dezember 1895.

Ich brauche zu meiner Symphonie (der Zweiten), wie Du weißt, am Ende des letzten Satzes Glockentöne, welche jedoch durch kein musikalisches Instrument ausgeführt werden können. Ich dachte daher von vornherein an einen Glockengießer, daß der allein mir helfen könnte. Einen solchen fand ich nun endlich; um seine Werkstatt zu erreichen, muß man per Bahn ungefähr eine halbe Stunde weit fahren. In der Gegend des Grunewald liegt sie. Ich machte mich nun in aller Frühe auf und es war herrlich eingeschneit, der Frost belebte meinen etwas herabgestimmten Organismus, denn auch in dieser Nacht fand ich nur wenig Schlaf. Als ich in Zehlendorf, so heißt der Ort, ankam und durch Tannen und Fichten, ganz von Schnee bedeckt, meinen Weg suchte, alles ganz ländlich, eine hübsche Kirche im Wintersonnenschein fröhlich funkelnd, da wurde mir wieder weit ums Herz, und ich sah, wie frei und froh der Mensch sofort wird, wenn er aus dem unnatürlichen und unruhevollen Getriebe der großen Stadt wieder zurück-

*) Die hier angezogenen Belegstellen aus Briefen Gustav Mahlers an mich sollen meine Darstellung seiner Persönlichkeit und Wirksamkeit bekräftigen.

kehrt in das stille Haus der Natur. Du bist ja auch in einer kleinen Stadt aufgewachsen und mußt es mir nachfühlen. Nach längerem Suchen fand ich die Gießerei; mich empfing ein schlichter, alter Herr mit schönem weißen Haar und Bart, so ruhevollen freundlichen Augen, daß ich mich gleich in die Zeiten der alten Meisterzunft versetzt fühlte. Alles war mir so lieb und schön. Ich sprach mit ihm, er war mir Ungeduldigem freilich etwas weitschweifig und langsam. Er zeigte mir herrliche Glocken, unter andern eine große, mächtige, die er auf Bestellung des Deutschen Kaisers für den neuen Dom gegossen. Der Klang war geheimnisvoll mächtig. So etwas Ähnliches hatte ich mir für mein Werk gedacht. Aber die Zeiten sind noch fern, wo das Kostbarste und Bedeutendste gerade gut genug sein wird, um einem großen Kunstwerk zu dienen. Indessen suchte ich mir einige etwas bescheidenere, aber immerhin meinen Zwecken genügende Glocken aus und verabschiedete mich nach einem Aufenthalt von etwa zwei Stunden von dem lieben Alten. Der Weg zurück war wieder herrlich. Jetzt aber in die Generalintendanz: da ging nun das Antichambrieren los. Diese Gesichter! Diese knöchernen Menschen! Jeder Zoll auf ihrem Gesicht trug die Spuren des sich selbst peinigenden Egoismus, der alle Menschen so unselig macht! Immer ich und ich – und nie du, du, mein Bruder!

Berlin, 9. Dezember 1895.

Heute werde ich die erste Probe halten, allerdings nur eine Vorprobe, aber doch wenigstens eine Probe. Ich muß die himmlischen Heerscharen einexerzieren. Gelt, da bist Du neugierig, was das ist? Das kann man aber nicht in Worten ausdrücken (natürlich, sonst schriebe ich ja keine Musik dazu),

aber wenn die Stelle im letzten Satz kommen wird, wirst Du Dich wahrscheinlich dieser Worte erinnern und es wird Dir alles klar sein. Gestern habe ich mein erstes Diner abgesessen (wirklich beinahe wie ein Sträfling), auch einer der Kritiker war anwesend, gerade einer, der voriges Jahr am meisten geschimpft hat . . .

Berlin, 10. Dezember 1895.

. . . So über alles Erwarten gelang alles. Die Mitwirkenden waren so begeistert und so ergriffen, daß sie von selbst für alles den richtigen Ausdruck fanden. Wenn Du das hättest hören können! So groß und mächtig klingt es, wie man es nie vernommen.

Steinbach am Attersee, 24. Juni 1896.

Denke Dir, ich habe die Entwürfe zu meinem Werk (der Dritten Symphonie), die ich jetzt im Sommer ausarbeiten wollte, in Hamburg vergessen und bin ganz in Verzweiflung darüber. Das ist ein so unglücklicher Zufall, daß er mich meine Ferien kosten kann. Kannst Du das verstehen, um was es sich dabei handelt? Es ist ungefähr so, als ob Du Deine Stimme irgendwo liegen gelassen hättest und müßtest nun warten, bis sie Dir wieder jemand zusendet.

Steinbach am Attersee, 25. Juni 1896.

Daß Du an Deinen armen Papa so viel denkst, kann ich Dir nachfühlen. Auch ich habe ähnliche Empfindungen, so oft mir etwas Schönes und Gutes geschieht. Es ist zu traurig, daß gerade diejenigen, die den größten Anteil an uns haben und nehmen, selten das an uns erleben, was sie wünschen. Sie gehen eine kleine Strecke des steinigen Weges mit uns und müssen uns dann verlassen; schon für beglückt müssen

wir uns halten, wenn sie nur von ferne wenigstens einen Blick auf das schöne Ziel werfen können . . . Gedenke auch der Lebenden und vergiß nicht, daß auch da ein Tag einst kommen muß, wo nichts mehr gut zu machen ist. In solchen Momenten fühlt man am deutlichsten den Zusammenhang mit den Seinigen.

Steinbach am Attersee, 26. Juni 1896.

In den nächsten Tagen mache ich einen kleinen Ausflug nach Ischl, wo ich seit Jahren immer Brahms treffe. Hier kann ich wirklich mit Faust sagen: Von Zeit zu Zeit seh ich den Alten gern! Er ist ein knorriger und stämmiger Baum, aber reife, süße Früchte, und eine Freude, den mächtigen, reichbelaubten Baum anzusehen. – Wir passen allerdings nicht sehr zusammen und die „Freundschaft" wird nur aufrechterhalten, weil ich dem alten, großen Meister als Junger, Werdender gern die schuldige Rücksicht und Nachsicht zolle und mich nur von der Seite zeige, von der ich glaube, daß sie ihm angenehm ist.

Steinbach am Attersee, 1. Juli 1896.

. . . Aber in der Symphonie handelt es sich doch um eine andere Liebe, als Du vermutest. Das Motto zu diesem Satz (Nr. 7) lautet:

„Vater, sieh an die Wunden mein!
Kein Wesen laß verloren sein!"

Verstehst Du also, um was es sich da handelt? Es soll damit die Spitze und die höchste Stufe bezeichnet werden, von der aus die Welt gesehen werden kann. Ungefähr könnte ich den Satz auch nennen: „Was mir Gott erzählt!" Und zwar eben in dem Sinne, als ja Gott nur als „Liebe" gefaßt werden

kann. Und so bildet mein Werk eine alle Stufen der Entwicklung in schrittweiser Steigerung umfassende musikalische Dichtung. Es beginnt bei der leblosen Natur und steigert sich bis zur Liebe Gottes! Die Menschen werden einige Zeit an den Nüssen zu knacken haben, die ich ihnen vom Baume schüttle . . .

Steinbach am Attersee, 6. Juli 1896.

Dafür sollt Ihr aber etwas S c h ö n e s bekommen. Der Sommer marschiert ein, da klingt es und singt es, wie Du Dir es nicht vorstellen kannst! Von allen Seiten sprießt es auf. Und dazwischen wieder so unendlich geheimnisvoll und schmerzvoll, wie die leblose Natur, die in dumpfer Regungslosigkeit kommendem Leben entgegenharrt. Es läßt sich das nicht in Worten ausdrücken.

Steinbach am Attersee, 9. Juli 1896.

Als Dein Brief ankam, hatte ich einen seltsamen Spaß. Ich sah, wie gewöhnlich, auf den Poststempel und bemerkte diesmal, daß, wie sonst Malborghet, nur P. A. N. (dahinter stand noch 30, was ich aber nicht sah). Nun suche ich schon seit Wochen nach einem Gesamttitel für mein Werk und bin endlich auf: „Pan" verfallen, welches, wie Du ja wissen wirst, eine altgriechische Gottheit, die später zum Inbegriff des All geworden (Pan griechisch: Alles). Nun kannst Du Dir denken, welche Überraschung mir zunächst diese drei unverständlichen Buchstaben bereitet, die ich nachträglich endlich als Postamt Nr. 30 entzifferte. Ist das nicht eigen?

Steinbach am Attersee, 10. Juli 1896.

Gearbeitet hab' ich auch schon fleißig! Herrgott, werde ich aufatmen, wenn ich dieses Werk auch wieder glücklich beendet

haben werde. Wie der Bauer, wenn er sein Korn in die Scheune gebracht hat. Ungefähr drei Wochen brauche ich wohl noch! Aber dann heißt es Juchhe! Ausruhen! Wenn auch noch der liebe Sonnenschein seinen Segen dazu gibt — denn jetzt benimmt er sich scheußlich! Nicht eine halbe Stunde vergeht bei uns ohne tüchtigen Regenschauer! Es ist so verzweifelt, daß man wirklich berechtigt ist, in einem fort vom Wetter zu sprechen.

Steinbach am Attersee, 18. Juli 1896.

Aber ich habe es Dir doch geschrieben, daß ich an einem großen Werke arbeite. Begreifst Du nicht, wie das den ganzen Menschen erfordert und wie man da oft so tief drin steckt, daß man für die Außenwelt wie abgestorben ist. Nun aber denke Dir ein so großes Werk, in welchem sich in der Tat die ganze Welt spiegelt — man ist sozusagen selbst nur ein Instrument, auf dem das Universum spielt. Ich habe es Dir doch schon oft erklärt — und Du mußt es akzeptieren, wenn Du wirklich Verständnis für mich hast. Sieh, das mußten alle lernen, die mit mir leben sollen. In solchen Momenten gehöre ich nicht mehr mir . . . Es sind furchtbare Geburtswehen, die der Schöpfer eines solchen Werkes erleidet, und bevor sich das alles in seinem Kopfe ordnet, aufbaut und aufbraust, muß viel Zerstreutheit, Insichversunkensein, für die Außenwelt Abgestorben sein, vorhergehen. . . . Meine Symphonie wird etwas sein, was die Welt noch nicht gehört hat! Die ganze Natur bekommt darin eine Stimme und erzählt so tief Geheimes, das man vielleicht im Traume ahnt! Ich sage Dir, mir ist manchmal selbst unheimlich zumute bei manchen Stellen, und es kommt mir vor, als ob ich das gar

nicht gemacht hätte. Wenn ich doch nur alles so fertig bekomme, wie ich mir vornehme.

Steinbach am Attersee, 21. Juli 1896.

Vor Hamburg graut es mir diesmal ordentlich! Wie die Verhältnisse sich dort entwickeln werden, kann vielleicht Pollini selbst nicht einmal ahnen. Aber heiß wird es schon zugehen bei den vielen widerstrebenden Interessen, die da aufeinanderplatzen werden. Ob es Pollini gelingen wird, mich hinauszugraulen? Was ich dann täte, wüßte ich vorderhand wirklich nicht, da nirgends eine Stellung frei ist, die ich annehmen könnte. . . . Meine Arbeit zieht sich noch immer hin! Wie werde ich aufatmen, wenn ich Dir werde schreiben können: ich bin fertig! Und doch ist es eigentümlich, von einer solchen Arbeit Abschied zu nehmen, die einem zwei Jahre hindurch der Inbegriff des Lebens war! Kannst Du das verstehen? Mir kommt es immer so vor, wenn ich so etwas ausspreche, daß Dich das eigentlich kränkt. Ist es so?

Hamburg, Dezember 1896.

Sei mir gegrüßt in Bayreuth! (Ich war damals in Bayreuth, um bei Frau Cosima Wagner die Kundry zu studieren.) Bald stehst Du in dem Raum, in dem einer der herrlichsten Geister gewaltet hat, die unter den Menschen gewandelt. Dieses Gefühl muß Dich über alle Befangenheit hinausheben, die Dich etwa beim Eintritt unter die gegenwärtigen Bewohner anwandeln könnte. Denke nur immer daran: E r wäre mit Dir zufrieden, denn Er schaut in Dein Herz und weiß alles, was Du kannst und willst. Nun, Du trittst Deinen Weg g e r ü st e t an, wie selten eine! Dessen sei getrost!

Berlin, Winter 1897
(vor der Fahrt nach Moskau).

Gestern also schlug ich die zwei Schlachten (Generalprobe und Konzert) und muß Dir leider kommunizieren, daß der „Feind" gesiegt hat. Es war sehr starker Beifall, aber ebenso starke Opposition. Zischen und Applaudieren! Schließlich holte mich Weingartner doch und ich verneigte mich; dann ging es erst recht vor dem Publikum los. Die Presse wird mich wohl total verreißen. . . . Die Justi (Mahlers Schwester) scheint sich über den Berliner Mißerfolg riesig zu kränken! Ich meinerseits dachte schon gar nicht mehr daran und bin sogar in gewissem Sinne stolz darauf! In zehn Jahren werden ich und die „Herren" uns wiedersprechen.

Moskau, März 1897.

Moskau macht einen wunderbaren fremdartigen Eindruck. Erster Eindruck: kein Wagengerassel — lauter Schlitten. Und daß ich den Pelz mithabe, ist ein Glück, ich hätte vor Kälte kaum die Fahrt vom Bahnhof ins Hotel machen können. Es gibt nur offene Schlitten! Gegessen habe ich seit zwei Tagen nichts und bin schon ganz schwach. Da machst Du wieder sehr wilde Blicke! Aber jeder Versuch wurde von meinem Magen durch unzweideutige Botschaften zurückgewiesen.

Moskau, 15. März 1897.

Heute abend kommt Nikisch hier an, der nächstens auch ein Konzert gibt. Da werde ich endlich mal ein deutsches Wort reden können. Ich bummele den ganzen Tag herum. Die Stadt ist herrlich anzuschauen, nur die Menschen beinahe südlich lebendig! Aber unglaublich bigott. Jeden zweiten

Schritt ein Heiligenbild oder eine Kirche, wovor alle Vorübergehenden stehen bleiben und sich an die Brust schlagen und kreuzigen nach russischer Sitte.

Moskau, März 1897.

Ich bin schon riesig froh, daß es fortgeht. So eine fremde Stadt lastet zu sehr auf dem Gemüt. Das Konzert ist sehr gut ausgefallen, so weit ich den Erfolg beurteilen kann. Das Publikum ist allerdings ganz undiszipliniert hier und nicht sehr aufmerksam. Das Konzert begann um 9 Uhr und war um 12 Uhr zu Ende. Um 4 Uhr kam ich erst in das Bett. Jetzt graut mir wieder vor dreitägiger Reise nach München, wo ich Freitag ankommen werde. Heute ist Dienstag.

März 1897.

Denk' Dir, auf der Fahrt zwischen Moskau und Warschau war, kurz bevor mein Zug passierte, ein Eisenbahnzusammenstoß geschehen – mitten im Felde mußten wir plötzlich stehen bleiben und warten, bis die zertrümmerten Wagen aus dem Wege geräumt waren. Sage aber nichts der Justi davon; sie ist zu ängstlich und könnte die ganze Zeit nicht schlafen.

Gestern also war die erste Probe. Sie ist ein Martyrium für den Autor. Jetzt gleich kommt die zweite, die wird mich hoffentlich für die gestrigen Leiden entschädigen.

Mein Berliner Debüt scheint die Gemüter noch immer lebhaft aufzuregen. Heute sende ich an Justi ein Referat der hiesigen „Allgemeinen Zeitung", das mich lebhaft amüsiert hat. Die Herren bleiben sich immer gleich! Gott sei Dank, meine Wanderzeit geht ihrem Ende entgegen.

Wien, 17. Mai 1897.

Gestern und vorgestern kam ich nicht einmal dazu, Dir ein Wort zu sagen. Es war ein schrecklicher Wirrwarr von Gratulationen, Besuchern usw.! Gott sei Dank! ist nun alle Not vorüber! Ganz Wien hat mich geradezu mit Enthusiasmus begrüßt! Jetzt kommen nächste Woche „Walküre", „Siegfried", „Figaros Hochzeit" und „Zauberflöte". Es ist kaum mehr daran zu zweifeln, daß ich in absehbarer Zeit Direktor werde. . . . Erzähle mir doch, wie es bei Euch in dem Theater (in der Strafanstalt) ausschaut! . . . Es geht famos. Das ganze Personal ist sehr für mich eingenommen und meine Position ist eine exzeptionelle, glänzende.

Wien, 12. Juni 1897.

Mein Hals ist noch immer in einem entsetzlichen Zustand, und ich befürchte, daß ich noch ein oder zwei Abszesse durchmachen muß. Ich soll einen vernachlässigten chronischen Rachen- und Nasenkatarrh haben, wie mir der Operateur gesagt, und muß mich zunächst einer täglichen Höllensteinpinselung unterziehen. Im August, wenn ich zurückkomme, werde ich nochmals gründlich operiert. Dies sind also die lieblichen Aufklärungen, die ich Dir gern erspart hätte. Gefährlich ist ja die Sache nicht, aber schmerzhaft und langwierig. Und nun soll ich versuchen, ob mir die Bergluft (800 Meter) nicht gut tut. Ich habe ein Häuschen in Kitzbühel in Tirol gemietet. Da geh ich morgen schon hin. Mitte Juli, zum Beginn der Festspiele, hoffe ich, in Bayreuth einzutreffen.



Hofphot. W. Weis

Wien, Juni 1897.

Ich dirigiere morgen wieder „Fliegenden Holländer" und übermorgen „Lohengrin". Du würdest eine Freude haben, wenn Du meine Position hier sehen könntest! Und wie mich das ganze Personal gern hat! Man kommt sich wirklich wie aus einem Strafhaus entsprungen vor!

Entscheidende Eindrücke.

In die verschwommene Ferne meiner Kinderjahre taucht mein Blick und da sehe ich mich, kaum dreijährig, in irgend einem Zimmer und sehe durch irgend eine Tür einen großen alten Mann mit feierlich heiterer Gebärde hereintreten. Wie wenn es gestern gewesen wäre, sehe ich seine Fülle schlohweißer, lockiger Haare, seinen welligen, weißen Vollbart, seine hellglänzenden Augen und seine auffallend schönen, fast schimmernden Zähne und höre dazu eine tiefe, dunkel tönende, fast singende Stimme die Menschen grüßen, die da um mich herum gewesen sein mögen. Das war mein Großvater, der Vater meiner Mutter. Nicht die kleinste persönliche Erinnerung habe ich sonst an ihn, denn er starb, als ich noch sehr klein war, und doch vervollständigte sich mir sein Bild, je älter ich wurde, und steht heute so deutlich vor mir, als hätte mich das Leben selbst mit ihm vertraut gemacht. Dies verdanke ich meiner Mutter, die uns Kindern sein Bild stets vor Augen hielt, uns, als wir noch klein waren, sein äußeres Wesen schilderte, dann aber, mit unserem wachsenden Verständnis, auch in die geistige Weite dieses merkwürdigen Menschenlebens blicken ließ.

In dem furchtbaren Teuerungsjahre 1817 waren seine Eltern schwer heimgesucht worden und wanderten aus ihrer

württembergischen Heimat nach Südrußland aus. Mein Großvater aber blieb zurück, weil die vielversprechenden Anlagen des zwölfjährigen Knaben zu der Hoffnung berechtigten, daß er sie in einem anderen Stande werde besser verwerten können, als in dem eines Landmannes. Er wurde dann ein berühmter Sänger, fuhr durch halb Europa, war lange Zeit an der Hofbühne in Petersburg, dann Konzertsänger bei Felix Meritis in Amsterdam, war in Italien, Schweden und Norwegen, und aus alten Verträgen und Theaterzetteln weiß ich, daß da und dort auf deutschen Bühnen, wo ich jetzt meine Brunhilden singe und spiele, einst auch mein Großvater sang und spielte. Erzählungen aus seinem bewegten Leben erregten mein junges Gemüt und so wie sonst Kinder ihre Mutter um schöne Märchen bitten und betteln, so bat ich um Geschichten aus meines Großvaters Leben, ruhte nicht, bevor ich nicht das durchlöcherte Gilet zu sehen bekam, welches er getragen, als er bei den Lola Montez-Unruhen von einem Dolchstich getroffen wurde, und gab mich nicht zufrieden, bevor nicht alle Erinnerungen an seine Theaterlaufbahn vor mir ausgebreitet lagen. Prachtvolle Straußfedern, schwere Seidenbrokate, echte Goldstickereien (ich trage noch heute einen Gürtel davon als Glucks Klytämnestra), Knöpfe, Spangen, Degengriffe aus Markasit blendeten meine Kinderaugen. Ich sah dann wohl fragend und verwundert meine Großmutter an, die öfters zu uns auf Besuch kam und eine wunderschöne Frau war, die mir in ihren schweren, schwarzen Seidenkleidern mit den großen Spitzenumhängen und den Rüschenhäubchen auf dem silbrigen Scheitel so viel Scheu einflößte und vor deren Würde ich alle zärtlichen Enkelgefühle in mir verschlossen hielt. Später erfuhr ich auch, daß mein Großvater noch in jungen Jahren die Bühne verlassen hatte, da meine schöne, stolze Großmutter

sich nicht mit dem Theater in ihren Mann teilen wollte. Geistige Bildung und feines Kunstverständnis befähigte die beiden, ein großes, später durch sie weltberühmtes Kunstantiquariat zu übernehmen, und ihr schönes altes Haus zu Augsburg wurde der Mittelpunkt geistiger Geselligkeit.

Von Zeit zu Zeit zeigte uns unsere Mutter Briefe und Bilder aus jener Zeit, und das geschah immer mit solcher Feierlichkeit, daß es uns ganz selbstverständlich war, diese Dinge nicht immer vor Augen zu haben. Ein kleines Büchserl durften wir hie und da in die Hand nehmen und da stand darauf: „Aus Goethes Hand empfangen." Mein Großvater hatte es von Goethe bekommen, als er ihm vorgesungen hatte. Die kleine Geschichte, die sich daran knüpft, fand ich unlängst zu meinem Stolz in „Goethes Tonkunst" von Wilhelm Bode wieder erzählt, und ganz genau so, wie ich sie vom zartesten Kindesalter an immer wieder von meiner Mutter gehört hatte. Die Namen Uhland, Herder, Gerok, Christoph v. Schmid und Scheffel klingen mir vertraut aus der Kindheit her, sie alle verkehrten mit meinen Großeltern und liebten sie, und mancher Beweis dafür wird in der Familie aufbewahrt. Ich hege und hüte ein Bild Uhlands mit eigenhändiger Widmung an meinen Großvater, dann eine Sammlung von Bildern Rugendas, die der Meister selbst meinen ihm befreundeten Großeltern schenkte, eine Erstausgabe von „Des Knaben Wunderhorn" und noch manches andere ist mir lieb und teuer, und einen besonderen Platz nimmt eine Einladung zu Beethovens Leichenbegängnis ein, die mein Großvater damals erhielt. Mit all diesen Dingen wuchs ich auf, und sie haben sicher Eindrücke in mir hinterlassen, die meinem späteren Denken und Wollen eine ganz bestimmte Richtung gaben. Mitten in dem Kranz von Bergen verbrachte ich meine

Jugend, in sie verlor sich mein Kinderblick, ihre schneeigen Gipfel erschienen mir unerreichbar und füllten mich immerwährend mit Sehnsucht. Ich bin ihnen treu geblieben und ich liebe sie heute noch wie damals. Als junges Mädchen lebte ich einige Jahre in unserem jetzt zerstörten, verbluteten Görz, da sah ich zuerst vom Monte Santo aus in weiter Ferne das Meer flimmern, und dann fuhr ich eines Tages hinter Nabresina um eine Ecke und da wogte es vor mir tiefblau und silbern schäumend ins Unendliche. Als ob mein Leben plötzlich stille stände, als ob alles Frühere weg wäre und nichts mehr kommen könnte, so war es mir, als ich so unvorbereitet das Meer vor mir hatte, und dann weinte ich, aber ob vor Glück oder Schmerz, das weiß ich nicht mehr. Ich verbrachte oft viele Wochen am Meer. Es macht so wunderbar gleichgültig, widerstandslos, seine Größe und Unendlichkeit läßt nichts von einem übrig, man wird willenlos und ergibt sich willenlos dem, was das Leben eben von einem verlangt, sei's nun Glück oder Elend.

Meine Jugend aber hatte mich doch den Bergen zugewiesen, und wenn sie auch weder trösten noch beschwichtigen und nur mittrauern und immer neue Sehnsucht zur alten wecken, so hatte sich mein Kinderblick doch für alle Zeit für sie entschieden.

Ich hatte in meiner Jugend keine Gelegenheit, wirklich gute Musik zu hören oder ein anständiges Theater zu sehen. Meine Mutter war wohl mit einem feinen Sinn für alles Schöne, geistig Wertvolle bedacht worden, aber das Talent meines Großvaters war nicht auf sie übergegangen und auch seine Stimme nicht. Beides lag noch unbehoben und in der ganzen großen Familie gab es niemanden, der dafür bestimmt schien. Salonalbums lagen auf meinem Klavier und sentimentale Lieder und Schmachtfetzen sang ich zu jeder Stunde

des Tages und ließ mich nicht bitten, wenn mich jemand hören wollte. Eines Tages aber bekam ich eine alte vergilbte Mappe meines Großvaters in die Hand und fand darin Schubert- und Schumann-Lieder. Als erstes spielte ich mir „Die beiden Grenadiere" vor. Meine Mutter kam dazu und erzählte mir, daß gerade dieses Lied mein Großvater geliebt, daß er es aber nicht übers Herz bringen konnte, die Stelle zu singen: „Laß sie betteln gehen, wenn sie hungrig sind"; und er änderte eigenmächtig den Text und sang dafür: „Der Himmel speist sie, wenn sie hungrig sind!"

Ich spielte dann auch weiterhin meine Walzer und jodelte weiterhin meine Kärntnerlieder, schon um meinem seit Jahren schwer leidenden Vater eine Freude zu machen, aber wenn ich allein war, nahm ich die vergilbte Mappe wieder her, sang mit leiser Stimme Lied auf Lied und hatte nun heimlich eine kleine Welt für mich, eine Welt, in der ich mich immer heimischer fühlte, während mir das Frühere fremd wurde. Ein Schubert-Lied jemandem vorzusingen aber hätte ich nicht über mich gebracht. Es war mir, als würde ich dadurch mein ganzes Innere verraten, als würde ich nur von mir sprechen und meine Geheimnisse erzählen. Aber mein Sinn hatte sich ganz und gar dafür entschieden, und heute weiß ich, daß das Öffnen der alten Mappe ein bedeutungsvoller, ja entscheidender Augenblick in meinem Leben war. Entscheidend wurde es dann, als mich der kranke Dichter Julius Rosen einmal die Pagenarie aus „Hugenotten" singen hörte, denn dies veranlaßte ihn, zu behaupten, daß ich auf die Bühne gehörte, und entscheidend war's dann, als ich Direktor Jahn eines Tages wieder den Pagen vorsang, der mir eine Koloraturkarriere weissagte und mich an Frau Rosa Papier wies, und ein ganz entscheidender Augenblick war's,

als ich dieser Frau zum erstenmal begegnete. Ich sah sie und liebte sie, und was sie mir auch später gab, wie sie sich mir auch in ihrer wundervollen Güte und warmen Menschlichkeit erschloß und als große Künstlerin offenbarte, diese Liebe zu ihr war von Anbeginn an da. Ich bewunderte sie umsomehr, je wacher und reifer ich wurde, aber lieben mußte ich sie gleich, auch als ich noch nichts von ihr wußte, schwärmerisch und mit aller Kraft meiner liebebedürftigen jungen Seele. Sie nannte mich gleich „Mildenburg“, und als ich sie verbesserte und sagte, Mildenburg sei nur mein Prädikat, und eigentlich hieße ich Bellschan, da wollte sie davon nichts wissen, „Mildenburg merkt sich leichter“, und dabei blieb es für alle Zeit. Ich war mit meiner Mutter und meiner Stimme schon da und dort gewesen, viele hatten mir eine große Zukunft prophezeit, aber die Honorare waren auch groß — zu groß. Rosa Papier machte es mir rührend leicht und nahm mich als Schülerin. Als ich ihr beim Abschied die Hand küssen wollte, lehnte sie das entschieden ab und meinte, sie sei ja noch keine alte Frau! Nein, das war sie nicht, in lichter blonder Schönheit stand sie da und voll warmer, heller Freundlichkeit, und dann lachte sie lustig und ausgelassen bis zu Tränen, denn ihr kleiner Berndl hatte die Tür aufgerissen, war mit einem Satz auf sie gesprungen und wendete sich aus diesem sicheren Hafen nun wütend gegen seine dicke alte Kindsfrau, die keuchend hinter ihm her kam, um ihn in die Kinderstube zurück zu eskortieren. In einigen Sekunden tat Berndl alles, was er nicht tun sollte, reckte die Zunge heraus, machte lange Nase, schlug mit den Füßen aus, stieß wie ein Bock mit dem Kopf, und auch sein Vorrat an Schimpfworten war für sein dreijähriges Bestehen beträchtlich! Und alle diese Liebenswürdigkeiten waren an seine alte

Behüterin gerichtet. Und Frau Papier? Die hielt den strampelnden Buben fest und lachte und lachte, lachte und lachte noch mehr, als die dicke, keuchende Kindsfrau unter Heulen ihren sofortigen Tod ankündigte, sah dann aber plötzlich zerstreut mit offenem Mund vor sich hin, sah auf uns, sah auf ihren Sohn, schrie diesen unvermittelt fürchterlich an, und schon lag er draußen! Das dauerte alles zusammen kaum eine Minute. Als ob nichts geschehen wäre, war Frau Papier wieder gewinnend liebenswürdig und ließ sich schließlich auch die Hand küssen, und ich küßte sie ihr seither oft und küsse sie ihr heute noch in unverminderter Liebe. Es war ein entscheidender Eindruck, als ich sie kennen lernte. Sie ist warm und gütig und großzügig in allen Lebensdingen. Und alles an ihr ist Musik — ich habe nie eine Frau gesehen, die so getränkt von Musik und dabei so musikalisch gebildet ist wie sie. Es war mir nicht gegönnt, sie auf der Bühne zu hören, aber wenn sie mit leiser Stimme manchmal ein Schubert- oder Brahms-Lied sang oder vielmehr andeutete, so war das immer ein tiefes Erlebnis für mich, und ich konnte es verstehen, daß ihre Kunst den Menschen unvergeßlich ist. Mein Gesangsstudium begann und damit ein mir völlig ungewohntes Leben. Vieles kam zum Vorschein, was zu meiner Natur gehörte, aber erst durch ganz bestimmte Eindrücke aufwachen konnte, die mir in der Gleichförmigkeit der Provinzstadt versagt geblieben waren. Besonders in der Musik hatte ich so gut wie alles nachzuholen und sie führte mich von Erlebnis zu Erlebnis. Wie von schwerer Last bedrückt war ich nach der ersten Wagner-Oper, überwältigt und hilflos und voll Gier und Sehnsucht in diese große geheimnisvolle Welt völlig einzudringen! „Diese Welt ist für mich entstanden und ich bin für sie geboren", sagte ich aus langem Schweigen heraus zu

einer Kollegin, die mit mir in „Siegfried" war und mit mir durch die Nacht heimging. Sie nannte mich auf der Stelle eine eingebildete dumme Gans und hielt mir mein Gewicht vor: „Sechsundfünfzig Kilogramm und die Brunhilde!"

„Ja, gehen denn die Brunhilden nach Gewicht?" schrie ich und nannte sie gleichfalls eine dumme Gans.

„Onkel Hartmann", so hießen wir Papier-Schülerinnen den seither verstorbenen Regierungsrat Emil v. Hartmann, der wie so viel andere oft Frau Papiers Gast war. Er widmete sich uns Mädeln ganz besonders, verwöhnte, erzog und zankte uns, sah milde und nachsichtig unseren harmlosen Dummheiten zu und griff ein, wenn sie in wirkliche ausarten wollten. Er hatte unser Vertrauen und unseren Respekt zugleich, denn er spielte auch meisterhaft Klavier und konnte uns alle und zu allem begleiten. Und wie begleiten! Das war wirklich entscheidend für mein Kunstleben, daß ich ihm begegnete und daß er sich gerade meiner so liebevoll und selbstlos annahm. Er war es, der mit mir jene Partien studierte, die ich in Hamburg gleich als erste singen sollte, er machte mich musikalisch peinlich genau und pedantisch und ihm danke ich es, daß ich bombensicher mit meinen Rollen in Hamburg eintraf. Und so danke ich es wohl auch ihm, daß Mahler aufmerksam auf mich wurde. Hätte ich damals, als ich meine erste Klavierprobe zur „Walküre" mit Kapellmeister Pohlig hatte und Mahler plötzlich eintrat, nicht gar so präzis meine Einsätze gebracht und meine Achtel und Viertel eingehalten, so wäre Mahler sicher auf und davon gerannt. So aber blieb er und blieb seither in meinem Leben, in meiner Kunst, in meiner Arbeit. So fühlte ich mich durch ihn geführt, er sollte mir immer zusehen können, so übte ich Kontrolle über meine Kunst und so wacht er über mich

auch in seinem ewigen Schlaf. Durch ihn kam ich auch nach Bayreuth, stand eines Tages in Wahnfrieds dämmriger Halle und dann trat Cosima Wagner ein. Nicht so ungestüm wie ein Jahr vorher Gustav Mahler ins Probezimmer eintrat. Für sie schob mein Schicksal leise die seidenen Vorhänge auseinander und für Gustav Mahler riß es stürmisch die Tür auf. Beide Male stand ich wortlos und erschreckt, ohne zu verstehen, was da über mich kam, und daß das Leben eben sein entscheidendstes Wort sprach. Heute weiß ich, daß mich damals mein Schicksal unter vielen bevorzugt und meiner Kunst ein königliches Geleite auf ihren Weg mitgegeben hat: Gustav Mahler und Cosima Wagner.

Rückblick.

Auch ich soll zum Feste des fünfzigjährigen Bestehens der Hofoper etwas sagen. Das ist leicht und schwer zugleich. Leicht, wenn ich jener Zeiten denke, wo Gustav Mahler dort wirkte und Künstler und Publikum von Fest zu Fest führte, schwer, wenn ich denke, wie es dann kam, als er ging und die allein ließ, die zu ihm gehörten. Heute will ich's mir aber leicht machen und nur von jener Zeit sprechen, wo der noch da war, durch den ich den Mut zu meiner Kunst fand, durch dessen Unerbittlichkeit gegen das Gemeine, Halbe, durch dessen Hingebung an das Werk, durch dessen Sachlichkeit und wunderbare Mischung von Genialität und Pedanterie mir die künstlerische Zucht gegeben wurde. Genie und Pedanterie! Es war eines der letzten Gespräche, die ich mit ihm in der Hofoper hatte, und ich weiß noch, wie lebhaft er mir zustimmte, als ich meinte, daß Genie ohne gehörigen Einschlag von Pedanterie nicht möglich sei, und daß das

Wort „verbummeltes Genie" nichts anderes bedeute, als Begabung und Talent ohne Disziplin und Fleiß. Aber gerade diese Pedanterie verargte man ihm so sehr und gerade diese Pedanterie, zu der er die Leute bei Proben zwang, führte sie so weit über sich selbst hinaus und ließ sie Ungeahntes an sich selbst erleben; und wenn er mir in seinem Abschiedsbrief vor seinem Scheiden aus der Hofoper ans Herz legte, „obenauf zu bleiben", so hieß das, ich sollte meine Begabung und mein Talent rein halten von Oberflächlichkeit, ich sollte dem Werke dienen bis ins Kleinste, um es bis ins Größte zu erleben!

Mahlers Vorstellungen von einer unerhörten, niemals zuvor erlebten Kraft waren das Ergebnis seiner pedantischen Genialität. Nichts war ihm unwichtig, nebensächlich, die kleinsten Notenwerte waren ihm Ausdrucksmittel, jede Pause war geistig erfüllt und hatte ihr eigenes Leben, und jedem, hatte er auch eine noch so kleine Rolle, gab er das Gefühl, daß es auf ihn ankomme und sein Versagen ein Vergehen an dem großen Ganzen bedeute. Bis aufs Blut peinigte er die Menschen mit seiner Unerbittlichkeit gegen alles „Geniale". Nie war er so wütend, so grob, als wenn einer ihn beruhigen wollte und meinte: „Am Abend, wenn ich in Stimmung bin, da kommt der Ausdruck von selber!" Ihn interessierten vor allem die Proben; was er da den Künstlern entrang, das zählte für ihn und er drang auf sie förmlich ein, er gab nicht nach, zwang sie mit aller Gewalt weg von ihren ausgetretenen Wegen, um sie auf bisher unbekannte Höhen zu führen.

Das gab manchmal böse Szenen. Es war keiner, der nicht ein oder das andere Mal schimpfend, fluchend, weinend, verzweifelt von so einer Probe ging. Mahler war aber darin

ganz unsentimental, unrührbar und unbeirrbar. Ja recht derb konnte er werden und einen kalt von oben bis unten mustern, wenn man an sein Einsehen appellierte. Manche blieben verletzt und verstockt und verschlossen sich völlig dem, was sich unter rauher Schale barg, während die anderen durch alle Rauheit und Ungebärdigkeit seine Größe erkannten und für alle Zeit vom Reichtum jener Stunden gesegnet blieben. Konnte man ihm einmal nicht folgen und ihn nicht begreifen, dann war es das beste, alle Erwiderungen und Einwände für sich zu behalten und sie ihm später unter vier Augen vorzubringen. Das Gefährlichste waren die Reden und Gegenreden vom Pult zur Bühne. Da konnte er die Leute schrecklich kränken, in Verlegenheit bringen und leicht lächerlich machen, was die Menschen ja am wenigsten vertragen. Ich erinnere mich einer Probe zu „Fidelio", wo Mahler in einen wahren Widerspruchstaumel verfiel, weil Hesch und ich eine Prosastelle im Kerkerakt anders empfanden als er. Fünfzehnmal sprachen wir die paar Worte, ohne ihn zu befriedigen. Zwischendurch wurden wir für talentlos, unbegabt, gefühllos, träge, innerlich faul und schwunglos erklärt, und natürlich wurde es dadurch nicht besser, und wenn wir das alles, was er uns vom Pult her an den Kopf warf, nun wirklich gewesen wären, so hätten wir unsere Prosastelle schließlich auch nicht schlechter sprechen können. Endlich gab er es auf und seinen verächtlichen, resignierten Blick nach, auch uns! Die Probe ging zu Ende und Hesch und ich warteten dann hinter der Bühne auf ihn, denn es war uns unmöglich, so uneinig von ihm gehen zu müssen. Zuerst wurden wir von ihm unerhört frostig angesehen, dann angefahren, aber doch angehört, und nach fünf Minuten stellte es sich heraus, daß wir eigentlich alle drei dasselbe gemeint hatten. Widerspruch von

der Bühne her, vor Orchester, Chor, Bühnenpersonal, machten ihn immer nervös und führten leicht zu gefährlichen Verwicklungen. Jemandem recht zu geben, war ihm nie ganz leicht, und da sein Verstand so mächtig und vielseitig war, so hatte er eigentlich immer recht, auch wenn er das eben leidenschaftlich Behauptete in derselben Minute verwarf; es war dann eben von der anderen Seite das Richtige, und das arme Opfer stand eben verblüfft und hilflos und kam ihm nicht aus, sagte in seiner Verlegenheit auch ganz falsche Sachen und fand nicht das Wort, ihn zu überzeugen. Und doch ließ er sich überzeugen! Konnte ihm jemand nicht in seine Unendlichkeit folgen, konnte man seine eigene Auffassung künstlerisch begründen und rechtfertigen und ihm beweisen, daß sie in einem echten, reinen Empfinden verwurzelt sei, dann ging Mahler ohne weiteres darauf ein, wenn man nicht gerade von der Bühne her an seine Einsicht appellierte.

Das war auf alle Fälle bedenklich und bedeutete jedenfalls einen Umweg mit allen möglichen Hindernissen. In aller Ruhe, unter vier Augen wurde man am schnellsten mit ihm einig und er ließ die Künstler gern aus eigenem schöpfen, aber gerade dies Eigene brach sich bei vielen, nur durch ihn erweckt, Bahn, denn er hatte wie selten jemand die Gabe, die Menschen zu sich selbst zu führen, sie aus ihrer Selbstzufriedenheit, Genügsamkeit und Trägheit zu reißen und sie förmlich zu sich selbst zu vergewaltigen. Besonders gern erinnere ich mich der Proben zum neuinszenierten „Ring". Mahler und Roller! Köstlich war es, wie Mahlers Oppositionsgeist vor Roller dahinschwand. Roller mit seinen überempfindlichen Maleraugen verhängte damals oft recht tiefe Dunkelheit über Künstler und Publikum. Besonders im dritten Akt der „Walküre", im Gespräch zwischen Wotan und



Aufnahme: Adele Förster

Brunhilde, waren Weidemann und ich in solche Nacht gehüllt, daß unser Mienenspiel und alle feineren Züge unserer Darstellung völlig unsichtbar blieben. Wir fühlten, wie diese Szene dadurch an Länge zunahm und die Aufnahmsfähigkeit und das Interesse der Zuhörer erlahmte. Wagners Vorschriften setzen immer voraus, daß man den Darsteller sehe, er verpönte das Mitlesen in den Textbüchern und verwies das Publikum auf die Vorgänge auf der Bühne. Mahler war völlig unserer Meinung, aber dabei ganz ratlos, denn er richtete mit allen Gegenvorstellungen, die übrigens sicher sehr schüchtern waren, bei Roller nichts aus. Vor der zweiten Aufführung der neuinszenierten „Walküre" flehte ich ihn noch einmal an, Roller zu einer kleinen Erleuchtung zu bewegen, der war aber nicht da und eigenmächtig wollte Mahler nichts veranlassen, was wir auch einsahen. Aber nach Schluß der Vorstellung stürzte Mahler herauf und rief mir schon von weitem zu: „Sie haben ganz recht, so ist es unmöglich." Sprach noch viel über die Finsternis, sah dann plötzlich den Staub, den das Abtragen der Drehbühne verursachte, unterbrach sich und schrie mich ganz unvermittelt an, was ich denn hier noch zu suchen hätte. „Also nicht wahr, es werde Licht", flehte ich, während er mich von der Bühne drängte. „Aber natürlich, das nächste Mal muß man euch sehen!" rief er energisch, und damit wollte er fortstürzen, drehte sich aber noch einmal rasch um, stampfte ein bißchen und sagte ganz kleinlaut und hilflos: „Ich bitt' Sie, Sie sagen's ihm, nicht wahr – sagen Sie nur, ich hätte es auch zu dunkel gefunden – bitt' Sie, sagen's Sie ihm nur tüchtig", und weg war er. Das war der dunkle Punkt in der neuen „Walküre", aber wie schön und mächtig war alles andere, was uns Roller da gab und was sich so innig mit

Mahlers Größe verband! Diese Proben werden mir unvergeßlich bleiben. Natürlich war nicht immer alles eitel Sonnenschein. Es gab viele Köpfe, viele Meinungen, viele Gefühle, aber schließlich doch nur eine Musik! Sie blieb uns doch immer die höchste und letzte Instanz und in ihr wurden wir immer wieder einig und eines Willens.

Was Roller so wundervoll schuf, war nicht immer auf ihrem Grunde aufgebaut und das führte hie und da kleine Zwischenfälle herbei. Da hatte mir Roller im zweiten Akt extra einen Felsen hingestellt, um mich bei der Todesverkündigung daran zu lehnen. Ich sagte gleich, daß sich das mit meiner Auffassung nicht vertrüge und daß ich diesen Felsen nicht benützen würde. Mahler kam dazu, vergnügt, mit den Händen in den Taschen, in bester Stimmung, kindlich freudig, lustig, humorvoll, wie er es nur war, wenn es ihm so von allen Seiten recht gemacht wurde, wie damals in der „Walküre". „Ja, ja, Mildenburg, es wird ‚gelahnt', das wird famos aussehen." Ich nahm seinen lustigen Ton auf und wehrte mich gegen das „Lahnen", weil . . . Aber er unterbrach mich ungeduldig, stampfte und schrie etwas von dem verfluchten Spintisieren. Ich aber habe auch meinen Kopf und gab nicht nach und meinte, daß ich ja erst jetzt zu spintisieren anfangen müsse, denn bisher stand es bei mir ohne viel Nachdenken fest, daß die Walküre in ihrer ruhigen, ja fast steifen Haltung vor Siegmund treten müsse, um so Kraft und Festigkeit zu behalten, Wotans Gebot auszuführen und nicht ihr eigenes Wünschen durchbrechen zu lassen, so wie das im Leben ist, wo man sich zu größter äußerer Ruhe bändigt, wenn man den Menschen seine innere Unruhe verbergen will. Feierlich und ganz entselbstet muß die Walküre dastehen, nur Wotans Wille. Wagners Musik weist auch darauf hin: vor

Brunhildens Anruf: „Siegmund, sieh auf mich", das feierliche, große, mächtige Walhallmotiv. Dabei sollte ich mich an einen Felsen lehnen? Wo fände ich nur den Übergang zur leichten lockeren Haltung nach dem ernsten Herabschreiten? Mahler und Roller verwiesen mich auf Wagners Vorschrift, daß Brunhilde den Kopf an den Hals des Rosses lehne. Ja, das wäre etwas anderes, meinte ich, mit Grane sei Brunhilde verwachsen, der gehört zu ihr und es sei doch etwas anderes, an den Kopf des Rosses gelehnt zu stehen, als es sich an einem Felsen gemütlich zu machen. Alles vergebens . . . Mahler wollte nicht hören, hörte auch nicht, war nur Widerspruch, und es wurde beschlossen, ich müsse „lahnen". Ich sagte nichts mehr, kletterte auf meine Felsenhöhe, wartete auf meinen Auftritt zur Todesverkündigung, schritt dann langsam, der Musik folgend, herunter, bis das feierliche Walhallmotiv Halt gebot. Da unterbrach ich und bat Mahler mit großer Ruhe und harmloser Miene, mir doch die Szene vorzumachen, selbstverständlich mit Musik. Mit Musik, das war's, da mußten wir uns treffen und einigen, ihre Gebote waren uns beiden dieselben, in ihr mußten wir eines Sinnes werden. Er kraxelte wirklich aus dem Orchester herauf, ich gab ihm Schild und Speer, er ließ einige Takte des Herunterschreitens der Walküre spielen und nun setzte das Walhallmotiv ein. Ein kleines Hinneigen seitens Mahlers zum Felsen und schon flog Schild und Speer nach beiden Seiten! „Unmöglich, Roller! Mildenburg, Sie haben ganz recht, da kann man nicht lahnen!" und lachend, stampfend ins Orchester stürmend, rief er noch zurück: „Also es wird nicht gelahnt!" und die Probe ging weiter. Ich hatte es gewußt, daß wir uns auf diesem Wege treffen müßten, Mahlers Art war ganz die meine geworden: sich vollsaugen mit Musik und diese dann in

Bewegung und Mienenspiel ausströmen, sich völlig von ihr treiben und tragen lassen, sich nie von ihr trennen, ganz eingefangen von ihr nichts gegen sie tun, sondern sie bis ins Letzte erlauschen! Ob nun einer auf der Bühne stand oder mehrere oder die ganze Masse des Chors, der Statisterie, alle zwang Gustav Mahler, mit ihm ihr zu folgen. Und so wurde Orchester und Bühne zu einem Riesenkörper, in seinem Geiste belebt, bewegt zu tönender Plastik!

Bayreuth.

„Wenn Du herkommst, verspreche ich Dir auch etwas Feines — jetzt sag' ich noch nichts", schrieb mir Siegfried, bevor ich im August des vergangenen Jahres nach Bayreuth fuhr.

Als ich dann in der Nacht dort ankam, drohte ein Gewitter am Himmel, und kaum war ich im „Goldenen Anker", so klatschte schon der Regen gegen das Fenster, und der Sturm rüttelte das alte Haus, daß es ächzte und klagte. Und durch die grellen Blitze grüßte ich den uralten achteckigen Schloßturm und die lieben alten Häuser gegenüber, für die es einem ganz ängstlich werden konnte in dem Tumult. Als ich aber in der Früh erwachte, war's ein strahlender Morgen, von den nassen roten Dächern glänzte und flimmerte es mir in die Augen, aus Millionen Tropfen blitzte es auf und in mein Herz hinein, wo ich so viel Freude für diesen Tag bereit hatte. Bald war ich auf der Straße, und das ist dann ja jedesmal dasselbe, wenn ich nach Bayreuth komme. Ich schau mir neugierig die Menschen an, die da mitten drin leben dürfen, und bin dann eigentlich immer etwas enttäuscht, daß ihre Gesichter so

ganz unberührt aussehen, so gar nicht im Ausdruck gesteigert durch das Bewußtsein, an einer durch Erinnerungen höchster Art geheiligten Stätte zu leben. Aber natürlich würde es mir selbst ja ebenso gehen; denn wir stumpfen uns durch Gewohnheit für die größten Dinge ab.

Durch den Hofgarten ging ich, unter seinen hohen alten Bäumen, auf den breiten, gepflegten Wegen. Vorbei an den grünübersponnenen Wässern mit den unersättlich bettelnden Schwänen. Und von Zeit zu Zeit stand ich still und sah hinüber, wo hinter dem schmucklosen Eisengitter das dicht in Efeu gehüllte Grab sich wölbt, in dem unter „Baldachinen von Smaragd" Bayreuths Herz ruht und die geheimnisvoll rauschenden Blätter, die surrenden, summenden Käfer und die leise zwitschernden Vögel das Lied der Ewigkeit in die geheimnisvolle Stille hineinsingen. Und da war's in mir ganz feierlich, und ich sammelte alle meine Gedanken ein zu tiefstem Erleben und Begreifen dieses Augenblicks. Und so im Innersten erfüllt und bereichert stand ich dann vor Wahnfried und grüßte es frohen Herzens. Durch die breite Allee kam ich dem Haus immer näher. Und da sah ich ganz nah, dort, wo ich eben hinmußte, Frau Cosima mit ihrer Tochter Eva. Nun zögerte ich im Weitergehen, denn im Sommer vorher hatte Frau Wagner jede Begegnung mit Menschen vermieden, ihrer angegriffenen Gesundheit wegen, und vielleicht war ihr auch jetzt der Zufall nicht willkommen, der mich ihr in den Weg führte. Ich blieb also stehen und sah mir die Blumen in den Beeten an. Da aber rief sie mich beim Namen, und nun, lieber Siegfried, wußte ich auf einmal erst, was du mir so geheimnisvoll in deinem Brief versprochen hattest, und aus meiner großen Freude heraus dankte ich dir dafür. Und so stand ich nun nach vielen Jahren wieder vor der Frau, der

meine ganze Liebe, meine ganze Bewunderung und Dankbarkeit gehört, seit ich ihr zum erstenmal begegnete, seit ich zum erstenmal in diese stahlgrauen Augen sah und sie auf mir ruhen und in mich dringen fühlte.

Das ist nun lange her. 1897 war es. Ich war das zweite Jahr beim Theater, in Hamburg unter Pollini; und Mahler, damals dort Kapellmeister, hatte ihr von mir geschrieben. Da bat sie ihn, mit mir die Kundry durchzunehmen; dann, wenn ich musikalisch ganz fertig wäre, sollte ich nach Bayreuth, dort zuerst Probe singen, und wenn ich diese bestanden, unter ihrer Leitung nun schauspielerisch an der Partie arbeiten. Nach Bayreuth! Wie sollte ich Anfängerin in Bayreuth bestehen!? Aber schließlich stand ich doch mit meinem Klavierauszug vor Wahnfried und gleich darauf, von einem Diener geleitet, in einer großen Halle, wo ich auf Frau Cosima warten mußte. Ich habe mir später dort alles genau angesehen, aber als ich damals um neun Uhr früh dort stand, sah und hörte ich nichts und hatte nur das Gefühl in der Kehle, als ob ich meine ganze Stimme in Hamburg vergessen hätte. Aber nun öffnete sich zum Glück die Tür, und auf mich zu kam eine große schlanke Frau, in schwarzem, weich herabfallendem Kleide. Ihr Gang hatte etwas Unkörperliches, Gleitendes, aber dabei doch wieder etwas ganz Unnachgiebiges, Bestimmtes, Willendurchdrungenes, und das stand ebenso deutlich auch auf dem langen, schmalen, blassen Gesicht geschrieben, über dessen hoher Stirne sich prachtvolles ergrauendes Haar weich um den Kopf schmiegte und aus dem mich zwei unendlich gütige Augen grüßten, während es mir aber doch war, als ob sie meine ganze Seele absuchten und abschätzten und sich meines ganzen Wollens bemächtigten. Und so redete alles in diesem Gesicht mit, und wenn mich die strenge, markante Nase kleinlaut und

verzagt machen wollte, ließ mich doch der schmallippige, wunderschöne Mund mit seinem weichen Lächeln wieder mehr hoffen als fürchten, und als ich dann die Hand der schönen Frau in der meinen spürte, wurde mir heiß, und mein Herz neigte sich ihr zu. Dann kamen die wundervollen, unvergeßlichen Stunden des Studiums, und ich konnte fast den Reichtum und die Fülle von Anregungen und Offenbarungen nicht fassen, die ich in mich aufnehmen und in mir verarbeiten sollte. War ich doch noch ein recht unreifes Menschenkind, dem das Leben noch nicht viel gesagt hatte. In meiner Kunst fühlte ich instinktiv das Richtige, aber wenn ich's darstellen, ausdrücken sollte, kam es nicht heraus, und ich war damals sehr froh, wenn ich mich hinter eine Arie retten konnte.

Als Mahler mich an Frau Cosima empfahl, hatte er weniger meine Mitwirkung bei den Festspielen im Auge, als daß ich einmal den Segen ernsten künstlerischen Arbeitens kennen lernen sollte, was ihm bei meiner Jugend vorerst das Nötigste schien. In Hamburg war dazu wenig Zeit. Vier-, fünfmal in der Woche stand ich im Repertoire, sang hintereinander die größten Partien, wie Walküre, Senta, Valentine, Rezia, Norma, alles ohne auch nur einen Tag Pause dazwischen, wohl aber hatte ich vormittags täglich noch die Proben für Neuaufführungen. Nur Mahler verhütete, daß ich dem gewohnten Bühnenschlendrian verfiel; er brachte mir die höchsten Begriffe von künstlerischer Präzision und musikalischer Genauigkeit bei, und ich lernte von ihm, meine Anforderungen an mich selbst aufs höchste anspannen. Dadurch errang ich mir jene Sicherheit, die es mir später ermöglichte, während einer Aufführung von Kapellmeister und Souffleur ganz absehen und so, in völliger Unabhängigkeit von ihnen, in meiner Rolle aufgehen zu können. Wie dankbar war Frau Cosima

damals Gustav Mahler für seine Mühe! Ungehindert durch musikalische Unsicherheiten, konnte sie gleich zur Hauptsache übergehen, und ich hege und hüte in mir einen reichen Schatz von Erinnerungen an jene Zeit.

Ich sehe noch die wunderbaren Bewegungen ihres unvergleichlich beredsamen Körpers, ihre Hände, ihre Finger, die alle ihre eigene Sprache, ja förmlich ihr eigenes Leben hatten. Und wie sparsam war sie in den Bewegungen! Mit einer kaum merklichen Wendung des Kopfes, einem Heben und Senken der Augendeckel, einer Biegung des Körpers, mit ihren leise in die Luft tastenden und greifenden Händen drückte sie die stärksten und die zartesten Empfindungen aus. Und nie fehlte der Zusammenhang mit den musikalischen Vorgängen, immer wurde durch ihr rhythmisches Gefühl jede ihrer Bewegungen zum Ausdruck des Tones. Aber ich war damals bei meinem ersten Besuch in Bayreuth noch viel zu jung, um dies ganz erfassen zu können. Ich empfand nur, daß mit dem genauen Befolgen oder Nachahmen dieser Bewegungen noch lange nichts erreicht war, wenn sie nicht innerlich mein Eigentum wurden. Aber erfüllt von der Ahnung, daß sich für alles, was diese Frau in mich legte, mir später einmal der Sinn erschließen würde, nahm ich es in voller Hingebung auf und ersetzte Verständnis durch Gläubigkeit und blindes Vertrauen. Oft setzte sich Frau Wagner hin und las mir die Dichtung von „Parsifal" vor. Dazwischen sprach sie, erklärte mir einzelne Stellen, und das brachte mich auch immer ein gutes Stück weiter. Dabei blieb ihre Stimme leise und gedämpft und doch ging keine Steigerung, kein Akzent verloren. Nur wenn sie plötzlich ihre Hand auf die meine legte, so ganz sanft, daß ich die Berührung kaum wahrnahm, da spürte ich dann in dieser Hand ein Zucken und Vibrieren, das mich ahnen

ließ, daß diese ruhig vor mir sitzende Frau, deren Lippen sich kaum bewegten, innerlich in diesem Augenblick eine ganz andere war, sich selber entrückt und geheimnisvoll zur Kundry verwandelt. Diese Stunden wiesen mir ganz klar die Wege, die ich in meiner Kunst gehen wollte, doch ebenso klar war es mir, daß das Theater mit seinen geschäftlichen Interessen, seiner Hast und Unruhe in schlimmstem Gegensatz zu meinen neuen Begriffen von künstlerischem Arbeiten und künstlerischer Konzentration stehe. Aber was ich als Ziel vor mir sah, war des Kampfes wert, und was mir Frau Wagner und Gustav Mahler mitgaben, machte mich stark, unbeugsam und unbegrenzt in meinen Ansprüchen an mich selber. Im Juni traf ich wieder in Bayreuth ein und da begann erst die Hauptarbeit. Von dem Eifer und der Rastlosigkeit, mit der dort in den Wochen, die den Festspielen vorangehen, gearbeitet wird, kann sich ja niemand einen Begriff machen, der es nicht selbst erlebt hat. Um halb neun Uhr früh konnte man schon Frau Wagner in ihrem großen Landauer, begleitet von ihren Töchtern und Siegfried, auf den Festhügel fahren sehen. Ganz aufrecht gerade saß sie im Wagen und nur ein leises Neigen ihres Kopfes verschob die Linien ihrer stolzen Haltung, wenn sie unter freundlichem Lächeln für die Grüße dankte, die ihr von allen Seiten zuflogen. Kam sie auf dem Festspielhügel an, so war da meist die ganze Künstlerschar wartend versammelt, unter die Frau Wagner freundlich trat. Besondere Auszeichnung war es für den, der sie dann am Arm ins Festspielhaus geleiten durfte. Und nun gingen dort oben an allen Ecken und Enden die Proben los. Aus allen Zimmern tönte es heraus, überall arbeiteten Korrepetitoren, um die Sänger auch von dem letzten leisesten Zweifel über den Wert einer Note zu befreien. Und wie gut tut das den Künstlern! Ich

glaube, daß jeder von uns dabei die Entdeckung macht, daß er an mehr als einer Stelle sterblich ist und dieser Drill nur heilsam sein kann. Und wenn er's nicht einsieht, nützt ihm das in Bayreuth auch nichts. Jeden Tag fällt einem so ein Probezettel ins Haus und verschreibt ein, zwei, ja auch drei Proben für den kommenden Tag, die mit oder ohne Überzeugung mitzumachen dem Künstler freundlichst überlassen bleibt. Am liebsten war's mir natürlich, wenn ich für meine Kundry auf der Bühne eine Probe hatte, denn da war Frau Cosima dabei und machte solche Stunden zum Ereignis. Was diese große Frau da gab, konnte den Künstler durchs ganze Leben geleiten. Unauslöschlich steht in meiner Erinnerung, wie sie Dichtung und Musik in wechselnder Unterordnung miteinander verband, das Maß der Stimme in das entsprechende Verhältnis dazu zu bringen wußte und dadurch die reinsten Wirkungen auslöste. Und in welch rührender Geduld machte sie dem Künstler immer aufs neue klar, worauf es ankam. Je besser sie sich verstanden fühlte, desto eifriger und begehrlicher wurde sie in ihren Forderungen und Zumutungen und gab sich nicht zufrieden, bevor es ihr nicht gelungen war, dem Künstler alles abzuringen, was ihrer Meinung nach im Bereich seiner Fähigkeiten liegen mußte; und er fühlte sich dann auf einmal von Kräften gehoben und gesteigert, deren er sich nie früher bewußt gewesen war. Ein gesangliches oder schauspielerisches Markieren war bei den Proben ganz ausgeschlossen. Jedes kleinste Detail mußte gebracht werden, kein willkürliches Atmen wurde zugelassen, und jeder Note, jeder Pause mußte ihr voller Wert und ihre Bedeutung gegeben werden. Nur die kraftfordernden hohen Stellen durfte man mit halber Stimme singen, um sich nicht bei den vielen Wiederholungen zu überanstrengen. Immer wieder warnte uns Frau Wagner davor, durch phy-

sische Kraftentfaltung die Steigerungen und Akzente herbeiführen zu wollen. „Im Ausdruck liegt die Kraft, nicht in der Stärke eines Tones", sagte sie oft und fügte gleich den Beweis dafür hinzu. Denn was konnte mehr überzeugen, als wenn sie selbst da oben auf der Bühne stand, eine Gestalt um die andere klar und lebensvoll vor uns erstehen ließ und dabei doch nur ganz leise die Singstimme andeutete. Da stürmte sie als Brunhilde mit Schild und Speer die Felsen hinauf, stampfte als Riese daher und flackerte als Loge herum, schmiedete Siegfrieds Schwert und begrüßte dann wieder als Brunhilde Sonne und Erde. Sie lehrte die Götter göttlich und die Menschen menschlich sein. Sie belud sich mit hölzerner Rüstung, aber ihr Körper schien von der Last des Eisens gebeugt. Und wie konnte sie einen Schleier tragen! Er nahm unter ihren Händen förmlich Leben an, wurde mit zum Verführer, wenn sie sich als Kundry lockend und lechzend über Parsifal beugte, und beim Gang über die Bühne nach der großen Kundry-Erzählung schien nur aus dem Schleier die bewegende Kraft auf sie überzugehen, so schwebend und gleitend erschien ihre Gestalt.

Sie war alles, in alles verwandelte sie sich, aus ihrer gigantischen, bis in ihre letzten Regungen mit dem Willen des Meisters verwachsenen Individualität heraus. Aber was bei Frau Wagner so natürlich und selbstverständlich schien, wirkte freilich dann in der Kopie oft gezwungen. Der äußeren Form fehlte in der Nachahmung die Belebung und Beseelung von innen heraus. Dazu ging manchen Sängern die Begabung und das Verständnis, oft aber wohl auch der gute Wille und der Ernst ab. Es war ja so bequem, so gar nichts Eigenes zu geben, im Joch zu gehen. Wozu also sein Inneres beladen und bedrängen durch so überflüssige Dinge? Solchen

Leuten konnte ich es nie gönnen, daß sie ihre innere Armseligkeit mit Frau Wagners Gebärden verhüllen durften.

Wenn Frau Wagner sich während des Vormittags sehr geplagt hatte, fuhr sie über die Mittagsstunden nach Hause, aber am Nachmittag sah man sie von neuem im Festspielhaus. Da gab es dann Dekorationsproben, Bühnenproben, Beleuchtungsproben, die alle unter ihrer Leitung standen. Mit vollster Beteiligung stand sie auch mitten im technischen Betrieb des Theaters, fand für seine Bedürfnisse immer neue Lösungen und Anregungen, und ihre geistige Autorität zwang auch da die Menschen, sich ihrer Meinung und ihren Wünschen unterzuordnen. Aber sie betonte nie diese Überlegenheit, nie berief sie sich darauf. Diese willensstarke und willensberechtigte Frau wußte so liebenswürdig zu herrschen, daß ihre Gebote und Forderungen noch als Auszeichnungen empfunden wurden. Sie hörte jeden geduldig an, machte jede fremde Meinung zur Wichtigkeit und zögerte nicht mit Zustimmung und Nachgiebigkeit, wo ihr Gefühl und Verstand dazu rieten. War es aber nicht so, dann erkannte der andere eigentlich erst am Resultat seiner Auseinandersetzungen mit Frau Wagner, daß es in Widerspruch mit seiner eigenen ursprünglichen Ansicht stand. Unmerklich hatte sie ihn in ihre Gedankenrichtung gebracht, und er ging mit ihr, ehe er's recht wußte.

Ich habe Frau Wagner nie mit erhobener Stimme sprechen oder gar schreien gehört, Kraft und Energie gab sie nur mit den Augen, die sie so wunderbar ruhig und weit auf die Menschen richten konnte, so forschend und horchend, wie wenn sie den Worten allein nicht trauen würde und hinter ihnen erst die Wahrheit suchen wollte. Und wenn sie der auf den Grund gekommen war, so richteten diese Augen in ihrer Ab-

wehr Mauern auf und wurden kalt, hart und teilnahmslos. Oder sie füllten sich mit weichem Schimmer, und im glänzenden warmen Blick bot ihr Herz seinen Willkommgruß. Und dann konnten sie oft so in Heiterkeit und Humor aufflackern, daß ich das Gefühl hatte, als ob sie sich über die ganze Welt lustig machen würde.

Ich war damals häufig Gast in Wahnfried und mit mir auch meine Schwester, die mich nach Bayreuth begleitet hatte. Sie war zu dieser Zeit in erster Ehe an einen Offizier verheiratet. Kaum hatte Frau Wagner dies erfahren, so glaubte sie auf einmal schon lange bemerkt zu haben, daß meine Schwester nicht so recht vergnügt sei, und schob dies der Abwesenheit des zweifarbigen Tuches zu. Und eines Sonntags — wir waren wieder zu Tisch geladen — fanden wir fast die ganze Garnison Bayreuths in Wahnfried versammelt, und Frau Wagner bat meine Schwester, darin die Entschädigung zu sehen für die harten Entbehrungen, die ihr Wahnfrieds gewöhnliche Tafelrunde sonst auferlegte.

Was ich an Frau Cosima immer aufs neue bewunderte, war die unglaubliche Ausdauer und Geduld, die sie im Festspielsommer für den Schwarm von Besuchern aufbrachte, der täglich über Wahnfried hereinbrach. Denn die Leute wollen nicht nur bei den Vorstellungen gewesen, nicht nur am Grabe Wagners gestanden sein, sie wollen auch Wahnfried von innen und außen genießen. Und wenn das auch nicht jedem gelang, so waren es doch noch gerade genug, die sich in beständigem Kommen und Gehen im großen Empfangssalon Wahnfrieds Kopf an Kopf drängten und drehten. Wo man hinsah, verbeugte sich irgendwer vor irgendwem, oder die Menschen standen und starrten und waren ergriffen und bewegt trotz des Trubels ringsherum, und dann gab's wieder Neugierige

und Sensationslustige, die sich jedes Buch, jedes Bild ansahen, jeden Stuhl berührten, jeden Polster abfühlten, nur um dann später damit protzen zu können. Wahnfried hatte vor solchen Besuchern immer ein wenig Angst, denn in ihrer Kunstbegeisterung konnten sie oft dem Verlangen nach einem treuen Andenken nicht widerstehen, und ihre Begriffe von mein und dein verwirrten sich. Mitten im ärgsten Gedränge nahm Frau Cosima, unterstützt von ihren Kindern, die Huldigung der Welt entgegen. Und für alle fand sie das passende Wort, für alle ein Lächeln, und jeder, der ging, trägt die Erinnerung an diese paar Minuten sicher durchs ganze Leben mit.

Wenn während der Festspielzeiten ein gekröntes Haupt oder hohe Fürstlichkeiten den Vorstellungen beiwohnten, so fand dann in Wahnfried großer Empfang statt. An der Eingangstür der Halle empfing Frau Wagner ihre hohen Besuche, und wenn dann ihre stolze Gestalt in tiefer Verbeugung zusammensank, so schien es mir immer mehr ein Herabneigen als ein Verneigen. Wie an solchen Abenden ihre Augen aussahen, konnte niemand wissen. Ein blauer Schleier lag darüber. Vielleicht wollte sie dem Lichte wehren — vielleicht auch der Welt! Einige von uns Künstlern wurden dann zum Singen gebeten und später den hohen Gästen vorgesetzt, die sich über unsere Leistungen bewundernd aussprachen und dies und jenes fragten: Ob es schwer sei, die Kundry zu singen — ob ich dann müde sei — ob ich lange an so einer Partie studiere — und ob ich zuerst den Text lerne und dann die Musik oder umgekehrt. Endlich ein verabschiedender Blick, und unter der Last des eben Erlebten klappte ich im vorher gut einstudierten Knicks zusammen. Alles dies machte meiner Jugend damals einen großen Eindruck. Aber zugleich machte

es mich beklommen und ängstlich; ich fühlte so schrecklich wenig Talent in mir, mich auch gesellschaftlich hervorzutun, meinte aber damals noch, daß dies dazugehöre. Aber diese jugendlichen Begriffe und Ansichten änderten sich bald. Meine Kunst hat mich nicht gehindert, mein Leben nach meinem Sinn zu leben, und ich habe meine gesellschaftliche Talentlosigkeit einfach nicht unter die Menschen getragen.

Einige Jahre vergingen, ehe ich wieder nach Bayreuth kam. Frau Cosima rief mich jeden Sommer, aber immer mußte ich mit großem Schmerz Bayreuth fernbleiben, denn nach zehnmonatiger Tätigkeit in Wien hatten meine Nerven die Ferien immer dringend nötig. Aber im Jahre 1901 sollte ich zum erstenmal in Wien die Isolde singen. Da folgte ich mit Freuden der Einladung Frau Wagners, die sich erboten hatte, sie mit mir zu studieren. Im Winter war's, als ich nach langer Pause wieder Wahnfried betrat. Was ich damals, als ich zum erstenmal in Bayreuth war, dumpf und ohne mir Rechenschaft darüber zu geben, in mich aufgenommen hatte, war in mir erwacht. Und das Leben war dazugekommen und hatte mich sehend und verstehend gemacht. Früher tat ich, was Frau Cosima wollte – jetzt wußte ich, was sie wollte und daß es tief aus dem Grunde einer reichen Menschenseele hervorquoll, der des Lebens letztes, feinstes Klingen vernehmbar war. Drei Wochen blieb ich bei ihr. Es war kein Lernen, kein Studieren mehr, wie damals das erstemal. Zwei Frauen standen da, hielten mit dem Leben Zwiesprache, und es verriet ihnen manches seiner Geheimnisse. Und dann wurde Isolde. Isolde, die Königin mit ihrem sterbensarmen Menschenherzen, Isolde, das Menschenweib mit seiner leidvollen Königswürde.

Nach drei Wochen nahm ich Abschied von Frau Wagner.

Am letzten Tage ging sie noch einmal an meinem Arm durch den winterlich stillen Garten, und wie zufällig schritt sie dem rückwärtigen Teil desselben zu. Und dann kamen wir ganz dicht an das grüne Gitter, das Wagners Grab umschließt. Da blieb sie stehen. Regungslos, den Blick gerade vor sich hin. Die Frau neben mir hatte mir was Liebes antun wollen, und der beste, schönste Gedanke der Welt half ihr dazu. Sie hatte mich dorthin geführt, wo sie alles hinträgt, was die Welt ihr gibt. Was sie errungen, was sie bezwungen, alle Bewunderung und Liebe der Menschen. Still nimmt sie es hin und hütet es in sich so lange, bis sich da rückwärts im Garten von Wahnfried die eiserne Gittertür hinter ihr geschlossen hat und sie am grünen Hügel steht, von dem immer wieder der Ruf an sie ergeht: Das Erbe dessen, der hier ausruht, zu wahren! Und sie legt ihre Last hin und geht wieder in die Welt zurück, dem Werk ihres Lebens nach.

Pfingsten 1911.

Bayreuther Pause.

Eine Wiese gibt's ganz nahe dem Festspielhaus. Dort sitze ich oft, wenn drüben Vorstellung ist und der Abend kommen will. Dichte hohe Baumgruppen verdecken mir das rote, ragende Haus; aber wenn sich die Abendsonne in das Geäst drängt, flackert es wie von Flammen hinter dem Blättergewirr. Die Vögel singen ihr Abendlied, Schmetterlinge prunken mit ihrer Farbenpracht noch im letzten Sonnenglanz, und Bienen summen träge ihre Blütenrunde zu Ende. Im Gras raschelt es von winzigem Erdgetier, und im Sonnendunst freuen sich Mücken im Todesreigen. Zu schläfernder

Stille werden diese tausendfältigen Lebenslaute. Die Urmelodie der Seele hebt ein leises Singen an und weckt auf dem Grunde des Wesens vergessene und verscheuchte Wahrheiten. Fernes Geräusch gibt mir mein Denken wieder und zugleich ein wunderschönes Wissen: da drüben das rote Haus! In einer Stunde, wo es das Schicksal mit mir am besten meinte, wies es mein Leben in Bahnen, die mich zum roten Hause da hinter den alten Buchen führen mußten. Und nun verlornes Geräusch in meine Stille dringt, weiß ich, daß dort der mächtige, mit goldenen Ornamenten gesäumte Vorhang sich feierlich zusammengetan hat und die Menschen langsam, wie traumverloren, das dunkle Haus verlassen. Es ist kein Drängen, kein Hasten in ihren Bewegungen. Fast wie in Willenlosigkeit und Unfreiheit gehen sie noch zögernd, und ihre Augen blicken weltabgewandt. Dann aber treten sie hinaus auf den weiten Platz vor dem Festspielhaus, und da wirft der Abendhimmel seinen Purpur über die Versonnenen und ruft sie zur Wirklichkeit zurück. . . . Die einen wollen mit sich allein bleiben und in sich den Zauber hüten, der die Alltäglichkeitsweise ihres Lebens einmal für kurze Zeit verstummen läßt; still gehen sie dahin und suchen die bergenden Einsamkeiten der weiten, abendruhigen Felder und Wiesen. Den meisten aber setzt sich Ergriffenheit und Begeisterung in einen gesunden Appetit um, und im Restaurant fliegen dann die Kellner durchs Gedränge, belastet von hundert verschiedenen Wünschen, die alle in einer knappen Stunde befriedigt sein sollen. Bunt wogt es vor dem Mitteltrakt des Festspielhauses durcheinander. Der Platz ist von beiden Seiten durch Ketten abgesperrt, es dürfen nur Festspielbesucher durch. Im Anblick der in den goldenen Sonnenstrahlen funkelnden Stadt mit den lustigen roten Dächern und den mächtigen

Fabriksschloten gehen die Menschen in ihrer schönen Stimmung und ihren schönen Kleidern umher. Jede Nation hat ihr besonderes Gepräge. Der Sinn der deutschen Frauen ist meist mehr aufs Praktische, Dauerhafte gerichtet, der der Französin aufs Duftige, Schwebende. Dazwischen die dekorativen Engländerinnen: ein paar raffiniert ausgedachte Linien bestimmen die vornehme Eigenart ihrer Gewänder, denen das ruhige, scheinbar unbelebte Schreiten ihrer Trägerinnen erst ihre volle Wirkung gibt. Draußen vor den Ketten stehen Einheimische, und wenn im Festspielhaus gespielt wird, sitzen sie vergnügt wartend auf ihrer Bürgerreut oben hinter dem Festspielhaus, schon nah dem Walde, beim Bier. Dann aber, wenn's nach ihrer Berechnung gegen den Aktschluß geht, kommen sie herab und betrachten sich eine Stunde lang die Festspielgäste.

Eine Bewegung geht durch die Neugierigen: Siegfried kommt! Er lebt mit ihnen in ihrer Stadt, sie sehen ihn täglich, jeder bekommt von ihm ein gemütliches „Grüß Gott!" zugerufen, er ist ihnen nichts Neues, Ungewöhnliches mehr — und doch ist's immer wie ein kleines Ereignis, wenn er aus dem Festspielhause tritt. Man flüstert seinen Namen und schaut ihm nach, wenn er eilig über den Platz geht. Und er ist fast immer in Eile, denn in so einer Pause braucht man ihn an allen Enden und Ecken: auf der Bühne gibt's immer noch was anzuordnen, den Künstlern, die sich in ihren Garderoben für den nächsten Akt umkleiden, vorbereiten und neue Kräfte sammeln, ruft er auch geschwind was Nettes durch die Holzwand zu, und Hunger hat er wie alle andern auch. Darum sieht er immer so besorgt aus, wenn er dann über den Platz geht. Wer wird ihn ansprechen, wer beglückwünschen, wer ihn bitten, für eine Aufnahme nur eine Se-

kunde lang stillzuhalten? Hastig, mit kleinen Schritten, immer ein wenig verlegen, strebt er durch die Menge! Und wenn's manchmal doch einem glückt, von ihm angehört zu werden, so hat er sicher eigentlich keine Ahnung, was man ihm da sagt. So zerstreut und abwesend klingen seine gedehnten, hellen Ja, während seine Augen ganz weit hinausschauen, über die Menschen weg. Vielleicht heben sich gerade die Schleier vor seinem geliebten Zauberland und es umdrängen, lockend und gebieterisch fordernd, Fabel- und Wunderwesen seine Phantasie, denen er in schmerzlicher Abwehr Einhalt gebieten muß. Empfindet er vielleicht gerade in diesem Augenblick die tiefe Tragik seines Doppellebens, das ihm zwei gleich starke Pflichten auferlegt: Hüter und Verwalter heiligen Erbes zu sein, zugleich aber auch eigenster, unabweisbarer, nicht zu unterdrückender Schaffensbegierde und Schaffensbestimmung folgen zu müssen? Er verschließt diesen Zwiespalt tief in sich. Der Bayreuther Gedanke lebt durch ihn immer aufs neue zu schönster Erfüllung auf, mit seiner ganzen Kraft widmet er sich dem Vermächtnis seines Vaters. Dann erst geht er hin, um sich selbst zu gehören, seinem eigenen Schaffensdrang. Und darum steht er oft so zerstreut, hört nicht, was man ihm sagt, und träumt von Wunder- und Fabelwesen, während ein paar Dutzend Apparate auf ihn gerichtet sind.

Wenn die Pause zu Ende geht, drängt sich das Publikum an den Eingangstüren des Festspielhauses. Die Mitglieder der Familie Wagner werden von ihren Freunden umringt und nehmen in immer neuer Liebenswürdigkeit und sichtlicher Freude die Ausdrücke der Begeisterung und Dankbarkeit hin, und das Publikum steht neugierig schauend und lauschend herum. Irgendwer weiß immer die Namen alle zu nennen, die nun schnell von Mund zu Mund gehen. Immer will das

Gerücht wissen, Cosima Wagner sei da. „Ganz bestimmt, sie ist da", wurde mir einmal versichert. „Oben am Fenster steht sie, gerade über dem Eingang und schaut auf die Leute herunter." Und ich hob ungläubig meinen Blick, und da war's das liebe, schöne Gesicht der nun auch dahingegangenen Gräfin Wolkenstein, die da mit ihren jungen Augen unter dem weißen Haar auf ihr liebes altes Bayreuth hinuntersah. Indessen fuhr vielleicht eine hohe, ernste Frau in ihrem Wagen durch die uralte Allee gegen die Eremitage und blickte aus den stahlgrauen Augen durch die Weite zum Hügel hin, wo gewaltigster Menschengeist mit ewigen Werken die Welt sich untertan macht. Nein, Cosima Wagner geht nicht mehr unter die Menschen. Von der Ferne nur schickt sie Segenswünsche dahin, wo sie einst mitaufbaute und vollenden half.

Aber ihre Kinder sind dort versammelt und um sie herum Freunde, die als erste an den Meister geglaubt, mit ihm gesorgt und gehofft, als es galt, die Welt für den Bayreuther Gedanken zu erringen. Wolzogen, der Treueste der Treuen. Seine warmen schwärmerischen Augen glänzen in jugendlichem Idealismus, während schneeweiße Haare in dichten Strähnen auf die Stirn fallen. Neben ihm Glasenapp, des Meisters begeistert begeisternder Biograph, wie jetzt des Sohnes. Dort Hans Richter. Er geht schnell durch die drängenden Menschen; Leonardo da Vinci gab uns solche Köpfe mit patriarchalisch wallendem Bart, mit der Unbezwinglichkeit und dem Bezwingenden dieser ruhigen Augen. Nur aus einer so unkomplizierten, geraden, das Leben in seinem Kern treffenden Natur kann sich das Vorspiel der „Meistersinger" aufbauen, wie wir's durch ihn erleben durften. Da kommt Muck, und wer ihn so sieht, so urgescheit, so weltverachtend, unsentimental, so spottgeneigt, wünscht sich

unwillkürlich noch eine große Portion Verstand zu der dazu, die einem etwa schon von der Natur gegeben wurde, denn man hat förmlich Angst davor, ihn dirigieren zu hören; er wird's sicher unheimlich gescheit machen. Aber dann schicken die ersten Töne des „Parsifal"-Vorspiels ihre heiligen Schauer durch die Menschen! Was wir hören, hat sich unsere Seele ersehnt, es verwandelt uns und nimmt uns die Qual des Denkens. Und nun kann in der Tageshelle Muck wieder noch so überlegen und unrührsam aus dunklen Augen schauen und noch so ironisch mit seinen schmalen, eigensinnigen Lippen zucken — die Musik hat ihn doch verraten! Und auch Schweninger ist da, Frau Wagners Arzt, der große Zauberer. Er weiß alle schlummernden Energien zu wecken; aber wenn er auf Mißtrauen und versteckten Widerstand stößt, kann der herrliche Menschenfreund auch von barbarischer Grobheit sein; und da mag es wohl vorkommen, daß er seinen Gefühlen durch besonders kräftiges Massieren Luft macht. Weinenden, schreienden Patienten sagt er dann zum Trost, daß er's das nächste Mal wieder tun wird. Einer nervösen Sängerin erklärte er, daß ihre Angina nicht im Halse sitze, sondern, dabei hebt er den Arm und stößt mit dem Zeigefinger schnell hintereinander von oben senkrecht auf seinen Kopf: „Da, da, da!" Und er tritt ganz nahe an sein Opfer heran und sieht sie so drohend an, daß sie auch nicht einen Laut der Erwiderung aufbrachte und fest entschlossen war, künftig auf den Kopf Eisumschläge zu machen. . . .

In verworrenen Tönen kommt's herüber auf meine stille Wiese. Ich sehe sie alle deutlich vor mir, diese Menschen, sehe ihr Gedränge um mein geliebtes Festspielhaus, über das jetzt die Dämmerung mit matten Schleiern hinweht. Die Rauchsäule vom Maschinenhaus wallt wie eine weiße Fahne,

als wollte sie einen Weihgruß über die tagmüde Landschaft schicken, die sich in langen, ernsten Linien unter dem abendglänzenden Himmel hinzieht. Und ich sitze hier im Frieden im wundervollen Wissen, daß mein Leben immer reich sein wird, so lange es im Banne des roten Hauses dort hinter den Buchen stehen wird. Und ich warte und lausche, und mit mir steht lauschend der Wald, der sich wie eine schwarze Mauer in der Ferne hinzieht. Wie leblos steht er, derselbe Wald, in dem die Tagessonne im lustigen Gefunkel tanzte, durch dessen grüne, leuchtende Verborgenheiten tausend Vögel ihren Lebens- und Liebesjubel ins All schmetterten, in dem es sich rührt von millionenfachem Werden und Vergehen, in dem sich die Menschen bergen mit ihrer Seligkeit und Trauer. Geheimnisvoll stehen die dunklen Bäume jetzt, alles Leben scheint in ihnen gebändigt und hält den Atem an. Wie in tiefem Lauschen ist alles versunken, und selbst der rote, von kleinen goldenen Wölkchen bedrängte Sonnenball scheint vor seinem Scheiden noch einmal einzuhalten, heiliger Botschaft gewärtig. Da durchziehen langgezogene Fanfarentöne die feierliche Stille. Das Zeichen ist's, das drüben die Menschen auf ihre Plätze ruft. Dann versinkt die Welt um mich in Lautlosigkeit. Ich schreite im Frieden durch die Dämmerung und danke meinem Geschick, daß es mich mit solchen Stunden segnet.

Cosima Wagner.

Ganz jung und unerfahren war ich, als ich ihr zum erstenmal begegnete, nur stark im Glauben, Künftiges in mir zu tragen. Und eine Empfehlung Gustav Mahlers brachte ich ihr mit, der damals, als ich nach Hamburg eben als blutige

Anfängerin gekommen, dort Kapellmeister war und der mich und meine Kunst gleich vom ersten Augenblick an in seine Hut genommen, meine ersten Schritte gelenkt hatte und gleich dem Höchsten zu! Er war es dann auch, der mich nach Bayreuth wies zu Cosima Wagner. Und so stand ich eines Morgens, mitten im Winter war's, mit einem Klavierauszug in Wahnfrieds weiter, dämmeriger Halle und wartete auf Cosima Wagner.

Mein ganzes Leben hatte ich draußen gelassen, regungslos stand ich und in mich gekehrt, ohne Blick für all das Neue, das mich umgab, nur meine Seele öffnete ich weit dem wunderbaren Erleben, auf daß es für alle Zeit in mir bliebe. Und dann teilte sich der Vorhang, es erschien eine hohe, schlanke Frau, von weichen, schwarzen Gewändern umflossen, die nachgiebig jeder leisen Regung ihrer geschmeidigen Gestalt folgten. Gleitend und körperlos war ihr Gang und doch bestimmt und energisch, als sie nun auf mich zukam, und schon damals empfand ich das eigentümliche Zusammenwirken von unendlicher Weichheit und Weiblichkeit mit unheimlicher Kraft und Bestimmtheit in allen ihren Bewegungen, ja in ihrem ganzen Wesen. Eine zarte, fast gebrechliche Hand umschloß mit rührend kindlich dünnen Fingern die meine, aber tausendfaches Leben zuckte mir daraus entgegen, im Einklang mit den überberedten Augen, in denen soviel Platz nebeneinander hatte, die mich nun so gütig willkommen hießen, während sie doch zu gleicher Zeit abschätzend und sich erkundigend über mich hingingen, und auch auf ihrem blassen, schmalen Gesicht setzte sich dieses Doppelspiel fort. Seidiges, spinnwebfeines, lockiges Haar in dichter, schwerer Fülle über einer hohen, weißen, ungemein zart und reich durchzeichneten, fast männlichen Stirn, deren kraftvolle Linien sich in einer kühn

gewölbten und dabei doch überaus schmalen, edlen Nase fortsetzten. Und so herb, ernst und abweisend die scharfgekanteten, dünnen Lippen sich auch manchmal aneinanderschliessen, so verraten sie dann doch auch wieder alle Herzenswärme dieser Frau, die einsam und gross über den Menschen steht, zu denen sie doch, wenn sie lächelt, wieder sich gütig herabzuneigen scheint. Weit und nah ist man ihr zugleich, wenn man mit ihr spricht. Was sie sagt, wie sie fragt, ist so, dass man gleich mitten in ihrem Interesse zu stehen glaubt, und doch hat man immer das Gefühl, als wären vor ihrer Seele Posten ausgestellt, die niemand nahe kommen lassen. Sie weiss es meistens auf den ersten Blick, was ein Mensch gefragt sein will und — darf, steckt gleich die Grenzen ab und bleibt mit ihm auf seinem Gebiet. So mancher, der meinte, geistreich und mit Kenntnissen der Geschichte Wahnfrieds bis ins kleinste ausgerüstet sein zu müssen, der liess sich bald erleichtert wieder auf seinem eigenen Grunde nieder, denn sie ist überall daheim, und ich habe sie sogar über Küche und Keller reden hören.

Mich fragte sie damals nach Mahler, nach meinem Studium mit ihm, und verscheuchte so bald meine Befangenheit. Wie von selbst ergab es sich, dass sie mich zu hören wünschte. Kniese, der damalige Bühnenleiter von Bayreuth, war auch plötzlich da, sie setzte sich neben ihn ans Klavier, und ich war froh, als ich endlich singen durfte. Da fühlte ich mich sicher, denn Mahler hatte doch alles mit mir durchgenommen und es gut gefunden. Hie und da flüsterte sie etwas zu Kniese und der murmelte zustimmend in seinen Bart. Ihre Augen liessen mich dabei nicht aus, aber wie ausgeleert schienen sie. Diese grossen, grauen, metallenen Augen! Augen, die jetzt wie aus weiter Ferne fremd in den Alltag sehen, mit dem sie sich dann doch wieder gierig anzufüllen scheinen. So ruhig

und still kann sie die Menschen ansehen, so forschend und horchend, wie wenn sie den Worten allein nicht trauen, sondern erst hinter ihnen das Richtige suchen würde. Und hat sie das gefunden, so sind es wieder ihre Augen, die in ihrer Abwehr Mauern aufrichten, kalt, fremd und teilnahmslos werden oder aber sich mit einem weichen Glanz füllen und warm den anderen willkommen heißen. Doch oft scheint ihr auch keines von beiden angebracht, und dann schwirren plötzlich tausend Teufelchen des Humors in diesen Augen auf und machen sich über die manchmal doch auch allzu seltsamen Exemplare lustig, die ihr aus unseres Herrgotts Tiergarten zugehen. Als ich damals meine Kundry endlich tapfer durchgesungen hatte, da schoß ein warmer Strom in ihr die ganze Zeit über so verschwiegenes, wie verhangenes Gesicht und eine herzliche Umarmung sagte mir, daß sie zufrieden war. Schon bei den nächsten Festspielen sollte ich die Kundry singen, und Frau Wagner würde sie selbst mit mir studieren. Und dann kamen wundervolle Zeiten, und wenn sie damals meiner Jugend auch mehr gab, als ich zu fassen vermochte, so ging doch nichts davon verloren, und heute, an diesem Festtag, möchte ich am liebsten still vor ihr hinknien und ihr, auf goldener Schale, zur schönsten Frucht gereift, alles zurückbringen, was sie einst so verschwenderisch aus ihrem Reichtum in mich gesät hat.

Ich galt damals in Hamburg für gänzlich bühnenunfähig und man riet mir, Konzertsängerin zu werden. Aber ich glaubte fest an mich und gerade an mein Darstellungstalent. In mir ging auf der Bühne so viel vor, daß ich immer unter dem Mißverhältnis litt, in dem es zu den mir von den Regisseuren aufgedrungenen konventionellen Bewegungen stand. Sie waren wie äußerlich darauf gesetzt, meinem lebendigen Empfinden aufgeklebt, hatten keinerlei Zusammenhang

damit, ja überzeichneten es mit rohen Strichen und verbargen mich völlig den Menschen. Mahler sah mein Suchen und Tasten nach dem Richtigen, konnte mich aber in der Hetze bei Pollini doch immer wieder nur auf Bayreuth vertrösten, machte mich musikalisch durchaus sicher und unabhängig vom Taktstock, und so konnte Frau Wagner nun ihr Werk beginnen. Sie las mir die Dichtung von Parsifal vor und erklärte mir die einzelnen Stellen. Gedämpft und leise blieb ihre Stimme dabei, und doch ging kein Akzent und keine Steigerung verloren. Manchmal glitt dabei wie unbewußt ihre Hand leise über die meine hin, kaum wahrnehmbar in der Berührung, und nur ihr fieberhaftes Beben und Zucken ließ mich ahnen, daß diese ruhig neben mir sitzende Frau, von deren Lippen sich fast tonlos die Worte lösten, in diesem Augenblick weit weg war, sich selbst entrückt, geheimnisvoll zur Kundry verwandelt. Zeitlich früh mußte ich mich täglich in Wahnfried einfinden. Da war in der Halle schon das Kundrylager errichtet, und zwei Schleier lagen für Frau Wagner und mich bereit. Dort führte mich ihr umgestaltender Geist aus meiner Enge heraus. Ich mußte ihr immer zuerst auf meine Art die Szenen vorspielen, das war mir schrecklich, da ich nun ihre Art kannte, die mir innerlich gleich so vertraut war, zu der ich mich aber äußerlich noch ganz ungeschickt anstellte. Sie hatte dabei nur im Sinn, mir alles zu lassen, was mir eigentümlich war, aber gerade zu sich selbst kommt man ja oft so schwer. Sie war völlig ihr eigenes Bild und doch in jeder Linie, jeder feinsten Schattierung dem Willen des Meisters untertan. In Geist und Blut vom Rhythmus der Musik besessen, hatte alles an ihr seine eigene Sprache, Finger und Hände selbst ihr eigenes Leben. Und wie sparsam war sie mit Bewegungen, wie

selten hob sie ihre natürlichen Gebärden ins Überlebensgroße empor! Welche Macht hatte jede leise Wendung des Kopfes, jede Biegung des Körpers! Mit einem Heben und Senken der Augendeckel und mit ihren leise durch die Luft tastenden Händen, ihren feingliederigen, langen Fingern zeichnete sie die letzten, geheimsten Empfindungen in die Luft. Großes trug sie so aus den grenzenlosen Weiten ihrer Feuerseele in meine junge Welt hinein, und ich hielt es fest und wurde reicher und reicher daran, je sehender mich das Leben machte, und als sie mich einige Jahre später nach Bayreuth rief, um mit ihr auch die Isolde zu studieren, da tat ich nicht nur gehorsam, was sie wollte, da wußte ich es nun auch schon. Es war kein Abschauen mehr, kein Nachahmen, wie damals bei der Kundry — das grausam schöne Leben war über mich gekommen und so wurde nun meine Isolde! Isolde, die Königin, mit ihrem sterbensarmen Menschenherzen, Isolde, das Menschenweib, mit der leidvollen Königswürde!

Ich lernte Frau Wagner dann im Sommer auch auf Proben kennen, droben auf dem Festspielhügel. Jeden Morgen um 9 Uhr fuhr sie mit Siegfried und ihren Töchtern hinauf, dort schon von den Künstlern erwartet. In ihren Händen liefen alle Fäden des Riesenbetriebes zusammen. Dekorationsproben, Beleuchtungsproben, Kostümproben, alles leitete sie, und bei Bühnenproben saßen die Unbeteiligten alle gespannt und aufmerksam unten im stockdunklen Zuschauerraum und schauten die Wunder einer unbegrenzten Verwandlungsfähigkeit. Als Brunhilde stürmte Frau Wagner mit Schild und Speer die Felsen hinauf, zürnte in feierlicher Schönheit als Ehehüterin Fricka, flackerte als Loge, wimmerte und wand sich wie Mime und hämmerte wild jauchzend Siegfrieds Schwert. Sie belud sich mit Helm, Speer und Schild,

schwang mit ihren dünngliederigen Händen Donners Hammer, und alles gewann Leben durch sie. Was Holz war, wurde gewichtig wie Eisen, ihr Kopf schien bedrückt wie unter wirklich metallener Last des Wotanhelmes, während sie dann wieder, von Kundrys Schleier umhüllt, nur durch ein sanftes Wehen bewegt, wie körperlos zu Parsifal hinglitt. Sie sprach nicht viel bei solchen Proben und nie mit erhobener Stimme. Ihr Wille kam aus den Augen, gab den Dingen Sinn und Halt, und der Bann ihrer verborgenen Kräfte wirkte in den Menschen ihr ganzes Leben lang fort. Erinnerung reiht sich so an Erinnerung, und sie schließen sich wie Glieder einer kostbaren Kette aneinander. Lange schon hat sich Frau Wagner von allem zurückgezogen, und droben auf dem Hügel verwaltet Siegfried das Erbe. Aber unvergänglich ist die Schönheit und Macht ihres Geistes geblieben, und die Welten ihrer Augen gehen nicht unter, nur eine stille Verklärung liegt auf allem, was einst in ihnen war und ewig ist! Und mir versinken die Jahre und ich sehe mich wieder in Wahnfrieds dämmeriger Halle wie verzaubert stehen, wo meine hilflose Jugend gleich von allem Schönen das Schönste empfing, was sie mir später noch gab: wo sie ganz allein für mich ihre Welten auftat, wo für mich ihre Augen erglühten und sie um meinetwillen ihr Wesen „gestaltete und umgestaltete", wie von Engeln beseelt und von Dämonen besessen!

Immer wieder geht mein Weg zu ihr, und es ist mir dann, als ob ich heimkehrte!

Zu Cosima Wagners achtzigstem Geburtstag.

Cosima Wagner feiert Montag ihren achtzigsten Geburtstag.

Jung und zitternd stand ich vor neunzehn Jahren zum erstenmal vor ihr. Nichts ging verloren von allem, was sie mir damals auf meinen Weg mitgegeben, und so reiche ich ihr heute einen Kranz aus den schönsten Blüten meiner Kunst, drücke ihn sanft in ihr Silberhaar und danke vor ihr dem Schicksal, daß es mein Leben mit dieser Frau gesegnet hat.

Unvergeßlich wird mir der Augenblick sein, als ich bei meinem letzten Besuche Frau Wagner wiedersah. Ich betrat die Halle, in der im Sommer die großen Empfänge stattfinden und an die sich links der violette Salon und rechts das Speisezimmer anschließt. Eine Glastür verbindet die Halle mit der Bibliothek und läßt den Blick durch den weiten prachtvollen, noch ganz vom Meister selbst erfüllten Raum. Bücher, Möbel, Teppiche, Stoffe, ein Durcheinander von Prunk, ja man möchte fast sagen: Üppigkeit, äußerem und geistigem Reichtum; und darüber hinaus der Blick in den Garten und in den Hofgarten, dessen hohe Bäume wie ein grüner Wall feierlich den kleinen Platz beschirmen, wo der große Tote in Unsterblichkeit ruht.

Und als ich nun durch die hohe Glastür sah, da bot sich mir ein unvergeßlicher Anblick. Mitten im großen Raume lag auf einem Ruhebett eine Frau in weitem weißen Gewande regungslos. Das feine scharfe Profil hob sich vom hellen Hintergrunde ab, die weißen schmalen Hände lagen lässig und leicht auf der Decke, und so ohne alle Bewegung war die Gestalt, daß ich sie für schlafend hielt und zögernd

stehen blieb. Aber Augen und Seele tat ich völlig auf, um dieses Bild für alle Zeiten in mich einzusaugen. Frau Eva bat mich, weiter zu gehen, denn ihre Mutter erwarte mich. Und dann kam Leben in die Frau da drinnen, Leben in ihre metallen grauen Augen, in ihre weichen Hände, die ich voll Liebe küßte und die mich zärtlich zu sich herabzogen. Und nun durfte ich bei ihr sitzen und ihren inneren Reichtum erleben. Ich muß mich immer erst mühsam zur Ruhe bändigen, wenn ich sie wieder sehe, und lerne erst allmählich die Stunde bewußt genießen. Viele Menschen, die sie noch nicht persönlich kennen, sind bei der ersten Begegnung befangen, aber sie weiß da so lieb zu helfen und versteht sie so gut unmerklich dahin zu lenken, wo sie daheim sind, denn sie selbst ist es ja überall, und als ich sie mit ihren Töchtern in früheren Jahren einmal mit Modejournalen beschäftigt fand, schien mir sogar das gleich wie selbstverständlich, und auch diesmal sprachen wir von Kleidern, denn Eva, die wohl meinen bewundernden Blick gesehen haben mochte, erzählte mir gleich, daß das weite weiße Gewand ihrer Mutter von dieser selbst entworfen und nach ihren Angaben angefertigt worden, und sie selbst gab das mit heiterem Lachen zu.

Ich habe immer so viel auf dem Herzen, so viel Fragen, die nur sie mir beantworten kann, und alles was mich innerlich bedrängt, Menschliches oder Künstlerisches, alles kann zu ihr, und alles versteht sie und man hat das warme Gefühl, daß sie einem nicht nur mit ihrem Verstande, sondern auch mit dem Herzen rät. Dieses Alleinsein mit ihr ist ja etwas so Schönes, ob man nun an ihrem Ruhebette sitzt oder sie am Arm im Garten herum führen darf, immer findet man auf einmal, was man bisher vergeblich im Leben gesucht hat, und an ihrer Stimme beruhigt man sich, vor ihrem hohen Geist

schwindet vieles, was einem sonst wichtig scheint, zur Nichtigkeit zusammen, denn man sieht alles jetzt von ihrer Höhe, ja man schämt sich vor ihr jedes kleinlichen Gedankens. Und ein so wunderbares Lachen hat sie. Der ganze Mensch lacht da mit, und ich lege es oft geradezu darauf an, sie zum Lachen zu bringen und mich ihres Humors zu erfreuen, der ihr ja oft bei Begegnungen mit Menschen aus allzu entlegenen Weltgegenden so hilft.

Könnte ich solche Stunden bei ihr nur mit etwas mehr Ruhe genießen! Aber ich spüre ja doch immer Frau Eva und Geheimrat Schweninger schon hinter mir, mit der Uhr in der Hand! Die beiden hüten ja ihr Leben. Es ist merkwürdig und rührend zugleich, wie diese starke Frau, noch ganz Wille, Kraft, geistige Energie und Lebendigkeit, sich dennoch so ganz und gar unterordnet und ihrem Kinde selbst zum folgsamen Kinde wird. Ihr Tag ist von Morgen bis Abend durch Schweninger eingeteilt und während er vergnügt mit seiner Familie in München auf der Prinz Ludwigs-Höhe sitzt und von seinem Turm weit übers Land hinaus sieht, führt Eva bis ins kleinste seine kategorischen Befehle durch. Aus einer Fülle winziger Details baut der große Arzt und Menschenkenner die Pflege auf, die Frau Eva dann mit ebensolcher peinlicher Genauigkeit ausführt.

Mit tiefer Dankbarkeit gedenke ich immer der beiden, die über diesem teuren Menschenleben mit liebevollster Sorgfalt wachen, und so hart ich auch selbst oft schon dieses strenge Regiment empfand, so beuge ich mich doch gerne und verlasse Frau Wagner ergeben und folgsam, wenn nach einer bestimmten, von Schweninger nur allzu karg bemessenen Zeit Eva herantritt und mit dem mir schon so bekannten liebenswürdigen Lächeln und dem gewissen, fatal freundlichen Blick

meint: „Ich glaube, Mama, es ist nun Zeit usw. usw.“ Und Mama und Gast glauben, auch wenn sie nicht glauben, denn Evas Miene kann dann geradezu steinern werden.

Seit Frau Wagner sich von aller Tätigkeit zurückgezogen hat, empfängt sie nur ganz wenig Besuche mehr, wohnt weder Proben noch Vorstellungen bei, darf selbst nichts mehr schreiben noch lesen, sondern diktiert und läßt sich vorlesen. Auch das ist eine Verordnung Schweningers, um ihre schwachen Augen zu schonen und ihre Ruhe zu sichern, denn dieser unermüdlich rege Geist, der die greise Frau fast zu verzehren droht, muß mit Gewalt eingedämmt werden, und auch die Menschen, die sie besuchen, wissen und fühlen entweder, oder erfahren vorher, wovon gesprochen und worüber geschwiegen werden soll. Daß „Parsifal“ nun der Welt preisgegeben ist, hat man ihr freilich nicht verbergen können, sie weiß es, spricht auch davon, aber etwas Hartes, Unversöhnliches, schmerzlich Abwehrendes kommt dabei in ihr Gesicht, und man fühlt, daß sie es niemals ganz verwinden wird. Auch den Krieg konnte man ihr ja nicht verheimlichen, aber an ihm lebte sie förmlich wieder auf, und ich erinnere mich noch recht gut jener Zeiten, zu Beginn des Krieges, wo wir noch in Bayreuth blieben und oft zu Frau Wagner kamen, mit welchem Eifer, welcher Genauigkeit sie da den Ereignissen folgte, alles besprach, Kriegsberichte sich vorlesen ließ und über Kriegskarten saß oder in ihrer Ungeduld durch die Stadt fuhr, mitten durchs Getriebe der Kriegsbegeisterung.

Ein besonderes Ereignis war es in den letzten Jahren auch immer, wenn Frau Wagner Musik zu hören wünschte. Gerade vor Kriegsausbruch wurden wir eines Tages durch ihr plötzliches Erscheinen bei einer „Parsifal“-Probe überrascht und saßen dann aufgeregt im dunklen Raum, als Muck

das Vorspiel begann und wir Frau Wagner oben in der Fürstenloge wußten. Und ich versuchte mir ihr Gesicht vorzustellen, diese Augen mit ihrer rätselhaften Kraft, ihrer hellen Beredsamkeit und ihren Geheimnissen. Jetzt waren sie wohl geschlossen oder Schleier lagen über ihnen und über allem, was eben ihrem Herzen widerfahren mochte. War es, daß Muck noch nie so dirigiert hatte, oder kam der Zauber von der „Wunderfrau" im Dunkeln da oben, so hatte ich es noch nie erlebt.

Ich durfte ihr bei meinem letzten Besuch Schubert-Lieder vorsingen. Es war in der Halle, wo ich sie so oft hatte sitzen sehen und zuhören, und es fiel mir wieder auf, wie merkwürdig sie dabei aussieht. Als ob der ganze Mensch ein Lauschen wäre und als ob sie sich ganz auftun, hinhalten und wirklich mit der Seele Musik in sich saugen würde. Und so war's auch immer. Sie ließ sich nie beirren, wenn Befangenheit einen Sänger behinderte. Ihr war es um das zu tun, was Richard Wagner „Enthusiasmus" nannte, und es konnte einem recht unbehaglich zu Mute sein, wenn manchmal beim Vortrag eines Künstlers, auch bei einer sehr bravourösen Leistung, Frau Wagners Gesicht immer verschlossener und verschlossener wurde, und ihre Augen langsam auskühlten, als wäre ihrer Seele alle Wärme ausgegangen.

Zwei wunderschöne Tage durfte ich so verbringen, und nur Siegfried und seine junge Frau fehlten, da sie der Aufführung eines seiner Werke beiwohnten. Aber sie waren doch mitten unter uns, und Siegfrieds junges Glück lag licht über Haus und Menschen, und es war, als ob ein lustiger frischer Morgenwind Wahnfried durchwehte.

Probenzeit in Bayreuth.

Jedem, der einmal an den Bayreuther Festspielen künstlerisch mitgewirkt hat, ist wohl die Probenzeit unvergeßlich, wo die Künstler noch, lange bevor das Publikum eintrifft, ganz unter sich sind. Schon Mitte Juni beginnen die ersten Proben, und Ende Juni ist alles vollzählig beisammen. Früh am Morgen wandern sie dann jeden Tag den Festspielhügel hinauf und treiben sich vor dem hohen roten Hause erwartungsvoll herum, lassen sich geschwind noch einmal photographieren, in schönster Eintracht Wotan mit Fafner, Hunding mit Siegmund, Eva Pogner mit Beckmesser, oder es werden auch die jeweiligen Hunde in ihrem Glanze gezeigt, meist Köter diskretester Abkunft, aber alle ihrem Herrl fanatisch anhänglich und dankbar dafür, daß er seine Hundeliebe nicht nur auf Rasse und äußere Schönheit beschränkt; diese Vierfüßler führen meistens Namen Wagnerscher Gestalten, und oft sieht man Wotan, Fasolt, Froh und Freia stundenlang vor der Türe des Festspielhauses auf ihre unermüdlichen Ernährer warten.

Punkt neun Uhr kommt Siegfried Wagner angefahren. Er trägt meistens Kniehosen und gelbe Strümpfe, tritt morgenfrisch gelaunt gleich mitten unter die Künstler, begrüßt jeden mit irgend einem netten lustigen Wort, steht vor dem Tor und schaut dann etwas zerstreut vor sich hin, hält auch wohl noch schnell einem schon lauernden Photographen still, bis er plötzlich auf die Uhr sieht und „nun Kinder, es ist Zeit, kommt, kommt!" über den Platz hinruft, energisch in die Hände klatscht und unter seinem Vortritt dann die ganze Versammlung ins Festspielhaus zieht. Dort liegt gleich vor dem Eingang zur Bühne ein großer Bogen auf, worin alle

Proben verzeichnet sind, die von den Dirigenten und Korrepetitoren in den verschiedenen Probezimmern abgehalten werden. Kapellmeister Müller, der von jedem Sänger weiß, wo ihn der Schuh drückt, ist der alle liebevoll bedenkende Verfasser dieser Liste, und achtundzwanzig Klaviere sorgen dafür, daß keiner zurückzustehen braucht. Die Bühnenproben aber kreidet Siegfried selbst höchst eigenhändig jeden Abend auf einer schwarzen Tafel an; es sind dies Szenenproben mit Klavier oder Orchesterproben. Ergibt sich für das Orchester einmal ein freier Nachmittag, so meldet Siegfried auf der Tafel: „Orchester heute leider schon wieder frei." Auch vermerkt er es auf ihr, wenn er seinen Schirm nicht mehr dort angetroffen hat, wo er ihn stehen ließ. So geht man lachend und vergnügt an die Arbeit, um doch nach ein paar Minuten schon mit vollem Ernst bei seiner Aufgabe zu sein.

Das größte Interesse haben für alle die Bühnenproben und sobald sich eine freie Zeit ergibt, setzt sich jeder gern als Zuschauer ins Parkett. Da ist es stockdunkel, und wer von draußen kommt, steht zuerst ganz hilflos und tastet sich mühsam auf irgend einem Platz, nicht ohne einige erwünschte oder unerwünschte Zusammenstöße mit den schon Anwesenden, an die er in seiner Blindheit ahnungslos anrennt.

Und nun kann man da oben Siegfried in seinem Element beobachten und bewundern! Er ist der geborene Regisseur, unermüdlich in seinem Eifer, unerschöpflich in seiner Energie. Bei Szenenproben steht ein Klavier auf der Bühne, und einer der Herren von der musikalischen Assistenz hat die Begleitung. Siegfried sitzt auf einem Stuhl ganz vorn an der Rampe. Er verliert nicht die Geduld, den Künstlern immer wieder zu zeigen, worauf es ankommt, er vertieft sich gerade in solche Szenen am liebsten, die sonst gewöhnlich als neben-

sächlich angesehen werden, und gibt so jedem Mitwirkenden, sei er nun der Träger einer kleinen oder großen Rolle, das Gefühl von der Wichtigkeit und Bedeutung seiner Leistung. Kein Nachlassen der Aufmerksamkeit, keine Zerstreutheit, keine Halbheit duldet er je, er fordert von jedem, daß er sein Bestes gebe, und dieser unerbittlichen Strenge, zusammen mit einer ungemein liebenswürdigen Art, Menschen zu nehmen und zu leiten, gelingt es, sie in seine Zwecke und Ziele zu fügen. Das hat sich vielleicht noch nie mit solcher Kraft gezeigt, wie jetzt in den Ensembleszenen der „Meistersinger", wo durch ihn jeder einzelne Chorsänger zum Schauspieler geworden ist und er dieses Chaos von Bewegungen in eine Form gebändigt hat, in der nun alle die hundert und hundert kleinen und großen durcheinanderschießenden, aneinanderprallenden, ineinanderwogenden Details der phantastischen Prügelei sich im Glanze der strahlenden Chorstimmen zu einem Ganzen von überwältigender Komik vereinigen.

Aber viel Mühe und Plage gibt es auf allen Seiten, bis es so weit ist! Wochenlang arbeitet Kapellmeister Rüdel mit dem Chor und führt ihn durch meisterhafte Leitung zu der hohen Vollendung, die dann auch im Finale des dritten Aktes der „Meistersinger", im „Parsifal" und in der „Götterdämmerung" solche Wunder vollbringt. Eine musikalische Assistenz, die sich aus vierzehn der geschultesten Musiker und Kapellmeister zusammensetzt, studiert die Einzel- und Ensembleproben mit dem Solopersonal, Kammersängerin Frau Reuß-Belce, die dramatische Spielleiterin, gibt die Stellungen und Bewegungen der Bayreuther Tradition an. Regisseur Braunschweig aus Berlin bereitet Ritter, Knappen und Volk für Siegfried Wagner vor. Kapellmeister Müller wieder nimmt mit den Künstlern die Rollen stimmtechnisch

durch, weist ihnen allerhand musikalische Erleichterungen und Behelfe und hält sie vor allem immer wieder zum Maßhalten an, indem er auf die wundervolle Akustik des Hauses verweist, durch die jede übermäßige Kraftentfaltung zur Stimmvergeudung wird. Und die ihm folgen, danken es ihm, denn er hat ihnen gut geraten: auch ohne Anstrengung trägt jeder Ton hier und wird deutlich auf den fernsten Sitzen gehört. Auf der Bühne finden unter Maschinendirektor Kranichs Leitung Dekorations- und Beleuchtungsproben statt, und drüben im großen Saal des Restaurants schwingen einstweilen Richter, Muck, Siegfried Wagner oder Balling den Stab, während sich draußen die Menschen ansammeln und in aller Gemütlichkeit unter grünen Bäumen, ohne erst Kassen stürmen zu müssen, den Klängen eines Orchesters lauschen, das, nur aus „Ersten" zusammengesetzt, von den „Ersten" gemeistert wird.

In den Orchesterproben hat Siegfried seinen Platz in einer der ersten Parkettreihen; auch Eva Chamberlain mit ihrem Gatten und Gräfin Gravina, die Töchter Cosima Wagners, und Geheimrat Thode sitzen da meist. Aber Siegfried hat keine Ruhe, immer wieder springt er auf, und über die Stufen der kleinen Verbindungsbrücke sieht man blitzschnell seine beiden lichtbekleideten Beine der Bühne zustreben, wo er seine Weisungen erteilt und im Eifer wohl selbst gleich Hand anlegt, wenn es was zu rücken und zu stellen gibt. Oder er ruft von seinem Platz aus auf die Szene, was zur Folge hat, daß mit einemmal die ganze musikalische Assistenz, Inspizienten, Regisseure, kurz alles, was eben im Dienst ist, auf die Bühne stürzt, mit den Händen, um besser zu hören, die Ohren vorhält und gespannt auf Siegfried sieht. Jeder glaubt ja, der Anruf könne vielleicht ihm gelten, und so stehen

alle wartend, bis Siegfried seine Wünsche kundgibt. Aus dem Orchester wieder tönt, tief von unten, die Stimme des Dirigenten herauf. Breit, grell und abgehackt klingt's, wenn Muck am Pult sitzt. Man stellt sich dann unwillkürlich gleich sein hageres Gesicht vor mit der scharfen Linie der Lippen und mit den stechenden Augen, in denen es so diabolisch aufblitzen kann, wenn einem armen Künstler einmal eine Note zu kurz oder zu lang ausfällt. Wenn dagegen Richter hinter der breiten Verschalung sitzt, klingt's schon weniger beunruhigend durch die Finsternis, denn wenn er auch einmal schreit, so ist es ja noch keine Stunde her, daß man ihm auf dem Wege zum Festspielhaus begegnete, an jeder Hand eines seiner Enkelkinder und mit der großen, von allen möglichen häuslichen Schätzen schwellenden Kotztasche, und die Erinnerung an dieses bezaubernd patriarchalische Bild will kein rechtes Fürchten aufkommen lassen.

Rechts oder links in der ersten Kulisse steht meistens Kapellmeister-Müller. Kommt ein Künstler ins Schwanken, so gerät gleich Müllers Arm in hilfbereites Taktschlagen, und es gelingt ihm auch meistens, die kleinen Differenzen noch auszugleichen, ohne daß eine Unterbrechung nötig war.

Siegfried ist fleißiger als wir alle zusammen. Wenn er sich zur Erholung oft gerade nur ein paar Minuten gönnt, um draußen vor dem Festspielhaus ein bißchen frische Luft zu schöpfen, oder sein Brötchen zu verzehren, wobei seine Schwester Eva immer besorgt ist, daß er es im Arbeitseifer nur ja nicht zu schnell verschlinge, wissen sich die Künstler sonst noch alle möglichen Erholungen. Da ist unweit vom Festspielhaus die Bürgerreuth mit der wundervollen Aussicht und dem guten Kaffee, ein paar Schritte weiter lockt der Wald mit seinen gepflegten Wegen und den vielen Ruheplätzchen, und

dann gibt's dort oben auch ein Luft- und Sonnenbad, mit allem, um den Menschen zum Lebenskünstler auszubilden: Wasser, Gras für die nackten Füße und Turngeräte für die stärkungbedürftigen Muskeln. Sobald es drüben keine Proben und am Himmel eine halbwegs anständige Sonne gibt, finden sich dort immer einige Mimen zusammen, um Kunst mit Naturheilverfahren zu vereinigen. Ein großer Teil der Mitwirkenden bleibt über Mittag auf dem Festspielhügel, wo der Restaurateur Weber das Amt versieht, die heiklen Künstlermägen zu befriedigen. An langen Tischen sitzen die Damen und Herren des Chors, an kleineren, gruppenweise, Solisten, Inspizienten, Kapellmeister, Korrepetitoren. Da wird viel kritisiert, geurteilt, verurteilt, auch wohl einmal gelobt und bewundert, vor allem aber streng darauf geachtet, daß die Kellner und Kellnerinnen ja keinen bevorzugen, und nicht immer demselben die frischgefüllte Schüssel zuerst reichen, und eine Platte, auf der es schon etwas schütter aussieht, wird stolz zurückgewiesen. Aber der gesunde Humor, der in allen diesen Leuten steckt, läßt kaum je eine dauernde Verstimmung zu.

Nach der Mahlzeit weiß schon jeder irgend ein ruhiges Plätzchen, wo er die Zeit bis zur Nachmittagsprobe verträumen kann. Einige haben sich Hängematten angeschafft, und auf einer nahen großen Wiese mit sehr vielen Obstbäumen sieht man sie dann in ihren Netzen den weiteren Forderungen ihres Probezettels entgegenschlafen. In der Stadt hat vor allem die „Eule" mit ihren Traditionen und Erinnerungen Anziehungskraft, besonders abends, durch das Erscheinen Siegfried Wagners, der da sein strenges Tagwerk in ein paar heiteren Akkorden ausklingen läßt. Er ist nur dort gern, wo es gemütlich ist, und das löst dann sein ganzes ur-

junges und heiteres Wesen aus. Niemand kann so herzlich und mitreißend lachen wie er, und weil's jeder gern hört, so hat auch jeder stets ein Wort, einen Witz bereit, um es ihm zu entlocken. An manchen Abenden übt er auch Hausherrnpflichten aus. Ein großer Teil der Künstler ist da für den Abend nach Wahnfried gebeten; dort wird zuerst musiziert; einige, die zum ersten Male in Bayreuth sind, werden zum Singen aufgefordert, und nachher führt Siegfried seine Gäste zum Buffet, wo er den Bevorzugten ganz heimlich die ganz besonders guten Schüsseln verrät. Aber noch vor Mitternacht ist alles aus, und es wird still in Wahnfried und Siegfried rüstet sich für den neuen Tag zur neuen Arbeit, eingedenk des Schicksalswortes: „Und dereinst — da muß mein Junge für das Rechte sorgen!"

Juli 1911.

Kapellmeister Müller.

Kapellmeister Müller ist ein wichtiger Mann, ein mächtiger Mann und was nach solchen Eigenschaften besonders zu vermerken ist, ein liebenswürdiger Mann.

Männlein und Weiblein stehen oben vor dem Festspielhaus in Bayreuth beisammen. Es wird getratscht, gelästert, aber hie und da läßt man doch auch ein gutes Haar am andern. Um neun Uhr beginnen Tag für Tag die Proben für uns Singleute. Am Abend zuvor kommt der gute alte Wolf, Wahnfrieddiener, zu einem in die Wohnung und überreicht mit unergründlicher Miene Botschaft vom Festspielhügel. Herr, Fräulein oder Frau ist gebeten zu einer Probe am 9. Juni um 9 Uhr vormittag, um 11½ Uhr vormittag und um 3 Uhr nachmittag. Man hat die schönsten Pläne ge-

macht (Eremitage, Phantasie kommen meist drin vor), man denkt sich's so wundervoll aus, Bayreuth einmal aus der Ferne zu genießen, und da fällt einem so ein Sündenregister ins Haus. Also ist es doch mit den Achtel- und Sechzehntelnoten noch immer nicht in Ordnung, also hat man doch wieder eine Pause nicht lang genug ausgehalten, also hat man einmal Atem geholt, wo noch die Luft von früher hätte reichen müssen! Das schießt blitzschnell durch unser Sängerhirn – dann folgt Resignation, dann weihen wir einen lieben Gedanken dem Urheber des Ganzen, Kapellmeister Müller.

Kapellmeister Müller läßt uns arme Sänger nicht des Lebens froh werden. Er hat immer etwas gegen einen auf dem Herzen und wenn er's uns nicht sagt, so spüren wir's an seinem Gang, an seiner Haltung, an seiner Art zu grüßen. Jede seiner Bewegungen ist Rhythmus – er geht über den Festspielhügel und man denkt an einen wandelnden Metronom. Und kommt er einem dann näher, so beginnen auf einmal seine Augen den Takt zu schlagen, und ohne daß er erst was sagt, weiß man, daß der gute Wolf mit Sicherheit abends mit dem Probezettel erscheinen wird.

Kapellmeister Müller ist Siegfried Wagners rechte Hand. Er entdeckt ihm auf geheimnisvollen Reisen seine Sänger. Er hat eine Wünschelrute, mit der er die Theater absucht und ahnungslose Sänger aufstöbert. Er läßt sich durch Fehler nicht beirren und durch Vorzüge nicht verwirren. Über alles weg sieht er, ob aus den Leuten was zu machen ist, ob ihre Begabung steigerungsfähig ist, ob der Ernst da ist und das Bedürfnis, sich Bayreuther Art anzueignen und sich ihr unterzuordnen.

Ist Kapellmeister Müller zum Entdecker geworden, so setzt er sein Werk als Lehrer fort. In monatelanger Arbeit bereitet

er Sänger und Sängerinnen für ihre späteren Aufgaben vor. Leichter hat er's mit jenen, die noch nichts als ihre Stimme besitzen. Da muß nicht vorerst so viel weggeräumt werden wie bei denen, die er in irgend einem kleinen Theater aufgefunden hat, die dort täglich auf der Bühne stehen mußten und mit Ach und Krach gerade so viel von den Rollen inne hatten, um mit Hilfe des Souffleurs und Kapellmeisters über den Abend hinwegzukommen. Wie viele Opfer fordern diese Theaterzustände, wieviel Talent liegt darunter begraben! Ob es so ein junger Mensch wohl ermessen kann, was das heißt, dann von einem Kapellmeister Müller entdeckt zu werden? Aber auch den Großen mit den klingenden Namen, von denen niemand glauben soll, daß sie noch was zu lernen hätten, den Großen, die mit so sicheren Schritten den Festspielhügel hinaufwandern, auch denen ist es heilsam, einmal recht tüchtig zu „müllern". Man kommt ja doch immer wieder darauf, daß wieder alles mögliche verschwitzt worden ist, daß man manches tut, was vom Komponisten nicht ganz so beabsichtigt ist. Und wie liebenswürdig macht uns Kapellmeister Müller auf unsere Irrtümer aufmerksam! Er bessert nicht aus, er stellt nicht aus. Er erlaubt sich nur zu „bemerken" – „etwas anderer Meinung zu sein" – „aufmerksam zu machen", als ob er den Herrschaften noch dafür dankbar sein müßte, daß sie die Noten singen, wie sie im Buch stehen. Aber es wirkt. Und nur ein ganz verstocktes Sängergemüt wird so eine Zwiesprache mit Kapellmeister Müller hinterher als verlorene Zeit betrachten.

Ich habe bei Kapellmeister Müller sehr viel gelernt und ich freue mich immer wieder auf die Zeit im Festspielsommer, wo ich wieder von ihm lernen kann.

Juli 1911.

Mime.

Zu meinen stärksten künstlerischen Erlebnissen gehört Hans Breuers Mime; er scheint mir ein höchst bewundernswertes Beispiel des Bayreuther Stils. Bei anderen denke ich nur: wie gut der den Mime spielt, wie trefflich er sich den Forderungen seiner Rolle anpaßt! Breuer aber ist einfach der Mime; ich vergesse den Darsteller ganz, ich habe keinen Augenblick mehr das Gefühl, daß mir Mime vorgespielt wird, sondern das Original selbst steht vor mir in eigener Person da. Ja, ich kann mir seitdem Mime gar nicht mehr ohne die persönlichen Züge Breuers denken. Wagners Mime ist für mich allmählich so mit der Person Breuers verwachsen, daß ich ihn von ihr nicht mehr loslösen kann. Natürlich macht Breuer an vielen Stellen ganz dasselbe, was alle anderen Darsteller des Mime an dieser Stelle auch machen, aber bei den anderen hat man das Gefühl, daß es auf fremdes Geheiß und aus einer Intention geschieht, während er ganz unmittelbar so sein zu müssen scheint. Und wenn ich nun versuche, einige Hauptzüge seines Mime zu schildern, so wäre ich gar nicht fähig, dabei den besonderen künstlerischen Anteil Breuers vom allgemeinen Wesen der Rolle scharf zu scheiden: denn eben daß hier einmal das Wesen einer Rolle und die Person ihres Darstellers völlig eins, untrennbar eins geworden sind, macht den unvergleichlichen Reiz dieser Leistung aus.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als hätte ihm die brüderliche Gewalt alle Muskeln entspannt und gelockert, so schlottert, schlurft und wackelt der Zwerg über die Bühne, und sein Rücken krümmt sich, als schleppe er die ganze Last des brüderlichen Hasses darauf her-

um. Seine zusammengepreßten Zähne knirschen in wütender Wehrlosigkeit, er schabt und feilt und schmiedet und duckt sich ängstlich, als ob immer und ewig Fäuste über ihm drohten. Wie ein gemartertes Tier wälzt er sich unter der unsichtbaren Fuchtel, und sein Wehgeheul durchgellt schauerlich das Reich der „Nachtgeborenen". Wie ausgespien klebt das geschundene Scheusal am Boden, wesenlos stieren die Augen aus ihren Höhlen, als hätte ihm der Jammer das Hirn ausgebrannt, und wenn das dämonische, schadenfrohe Gelächter des verzauberten Peinigers über den geknechteten Willen des Zwerges höhnt, so zuckt der schmierige Leib, als griffen ihm spitze Nägel ins Fleisch.

Den Bären treibt Siegfried herein und hetzt ihn auf Mime! Wie da die verzagte Kreatur bittet und bettelt, stottert und sippert. Wie die Angst in sein Herz fährt und aus den wild irrenden Augen herausschlägt, wie er springt und jagt und feig und demütig wird vor der jauchzenden Kraft des mutwilligen Knaben! Wie ein farbloser Fetzen, abgestoßen von der Natur, so wischt er um Siegfried auf dem Boden herum! Aber dann hat der Fetzen auf einmal ein Herz und wimmert, wenn er von Sieglindes Weh erzählt, und „wie er ihr half, so gut er konnt'", und dem Fetzen trieft es aus dem struppigen Bart und zetert und plärrt es aus seiner wehmütigen Seele über die arge Mühe mit dem, den das Menschenweib in seiner Höhle zurückließ. Tief gerührt über sich selbst, lallt er immer von neuem die Weise vom „zullenden Kind" und vom „kleinen Wurm", und seine Arme wiegen und sein Mund schluchzt und schluckt und seine Beine zappeln geschäftig. Das Herz des blonden Riesenkindes will er treffen, aber dabei lauert und droht es in seinen zwinkernden Augen! Seine ekle

Seele verrät sich in ihnen — der Haß sitzt drinnen und glotzt aus seinen Finsternissen.

Als ob er selbst ein Brocken Erde wäre, wird er mit weggeschleudert, wenn der Speer des „starken Herrn" in den Boden stößt und wenn dann das „verfluchte Licht" sein tolles Geflunker in die Höhle wirft, so tanzt er und taumelt und schlägt wie sinnlos um sich, als prasselten Funken um ihn, als leckten Flammen nach seinem Leib, er dreht sich im Wirbel des Grauens, wälzt sich und wühlt mit gierigen Griffen in die Erde, als wollte er sich in sie verkriechen, und liegt wie tot, wenn Siegfried hereinjagt! Wie zerquetscht von Ängsten kommt seine Stimme hinter dem Amboß hervor, da Siegfried das Schwert von ihm verlangt. Zur albernen geschwätzigen Amme, die kleine Kinder schrecken will, wird Mime, um Siegfried das Fürchten zu lehren; was je mit schaurigen Ängsten seine zittrige Seele gefoltert, das tropft in sein grauses Geflüster; seine knöchernen Finger krümmen und spreizen sich und greifen wie Spinnenfüße ins Leere. Siegfried schmiedet. Da springt ein böser Gedanke im Gehirn des Zwerges auf und schwärt und schwillt und frißt um sich, und die Mißgeburt gebärdet sich wie besessen, beginnt ein seltsam geschäftiges Treiben, watschelt, wackelt und stampft durch die Höhle und schleudert behende die zottigen Beine, die mit dem Ruhelosen nicht Schritt halten wollen: Mime braut Sud! Seine haarigen Pfoten rühren, mischen und quirlen. Teuflische Hoffnungen machen die krummen Glieder gelenkig, das Schicksal des jauchzenden Schmiedes wollen die bebenden, zappligen Finger gestalten, glühender Haß fiebert in den funkelnden Augen, und er drückt innig in scheußlicher Zuversicht den Trank an sein grausames Herz. Er äugelt und nickt zu Siegfried, schmatzt mit den wulstigen Lippen und dienert, tänzelt und stolpert um

den eifrigen Knaben. In Machtgier streckt und reckt sich der Freudenbesessene und kräht in Siegfrieds schäumende Lust. Da — im höchsten Entzücken des taumelnden Zwerges — zerspaltet Siegfrieds Schwert den Amboß! Im jähen Erschrecken plumpst der Verzückte zu Boden und — „Mime der Kühne, Mime der König" zetert und strampelt!

Mime weiß Siegfried beim Wurm. In brennender Gier kommt er behutsam durchs dichte Schilfrohr getappt, fluchend prallt er mit Alberich zusammen. Wie fauchende Katzen fahren sie aneinander mit sinnlosem Zischen und Heulen und Schreien. In blödsinnigem Rasen schnauft und schnappt Mime nach Luft, schleudert die Arme und fuchtelt wild mit den Fäusten um Alberichs struppigen Schädel. Plötzlich wird er geschmeidig. Teilen soll Alberich wenigstens mit ihm die Beute. „Bruder soll der ihn heißen." Wie windet sich Mime, winselt und weint und tränkt mit Tränen die Stimme. Doch Alberich höhnt. Etwas zerreißt da in Mimes Seele! Er wird zur gischenden, geifernden Masse, die Wut schleudert und wirbelt den tobenden Körper, er würgt und stampft und ist zum Zerplatzen, mit jähem Sprung schnellt er in die Höhe . . . Siegfried stört die zwei gemütvoll Vertieften. Er hält in den Händen, worum sie sich balgen, und die zwei dunklen Gesellen schlupfen ins Dickicht.

Mit zierlich neckischem Getänzel schlendert Mime aus seinem Versteck hervor. Zu arglosem Grinsen glättet er die Fratze. Rührselig flackert die Stimme, hüpfend und hopsend biedert er sich täppisch an Siegfried heran und bietet dem kampfmüden Knaben mit Neigen und Nicken den Labetrunk. Doch Siegfried hat der Waldvogel belehrt. Mime wähnt Liebe zu lügen und plappert dabei sein scheußliches Wollen heraus. Er zwingt seine lüsternen bösen Augen, Siegfried zu

täuschen, biegt die Stimme in lockende, zärtliche Laute, katzenbuckelt immer näher zu Siegfried und schreit und zankt ärgerlich, daß der ihn so falsch verstehe. Immer zudringlicher wird sein Getue, immer unbezwinglicher seine Gier, die Macht der Welt mit den Händen zu fassen. Mit einladendem Grinsen schwingt er die Flasche und taumelt zur Höhe, immer näher an Siegfried heran! Teuflische Lust bäumt seinen dürftigen Körper. Durch die Stille des Waldes gellt sein trunkenes Kreischen, sein heiseres Gelächter verschlingt und verzerrt ihm die Worte! Alle verhaltene Habgier, der ganze Haß seines Lebens — in einem furchtbaren Schrei brechen sie hervor, den Labetrunk schwingt Mime wild durch die Luft Siegfried entgegen, da — das Schwert saust herunter, „Mime den Kühnen, Mime den König" kann nun Alberichs Lachen nicht mehr grämen!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dieser Zwerg, so überwältigend groß in seiner ungeheuren Nichtigkeit, wirkt dadurch so sehr, daß in Breuers Darstellung nicht der geringste willkürliche Zug ist. Es wird alles durch ein rhythmisches Empfinden von höchster Vollkommenheit aus der Musik geholt. Darin ist sein Mime, wo immer er erscheint, ein lebendiges Stück Bayreuth.

Kundry-Kostüm.

Ich hätte im zweiten Akt „Parsifal" in der sogenannten „Verführungsszene" ein rotes Kostüm und schwarze Haare tragen sollen. So war es ursprünglich bestimmt, und ich wollte mich einmal folgsam zeigen, nicht widersprechen und streiten, also trug ich auf einer Probe das brennende Gewand. Aber gleich nach den ersten Takten auf dem Blumenlager,

wenn Kundry den Parsifal anruft und die Blumenmädchen von ihm scheucht, wurde mir unbehaglich, und dieses Unbehagen steigerte sich und alles, was ich sagte und was ich tat, wehrte sich gegen das flammende Rot: es stimmte nirgends, es klang für mein Gefühl dadurch immer ein falscher Ton herein. Ich zog dieses Kostüm nicht wieder an, sondern machte mir für die Première ein anderes, natürlich nicht ohne pflichtgemäß die Erlaubnis zu dieser Eigenmächtigkeit eingeholt zu haben, indem ich meiner Behörde meine Bedenken gegen das Rot vortrug und die Gründe angab, warum nach meinem Gefühl Kundry, die „Urteufelin", die „Höllenrose", dem Parsifal nicht in teuflischem, höllischem Rot erscheinen darf. Ich weiß sehr gut, daß die meisten Leute gerade dieses Rot erwarten. Sie erwarten es gerade nach der Blumenmädchenszene, erwarten es in der Musik und erwarten es von der Darstellerin und sind dann ein wenig enttäuscht, wenn es ausbleibt — und in der Musik bleibt es immer aus! Sie sprechen das dann auch geradezu aus, sie sagen, sie wüßten ja ganz gut, was Wagner da gemeint hat, nur habe doch offenbar seine Kraft dazu nicht mehr ausgereicht. Wie oft hört man das! Und selbst solchen, die sich ehrlich bemühen, ein inneres Verhältnis zu „Parsifal" zu finden, ergeht es zuweilen so. Hier werden sie irre, im zweiten Akt scheint ihnen etwas zu fehlen! Sie waren einer Szene von phantastischer Sinnlichkeit gewärtig, und geben nun, da ihnen die Sinnlichkeit dieser Szene nicht phantastisch genug scheint, entweder der Darstellerin oder gar dem Meister selbst die Schuld. „Er ist eben doch schon ein Greis gewesen, als er diese Szene schuf," hört man sie sagen, „in welche verzehrende Sinnlichkeit hätte er sie getaucht, in der Zeit, als er den Tristan schuf, es rächt sich eben doch, man darf sich bei sinkender Kraft nicht mehr an eine Szene wagen,

aus der die Flammen wildester Lust emporschlagen müßten." Es macht mich ganz traurig, wenn ich das höre! Es macht mich traurig, daß man ein Kunstwerk so völlig mißverstehen kann.

Kundry soll Parsifal verführen — gewiß! So gebietet ihr Klingsor, und das Furchtbare für sie ist, daß sie ja nicht nur tun muß, was Klingsor ihr gebietet, sondern es auch noch selber wollen muß: durch Klingsor ist ja ihr ureigenster Wille verwandelt. Kundry soll Parsifal verführen. Aber wie? Durch die Mittel gemeiner Sinnenlust? Kann sie daran auch nur einen Augenblick denken, nachdem sie ihn eben mit den Blumenmädchen gesehen hat? Sobald sie den „reinen Toren" erkannt hat, muß die Menschenkennerin, die Männerkennerin wissen, daß es für ihn feinerer Mittel bedarf: auf einen reinen Mann wirkt nur die Frau, die seine reinsten Empfindungen zu erregen weiß. Dies, eine Verführung durchaus geistiger Art, versucht sie: zuerst, indem sie in ihm das Bild seiner Mutter heraufbeschwört, dann indem sie ihn anfleht, sie zu erlösen. Es gibt vielleicht keine raffiniertere Liebesszene, als wenn sie ihm auf dem Blumenlager in dieser unsäglich schwermütigen, vorwurfsvollen Weise von seiner Mutter erzählt, bis er endlich, überwältigt von Trauer und Reue, zu ihren Füßen zusammenbricht. Da mischt sie nun mit zarter Vorsicht in ihren Trost Worte der Liebe und geheimnisvolle Verheißungen. Und dabei nähert sie sich ihm unmerklich immer mehr und mehr, aber sie spricht noch immer von der Mutter und spricht noch von ihr, wenn sie sich schon ganz dicht über ihn neigt und des „Muttersegens letzten Gruß" mit dem Kuß ihrer Liebessehnsucht auf seine Lippen drückt. Und er wird „wissend" unter diesem Kuß. Die „dumpfe Torheit" weicht von ihm. Aber nicht nur seine Sinne erwachen. Auch seine Seele erwacht:

was er im Gralstempel nur mit den Augen sah, erlebt er jetzt im Herzen: die Leiden des Amfortas. Aus seinem „sündigen Verlangen" lernt er sie jetzt verstehen, „durch Mitleid wissend" verzehrt er sich nun selbst in ihren Qualen. „Erlöse, rette mich aus schuldbefleckten Händen." Entsetzt starrt Kundry, als von Parsifals Lippen diese Schmerzensschreie des Amfortas gellen, aber ihr Grauen weicht einem Schimmer von Hoffnung, sie will diese erwachende Erregung schüren, und da kommt nun der einzige Moment, wo ihre Sinnlichkeit hervorbricht.

Aber Parsifal stößt sie wieder zurück. Und nun zeigt sie ihr höchstes Raffinement, indem sie Mitleid für sich zu erregen sucht und ihm ihr fluchbeladenes Leben enthüllt, von dem seine Liebe sie erlösen soll, der sie die göttliche Kraft zuschreibt, alle Flüche der Welt von ihr nehmen zu können. Ihr unheilvolles Geständnis artet in wildes Rasen aus, als sie gewahr wird, daß ihm ihre Klage nur Mitleid abringt, nicht Liebe, und in ihrem sinnlosen Jammer, in ihrem verzweifelten Flehen um Erhörung und Erlösung schmiegt sie sich noch einmal unter irrem Gestammel heiß und gierig an ihn, steht aber gleich darauf wie eine unheilkündende Seherin vor ihm, verwünscht ihm „Pfad und Wege" und spricht den gräßlichsten der Flüche, den ihres eigenen Lebens, über ihn aus: „Irre – irre." Das alles ist natürlich Verführung – Verführung mit aller dämonischen Macht, ins Überlebensgroße gesteigert. Aber keine banale Verführung mit grob sinnlichen Mitteln, sondern eine rein geistige, durch Wirkung auf die tiefsten und reinsten Empfindungen des Mannes. Und dafür scheint mir das brennende Rot der üblichen Theaterdämonik ganz falsch, obwohl es oder vielleicht gerade weil es den Erwartungen des Publikums so sehr entspricht.

Gruß an Ernestine Schumann-Heink.

Meine liebe Tini! Ich schrieb Dir von meinen Soldaten, und die Not meiner braven Schützlinge hat Dein Herz so bewegt, daß Du mir übers Meer herüber eine Menge Geld für sie geschickt, ja auch noch andere Leute für mein Werk interessiert hast. Du bist nun auf einmal wieder Deutsche mit Leib und Seele, bekennst Dich zu Deiner lieben schönen Vaterstadt Graz, zitterst drüben für uns herüben, und ich höre, daß Du den kühlen Amerikanern das „Heimweh" von Hugo Wolf so bangen Herzens vorgesungen und Dein Deutschland so „aus Herzensgrund" gegrüßt hast, daß Dir dann tausend und tausend Kehlen Deinen Gruß zurückgaben, und Du sollst mitten im Sturm gestanden sein, ganz regungslos, mit gefalteten Händen, und sollst dann plötzlich noch einmal mit verdoppelter Leidenschaft und Innigkeit Deinen Gruß aus der neuen an die alte Welt wiederholt haben.

Als ich das las, da stand auf einmal diese ganze, in ihren Gegensätzen so reich bewegte Zeit vor und nach den letzten Bayreuther Festspielen wieder vor mir. Erst die Probenzeit mit der Schreckenskunde von Sarajevo, darauf die ersten Vorstellungen und dann das jähe Ende, der Krieg! Und wie hatten wir uns wieder in unsere Arbeit vertieft und uns wieder zusammengefunden in unserer Hingebung an unsere alten und doch immer wieder neuen Aufgaben, wie war unsere Begeisterung für die Bayreuther Sache doch unverbraucht, wie hatten wir beide fast den Atem angehalten, als wir zum erstenmal wieder das Festspielhaus betraten, und mit welcher Scheu und Ehrfurcht grüßten wir das Grab, wo der Meister schläft, das Haus, wo er gewohnt und wo noch die Frau waltet, vor der wir uns neigen wie vor einer Königin, die

wir zugleich lieben und verehren und für die wir schwärmen, denn sie ist Königin und Frau, Hoheit und Güte und Menschlichkeit, sie ist alles zusammen, sie ist Königin in allem! Unvergeßlich bleibt mir, wie ich sie im vergangenen Sommer zum erstenmal wiedersah. Wir fuhren in die Eremitage, da kam uns auf dem Opernplatz ein Auto entgegen, Damen saßen drin, und im letzten Augenblick erkannte ich Frau Wagner erst, aber ich sah nur noch im Fluge eine winkende Hand und schon war's vorbei. Nein, es war aber doch nicht vorbei, denn nicht lange, so kam hinter uns das Auto her, hielt an und eine Dame winkte lebhaft und machte mir Zeichen, umzukehren. Ich verstand gleich, Gräfin Gravina kam mir entgegen und bat mich schnell und leise: „Nur nicht zu lange, Mama soll sich nicht aufregen!" Damit ließ sie mich ins Auto hinein und da lag Frau Wagner auf einem Ruhebett ausgestreckt. Das vergeistigte, schmale, blasse Gesicht sah leidend aus, die Augen waren entzündet, und ich mußte mit Schmerz ihrer Tochter recht geben: Frau Wagner war wahrlich schonungsbedürftig. Und doch kam es anders, als ich der Gräfin mit einem schnellen Blick versprochen hatte, denn diese schönen, armen, rotgeränderten Augen da drinnen im Auto grüßten so gütig und warm, und ebenso kamen mir die schlanken, sprechenden Hände entgegen, und dann zog mich die Frau an sich, und es war eine so wunderbar schöne, liebevolle Zärtlichkeit, die mich da willkommen hieß, daß ich trotz aller Ermahnungen recht unvernünftig und überschwenglich über sie herfiel und dann, wohl etwas schuldbewußt, aber doch froh und glücklich, unter den uralten Bäumen zur Eremitage weiterfuhr. Ja, die Frau kann einen in Atem halten, gelt Tini! Was für eine Aufregung zwei Wochen später auf dem Festspielhügel! Wir kamen zur „Parsifal"-Probe und

wollten das Vorspiel im Zuschauerraum anhören. Da steht an jeder Tür ein Diener. „Was ist denn los?" wird gefragt, und geheimnisvoll und erregt teilen einem die Leute mit, daß heute, sobald die Musik beginnt, niemand mehr eingelassen wird. „Frau Wagner ist drin, sie hört sich das Vorspiel unter Muck an." Seit Jahren ist sie den Proben und Vorstellungen ferngeblieben, und nun war sie auf einmal wieder heraufgekommen, und da wir noch gerade vor Torschluß hineinschlüpften, waren wir nun mit ihr zusammen im dunkeln Haus, sie da oben in der roten Loge, wo sonst die Hoheiten auf uns herabsehen, wir unten zerstreut in den leeren Reihen. Ich weiß, Tini, Du bist damals irgendwo in meiner Nähe gesessen und hast wohl, wie ich, Deine Augen in die Finsternis gebohrt nach einem Schatten, nach einer Bewegung von ihr! Aber wir sahen nichts, wir wußten nur: die Meisterin ist da! und wir mit ihr vereint im gemeinsamen Erleben und Erlauschen der Klänge, mit denen sich nun die Leere rings um uns vollsog. Ganz still blieb's nachher, niemand rührte sich — dann ein leises Rascheln oben bei den Fürsten, der Blitz des Tages durch eine sich öffnende und schließende Tür, und nun war sie fort, fuhr wohl heimwärts, saß kühl und aufrecht in den Pölstern, blickte gerade vor sich hin und die verschwiegenen stahlgrauen Augen verrieten nichts von den Geheimnissen ihrer Seele.

Ja, Tini — manches erlebten wir dort nun schon zusammen! Bayreuth ist älter geworden, und wir auch — einmal kann man das ja doch auch von sich eingestehen, nicht, warum immer nur von anderen? Aber dort bleiben wir ja doch eigentlich immer jung, weil wir ja dort immer wieder entdecken, was wir noch alles zu lernen haben! Weißt Du, wie wir voriges Jahr einmal zu Mittag im Festspielhause über

unsere Rollen sprachen, aber noch immer nicht genug geredet hatten und schließlich in meine Wohnung liefen, um uns in der Bayreuther Mittagshitze ans Klavier zu setzen, glühend heiß und rot vor Eifer, und hin und her rieten und probierten, wie man diese und jene Stelle wagnergerecht singen könnte? Wir waren doch eigentlich nie zufrieden mit uns! Immer ging's wieder von vorn an, nie hatte man ausgelernt. Aber freilich! Deshalb gerade müssen wir uns ja in Bayreuth treffen, wo das noch in Ehren gehalten wird, was uns in der Mittagshitze zum Klavier trieb! Und so bist Du ja das geworden, was Du heute bist, so nur konnte Deine Erda entstehen, Deine Waltraute, Deine Magdalena, Deine Mary und alle anderen, was Du uns aus Deinem Reichtum schenkst! Um der Menschen wegen allein kann so etwas nicht werden, nur aus dem frommen Gedanken heraus, von Gott berufen zu sein, der Kunst zu dienen, rein um ihrer selbstwillen, und durch sie die Menschen zu erheben und zu erhellen. Und immer, wenn ich Dich hörte, immer, wenn mir aus der Tiefe Dein „Weiche, Wotan, weiche!" emporklang, da vergaß ich mit einem Schlage die Tini Schumann-Heink und alles, was drum und dran hängt, da kamen aus irgend einer geheimnisvollen Gegend Laute zu mir her, rissen mich zu innersten Hören auf — was um mich war verschwand mir und eine tiefdunkle, goldbronzene Stimme trug mich auf ruhigen Wogen weit weg. Kam ich dann in Deine Garderobe, so fragten Deine Augen, so wie nur Augen fragen von blutigen Anfängern, so wie wohl meine Augen Dich damals in Hamburg gefragt haben mögen, als der zweite Akt der „Walküre" und damit mein allererstes Auftreten vorüber war, wie Dich damals meine Augen fragten in der Garderobe, in der ihr mich erwartetet und in der noch alle die Schminktiegel und

Bürsten und Pinsel herumlagen, mit denen ihr mich so hergerichtet hattet, daß Mahler bei meinem Anblick sich eines entsetzten „Pfui Teufel!“ nicht enthalten konnte. So mit richtigen Schulmädelaugen kannst Du noch heute fragen, ob's denn gut war. Und bist doch längst weltberühmt, bist eine Bayreuthergröße, bist die Schumann-Heink und hast Dich reich gesungen! Und wenn man Dir geschworen hat, daß es „wirklich“ wunderbar war, dann weinst Du meistens, und das verstehe ich immer so gut. Man kann nicht froh sein und jubeln, wenn man eben noch „drüben“ war, sowie wir oft „drüben“ sind, gelt, Tini? Ja, man ist eigentlich sterbenstraurig und die Welt tut einem weh, wenn man sich in ihr wiederfindet! Und da sprachst Du dann meistens von Deinen Kindern, von Deinen Mutterfreuden und Mutterleiden, und Dein Gesicht schwamm in Fett und Tränen — die Erda machte langsam der Schumann-Heink wieder Platz, aber völlig in die Wirklichkeit warf Dich doch stets erst die Erinnerung an irgend eine mittelmäßige Leistung eines Kollegen oder gar einer Kollegin zurück, was Dir allerhand Tiernamen zu entlocken pflegt, und — die Erde hat dich wieder! Tratest Du dann unter die Leute, so schlürftest Du Lob und Komplimente gierig ein und warst kindisch besorgt um Anerkennung und hattest doch eben die Menschen das Höchste Deiner Kunst erleben lassen! Tini, was für groteske Widersprüche gibt es in uns — aber tief drin haben wir unsere Kunst und sie ist Wahrheit!

Dann aber kam ein Tag und es war Krieg! Wir erwachten aus dem schönen Traum und wenn man im Vorübergehen zufällig in einem Schaufenster noch sein eigenes Bild ausgestellt sah, erschrak man fast, es sah so gespenstisch aus in dieser anderen Zeit! Weißt Du noch, wie ich in diesen Tagen

oft zu Dir in Deinen kleinen Garten kam? Da saßest Du mit Deinen Kindern und ihren Freunden, denn jedes hatte sich noch einen Freund übers Wasser mitgebracht, und Deine Freundin hattest Du auch mit und diese, glaub ich, hatte sich auch noch mit einer Freundin versorgt, und eine Kammerjungfer und ein Stubenmädchen waren Dir aus dem neuen Weltteil in den alten gefolgt und, als besondere Sensation, auch Dein kleiner japanischer Koch, für den Du dann so zittertest, als es Japan auch mit den anderen hielt. Viele Sorgen hattest Du da, doch kaum saßen wir beisammen, so ging das Gespräch doch immer wieder in die alten Zeiten zurück, wo wir uns kennen lernten: in Hamburg unter Pollini und Mahler. Du bist seitdem berühmt geworden, reich, auch an Kindern noch beträchtlich reicher, aber Du selbst bist die gleiche geblieben, ganz die gleiche! Einfach und die Güte selbst, nicht gutmütig, nein, Tini, o nein, direkt gefährlich, wenn Dir jemand nicht paßt, liebenswürdig und, übergangslos, hochmütig, lachend und weinend in einem Atem, zärtlich oder grob wie ein Wachtmeister, voll Humor, voll Verständnis für den komischen Ernst des Lebens, gefällig, hilfsbereit, ohne Überlegung, überschwänglich in der Kunst wie im Leben, lebenshungrig, erlebensbedürftig, fanatisch in Haß und Liebe, und, durch alles hindurch, aufopferungsfähig bis zum äußersten. So lernte ich Dich kennen! Was erwiesest Du mir damals Gutes und Liebes und wie halfst Du mir und so vielen anderen über die erste schwere, teure und gagenbürftige Zeit am Theater hinweg! Heute riefst D u die „entweihten Götter" in der grauen Kutte an, heute schrittest D u in feierlichem Prunk hinter Elsa zum Münster, das nächste Mal schleppte i ch Deine Pracht durch den Bühnenstaub! So selbstverständlich war Dir dieses Teilen und Ge-

ben! Selbst hattest Du damals noch nichts, aber helfen mußtest Du und zerbrachst Dir nicht nur für Dich den Kopf, sondern für alle, die Du in Not wußtest! Dabei schobst Du seelenvergnügt und stolz den Kinderwagen vor Dir her, warst tagsüber Mutter, Amme, Kindsmagd und Köchin, hattest Proben, gabst Stunden, Dein Mann hatte sein gemütliches Heim, aber das alles war doch nur ein kleiner Teil von Dir, denn noch größer als dies alles war Deine Kunst, und je mehr Du davon hergabst, desto mehr hattest Du daran! Ich sah Dich damals als Fricka, Ortrud, Waltraute, Erda, Adriano, als Elvira, Carmen, Amneris, Acucena, Fides, ich sah Dich in ernsten und komischen Rollen. Heute warst Du Fricka, morgen die Schwätzerin von Saragossa, und dann wieder sangst Du Schubert und Schumann, Brahms und Mahler, aber dazwischen lagen die unermeßlichen Weiten Deiner Kunst, immer warst Du eine andere, neue, und immer schienst Du heute noch stärker als gestern. Und gerade so zwingst Du uns auch heute noch von Deiner Urkomik in Siegfried Wagners „Märchen vom dicken, fetten Pfannenkuchen" weg in die Urtiefen Deiner Erda, und man glaubt Dir beides, denn Du bist beides!

Sprachen wir von Hamburg, so sprachen wir immer auch von Mahler, von Pollini und von vielen anderen, die noch sind oder nicht mehr sind. Mahler und Du! Was wart ihr für ein merkwürdiges Paar! Fast immer gereizt aufeinander, immer bereit, aufeinander loszufahren. Wahrhaft komisch war oft eure Streiterei. Jetzt, nach zwanzig Jahren, mußten wir noch lachen, als wir jener Götterdämmerungsprobe gedachten, während zugleich oben im Foyer die feierliche Enthüllung der Büste Bülows stattfand. Mahler unterbrach die Probe und dirigierte oben Siegfrieds Trauermarsch, kam

dann wieder herunter und Du standest schon, zur Waltrautenszene wartend, auf der Bühne.. War Dir etwas in seinem Gesicht, ihm in Deinem etwas nicht recht, kurz, die Trauerfeier für Bülow war euch Anlaß zu einem erbitterten Wortkampf zwischen Bühne und Dirigentenpult, in dem es immer wieder unentschieden blieb, wer von euch beiden Bülow mehr verehrt, wer ihn besser verstanden hätte und wer von euch beiden jetzt mehr um ihn trauere. Und so kamt ihr auch sonst aneinander, wo und wie sich nur eine Gelegenheit bot. Aber Mahlers Lieder sangst Du doch so schön wie niemand, und unter ihm sangst Du so schön wie nie, und seit er tot ist, klagst Du um ihn und weißt, was mit ihm unterging.

So saßen wir oft in Deinem kleinen Garten, bis ich Dich eines Tages tief beleidigt, erschüttert und verstört fand, und seitdem war mit Dir nichts mehr anzufangen, denn Du konntest es nicht vergessen, daß man Dich verhaftet hatte! Ja, man hatte Dich verhaftet! Heute mich, am nächsten Tag Dich. Es war ja merkwürdig, was sich damals die braven Menschen für Begriffe von der Körperbeschaffenheit russischer Spione machten, denn für Spione wurden wir angesehen, Du und ich! Während ich mich aber über mein Abenteuer freute, warst Du tief gekränkt, als Dich ein dickes Ehepaar vom Lande in die Mitte nahm, in einen Wagen setzte und es Dir trotz aller Deiner Redekunst und Deiner ersichtlichen Gegenbeweise nicht glauben wollte, daß Du kein verkleideter General bist! Da hattest Du genug vom feldgrauen Bayreuth und zogst über das Fichtelgebirge langsam in Etappen wieder heim, hinüber mitsamt Deinen Kindern und den Freunden Deiner Kinder, mitsamt Deiner Freundin, mit der Zofe und dem kleinen japanischen Koch.

Laß mich Dich mit Deinen Kindern wiedersehen, Tini, und mit allem Zubehör komm bald wieder! Bring uns Deine Kunst wieder übers Wasser und bring Dich selbst. Vergiß nicht den „dicken, fetten Pfannenkuchen" Siegfrieds, vergiß nichts von Dir, weder Gut noch Böse zur Originalmischung Ernestine Schumann-Heink! Mögen wir uns in Bayreuth wiedersehen, in unserem geliebten Bayreuth, im Segen seiner Kunst vereinen. Mögen wir dort noch einmal jung sein können, Tini! Meine Soldaten grüßen Dich mit mir und danken „der guten Frau überm Wasser drüben".

Salzburg, Pfingsten 1915.

Strandfiguren vom Lido.

Was wir denn eigentlich den ganzen lieben langen Tag auf dem Lido machen, fragen die Leute und können sich nicht genug wundern, wenn ich antworte: „Sehen, hören, riechen, fühlen, schmecken."

Wir legen uns in den Sand, schließen die Augen, und das Meer rauscht uns wunderbare Dinge zu, Dinge, die uns das Alltagsleben hat vergessen lassen, Wünsche zum Guten und Schönen, Sehnsucht nach Befreiung und Entlastung vom Kleinkram unseres Daseins. Auf den Lippen liegt ein salziger Geschmack, und der Geruch des Seetangs steigt in die Nase. Im Auge die weißen, sich aufbäumenden und niederprasselnden Wogenkämme, das Ohr bisweilen fast zersprengt von dem Tosen der durcheinanderstürzenden, zusammenbrechenden Wellen, während an anderen Tagen wieder das Meer so ganz anders ist: ganz zaghaft und kleinlaut rollt's dann gegen sein sandiges Ufer, und die Mütter vertrauen ihm

ruhig und aufsichtslos ihre Allerkleinsten an, die dann mit Schaufeln und Netzen durcheinanderkrabbeln und mutig mit ihren nackten, braunen Füßen im niederen Wasser herumstampfen.

Und was gibt's nicht alles zu sehen, wenn man die Augen offen hält. Unser Bagnino zum Beispiel, unser schöner Giovanni! Er besorgt unsere Capanna, hält unsere Schwimmkleider in Ordnung, zieht die Vorhänge um die Capanne auf, holt unsere Collazione und singt in der Zwischenzeit italienische Opernarien. Einmal hat eine Principessa von ihm behauptet, er sei in ihre Capanna eingedrungen, als sie eben ein Luftbad nehmen wollte. Dagegen wehrte er sich aber entrüstet. „Che m'importa una Principessa nuda, eh?" sagte er zu uns und erzählte breit, wie er durch Zufall gerade zu unrechter Zeit ahnungslos in die fürstliche Capanna gekommen. Lange aufgeregte Selbstgespräche hielt er dann noch, die er hie und da durch einige Takte aus irgend einer Arie unterbrach. „Ja, mein lieber Giovanni, warum haben Sie aber auch Ihr hohes C nicht ausbilden lassen?" hielt ich ihm vor, „dann wäre die Principessa vielleicht nicht so beleidigt gewesen. Aber einen Bagnino mit Naturstimme!?" — „Eh!" rief er dazwischen, „io sono un uomo di lavoro! uomo di lavoro!" wiederholte er mit Nachdruck und machte seiner Freude an der Arbeit Luft, indem er unsere triefenden Schwimmanzüge ausrang. Aber das Herrlichste an ihm ist doch, trotz aller Beteuerungen, seine Faulheit. Er beschränkt seine Tätigkeit als Bagnino aufs äußerste und geht nur hie und da gravitätisch zwischen den Capannen herum, und dann sagen wir leise: „uomo di lavoro!"

Draußen, vielleicht hundert Meter weit vom Sande, steht ein schwarz geteertes Boot. Zwei Männer halten drin vom

Morgen bis zum Abend Wacht auf die Badenden und geben ein Zeichen, wenn jemand zu weit hinausschwimmt. Wann ich auch hinsehe, liegen sie stets unbeweglich im schaukelnden Schiff unter dem grellroten Leinendach. Was mag in diesen Menschen vorgehen? Ich schwimme zuweilen hin und unterhalte mich mit ihnen. Dafür sind sie einem riesig dankbar, und wenn sie irgend eine Muschel haben oder sonst ein Getier, so wollen sie es mir gleich schenken. Eine Lira folgt dann von mir als Gegengeschenk und so besteht das denkbar beste Einvernehmen zwischen uns.

Ein anderer Freund: „Una Famiglia, Papa, Mama, Bambini!" Lautlos kommt der Alte mit seinen nackten, zerrissenen Füßen durch den Sand und preist mit müder, gebrochener Stimme seine Muscheln an, die er in einem kleinen Korb herumträgt. In der Hand hält er einige Seepferdchen, und das ist die „Famiglia". Viele Jahre schon kenne ich den Alten. Er ist jetzt 75 Jahre, kommt täglich in der Frühe den weiten Weg aus Malamocco und geht abends wieder die anderthalb Stunden zurück. Vorher muß er aber wenigstens eine Lira verdient haben, damit er mit seinen Enkeln Polenta oder Risotto essen kann. Da schleppt er sich denn strandauf, strandab durch den heißen Sand. Bei uns hält er immer an und erzählt uns, wie das Geschäft geht, und noch alles mögliche, was wir schon längst wissen. Aber wir hören ihm zu und dafür liebt er uns! Hie und da bringt er mir dann Rosen von Malamocco herüber, und täglich einige Male wünscht er uns „molti anni buona salute!"

Und wieder ein anderer geht mit Kinderspielzeug, Schiffen, Netzen, Rechen, alles ganz primitiv aus Holz gearbeitet. Wenn er an unserer Capanne vorbeikommt, so fragen wir ihn manchmal nach dem Wetter. Mehr braucht's nicht! Da

hat er schon seine Ware hingelegt, sich vor uns in den Sand gekniet, und nun redet er, redet von seiner Frau, von seinen Kindern, von seinen Maulbeerbäumen, von Politik — von der Zeit der österreichischen Herrschaft in Venedig. Nie geht er, ohne zu versichern, daß das Wassertrinken der Urgrund alles Weltübels sei. „Ich trinke jeden Abend zwei Flaschen roten Wein, und schauen Sie mich an!" Dabei richtet er seine Riesengestalt auf, und mit einem „Servo Suo" bepackt er sich wieder mit seiner Holzware. Und auch er belohnt uns dafür, daß wir ihn reden lassen. Gestern hat er mir altes österreichisches Geld von seiner Insel herübergebracht.

Um die Mittagszeit kommt der Mann mit den Hummern, die er in seinem Korb auf dem Kopf trägt. „Homard, Homard!" schreit er von Capanna zu Capanna und fügt dann noch halb italienisch, halb deutsch hinzu: „Vuole Sie?" Und weil wir ihm einmal so ein Tier abgekauft haben, so sind auch zu ihm unsere Beziehungen die allerbesten. Mit hochrotem Kopf kommt er, wenn ihm ein „Forestiere" für einen Homard statt 4 Lire nur eine geben wollte. Wie gebrochen von dieser Zumutung setzt er seinen Korb auf unsern Tisch und hält uns das unterschätzte Tier vor die Augen. „Veda! una Lira! Eh!" und ein böser Blick geht in die Capanne hinüber. Aber nicht lange dauert es, so sehen wir ihn selbst wieder dort. Seine Hände und der rote Hummer fahren in der Luft herum und endlich scheint er sich doch noch eine Lira mehr erkämpft zu haben. Als wir ihn bei unserem ersten Wiedersehen nach seinem Ergehen im Winter fragten, antwortete er zuerst nichts und hob nur die Hand, wie um uns auf etwas Besonderes vorzubereiten. Dann sagte er breit und jedes Wort betonend: „Meine Frau ist gestorben, mein Sohn ist gestorben, meine zwei Töchter sind gestorben, aber

ich," er reckte sich und zeigte lachend seine weißen Zähne, „ich bin gesund, ich bin immer gesund!! Servo Suo!!" Und „Homard, Homard!" tönte es wieder in die Capanna hinein, zum Kampf mit den „Forestieri".

Dann gibt's noch den Dolcimann mit den famosen zuckerübersponnenen Früchten, den Obstmann, der seine zwei schweren Körbe an den beiden Enden einer gebogenen Stange hängen hat und diese so geschickt auf den Achseln balanciert. Und die alte Spitzenfrau mit dem schwarzen Tuch über den armen Schultern und dem kleinen Koffer, der so viel Fleiß und Geduld in sich birgt. Wie schnell gleiten einem diese Spitzen, Einsätze, Kragen, Decken und Tücher durch die Hände, und wie lange sitzen Frauen und Mädchen darüber gebeugt, mit hastenden Fingern, ohne daß es ihnen gelänge, das Ergebnis der Arbeit ins Verhältnis zur Mühe zu bringen. Ein kleiner Bub handelt mit Ansichtskarten und bunten Fähnchen. Seine Hartnäckigkeit ist bewunderungswürdig und nachahmenswert, denn die Leute können ihm schließlich doch nicht widerstehen. Auch ein Photograph geht mit seinem Apparat am Strande auf und ab, und ich warte schon immer, bis er Kunden findet. Sie möchten vorteilhaft aussehen, aber der Wind treibt die Haare auseinander und bläht die Bademäntel zur Krinoline auf. Oder die Schwimmanzüge kleben, wenn man eben aus dem Wasser kommt, und verraten die nackte Wahrheit. Und die Sonne blendet und erzeugt Runzeln.

Was für Vergnügen ist es, dem Treiben der badenden Menschen zuzusehen, den Kindern in ihrer strahlenden Lust, in ihrem Jubel über alles, was ihnen das Meer zuträgt, über die kleinen, schieflaufenden Meerspinnen, vor deren Scheren sie aber auch zugleich ein wenig Angst haben, über die violett

schillernden, prachtvollen Medusen, die eine Welle ihrem Lebenselement entrissen hat! Nur vorsichtig nähern sich ihnen die kleinen Füße, denn jedes Kind hat's schon erfahren, daß eine Berührung arges Brennen verursacht. Und dann trappeln sie wieder den schwarzen Käfern nach, den Cindindelle marittimi, die eifrig mit den Hinterfüßen kleine Sandkugeln vor sich herstoßen und wunderbar feine Spuren in dem heißen Boden zurücklassen, geheimnisvolle Inschriften des Weltalls. Und die Erwachsenen, die wieder zu Kindern werden, eifrig im Sand graben, nach Muscheln suchen und sich mit jugendlichem Übermut ins Wasser stürzen! Aus alten und jungen Kehlen tönt Lebensfreude, die Herzen tun sich auf und füllen sich mit Schönheit, die unter dem tiefblauen Himmel für sie bereit liegt.

Aber auch hier gibt es Leute, die erst lernen müssen, davon richtigen Gebrauch zu machen. Manche sitzen da, völlig bekleidet, die armen Frauen geschnürt, mit eingeengten Hälsen, daß sie sich nicht einmal die Wohltat eines Streckfauteuils gönnen können, sondern steif und aufrecht dasitzen müssen. Haben diese Menschen denn keine Ahnung, wie sie sich an ihrem Körper vergehen, dessen Poren ja ebenso Luft einziehen wie Nase und Mund? Und ist es nicht ein Frevel, wenn sie dann auch an ihren Kindern dieselbe Sünde begehen? Zuschreien möchte ich es immer solchen Müttern: Laßt eure Kinder nackt laufen, laßt ihnen die Luft zum Lebensbedürfnis und Lebenshelfer werden, nehmt ihnen die Furcht vor Verkühlung, es wird keine Verkühlung mehr geben, wenn der Körper von Jugend auf an Temperaturunterschiede gewöhnt wird! Aber gottlob gibt es ja auch weise Mütter hier, und die Sonne, der sie jetzt die nackten Glieder ihrer Kinder preisgeben, wird

diesen sicher fürs ganze Leben etwas von ihrer Heilkraft zurücklassen.

Und so hat jeder Augenblick seine Ereignisse. Und dazu rauscht das Meer seine uralten Lieder, die Sonne schickt ihr ewiges Leuchten über die Erde, und am Abend ist's dann oft, als ob die Chioggiottenboote draußen mit ihren rotgelben Segeln im Feuer ständen. Nein, wir tun nichts in unserer Capanna, aber wenn der Tag um ist, hat uns dieser Müßiggang innerlich reich, froh und stark gemacht . . . und äußerlich arabisch braun.

Fahrt nach Mainberg.

Wir fuhren von Bayreuth gegen Mainberg. Zu Johannes Müller wollten wir, auf sein Schloß am Main, in seine Oase des Friedens und der Weltgeborgenheit. So verheißungsvoll locken seine „Grünen Blätter" („Blätter zur Pflege des persönlichen Lebens." Von Johannes Müller. Jährlich vier Hefte. Im Erscheinen: Band 15) hin. Für alle Unrast des Herzens haben sie Antwort, für das erschöpfte Gemüt rettende, aufrichtende Gedanken und sie füllen die Menschen bis an den Rand mit starkem Willen nach selbständiger Lebensgestaltung und neuen Lebensformen. Drei Wochen vorher war Johannes Müller bei uns in Bayreuth gewesen. Er erlebte dort zum erstenmal die Werke Richard Wagners. In der Totenstille des dunklen Hauses sehe ich ihn noch unter den Leuten sitzen, ganz versunken, sehenden und hörenden Herzens. In scheuem, ehrfürchtigem Staunen war sein ganzes Wesen dem neuen Erleben zugewendet, und als wir ihn dann nach der Vorstellung in unserer Mitte hatten,

da blieb er einsilbig und verschlossen, als ob er seine Ergriffenheit sich hüten und wahren wollte, als ob er gespannt in sich hineinlauschte, um nichts zu verlieren und nichts zu vergessen und für alle Zeit auf dem Grunde seiner Seele zu verankern, was dort im tiefen Schweigen des ragenden Hauses auf dem grünen Hügel über ihn gekommen war. Am anderen Tage erzählte irgend ein Frühaufsteher aufgeregt, ein kleiner Mann wäre in Eile und Heimlichkeit in der ersten Morgendämmerung über unser hohes Gartengitter geklettert und dann hastig, mit einer Tasche in der Hand, mitten durch die taunassen Wiesen und Felder davongelaufen. Das war unser Johannes Müller, der in aller Herrgottsfrühe zurück in sein Schloß am Main wollte und, da noch niemand wachte, um ihm Tor und Tür zu öffnen, sich einfach über den hohen Stachelzaun schwang wie ein Verbrecher.

Seit ich nun Johannes Müller persönlich kennen gelernt, wuchs noch mein Wunsch, ihn einmal in seinem Schloß Mainberg zu sehen. Ich hatte so Merkwürdiges davon erzählen hören; daß dort unter seiner weisen Güte alles von den Menschen abfalle, was mit hartem Druck ihr eigenstes Ich und ihre wahre Natur umklammert und verlegt, daß dort zum Leben gesunde, wer am Leben krankt, daß dort die Freude wieder ins darbende Gemüt ziehe. In die wundervolle Bayreuther Stimmung verstrickt, von ihr getragen und getrieben von Erleben zu Erleben, schickte ich manchmal still und sehnend mein Denken nach Mainberg. Nur Mainberg schien mir nach Bayreuth möglich. Dort sollte in mir ausklingen, was hier auf heiligem Boden stürmisch und überschwenglich mein ganzes Wesen erschüttert hatte. Dort am Main wollte ich ruhen und feiern und in mir sichern, was mir Bayreuth gegeben.

Und nun waren wir auf dem Wege dahin. Das arme Frankenland stand wie erdrückt unter den Regenschauern, die alle Augenblicke darüber hinprasselten. Graue Nebelschleier krochen über die grünen Wiesen hin und wanden ihre Fetzen durch die schwarzen, leblos starrenden Wälder. So freudlos sah alles aus, so dumpf ergeben, wie für alle Ewigkeit in Trauer getaucht. Und man konnte sich gar nicht denken, daß in den niedrigen, verstreut herumliegenden Bauerngehöften je ein freudengeschwellter Lebenston aus einem Menschenherzen aufklingen könnte. Beklemmend drang kaltfeuchte Luft in den monoton dahinrasselnden Zug, mühselig schien er sich durch die lastenden Regendünste durchzuarbeiten, an Bäumen und Sträuchern vorbei, die sich im Glanze ihrer nassen, wasserschweren Blätter und Zweige ergeben der Erde zuneigten. Auf den perlenbehangenen Telegraphendrähten hockten rund, mit aufgeblasenem Gefieder und eingezogenen Köpfchen, triefende Vögel, verzagt und sangesunlustig. Das sonst so heiter anmutende Frankenland lag in Schwermut und der regengeschwollene Himmel drohte mit immer neuer Mühsal. Als es dann aber gegen Bamberg ging und wir der alten Stadt der Bischöfe nahe kamen, da wichen Nebel und Dünste ehrfurchtsvoll vor der Feierlichkeit ihrer Türme und Kuppeln zurück, durch opalförmige Schleier hindurch drang die Sonne auf sie ein, setzte ihnen funkelnde Lichter auf und dann zog es in immer wärmerem, festlicherem Leuchten, in immer hellerer Verklärung über das Frankenland hin, und es gab sich uns nun in seiner ganzen reizvollen Einfalt und Lieblichkeit. Mit dem trägen Main trafen wir zusammen; in weicher Gelassenheit gleitet er hin, in sinnendem Behagen. Wie eingeschläfert durch sein lindes, leises Wogen, dehnt sich das Land um ihn herum in seiner grünen Üppigkeit, wohlig verträumt,

in die sanft blendenden Weiten. In Schweinfurt wartete ein Wagen, in dem wir das letzte Stück nach Mainberg zurücklegen sollten. Zuerst ging's durch die Stadt. Zur Belohnung, daß er hier geboren wurde, darf Friedrich Rückert mitten auf dem Marktplatz sitzen, dem altehrwürdigen Rathaus gegenüber, das mit der Überlegenheit und Erfahrung seiner hundert und aberhundert Jahre lustig und schadenfroh auf den Kampf herabzublinzeln scheint, in den sich altersgraue, altersgebeugte Häuser, Genossen seiner Jugendzeit, in deren mürbem Gemäuer noch die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges sitzen, mit modernen, phantasiearmen, Einfachheit und praktischen Sinn betonenden, hochstrebenden Neubauten eingelassen haben. Wie mit dem Erdboden verwachsen stehen die Betagten in der Übermacht ihrer Schicksale. Auf Fußspitzen ging die Zeit über sie hin, und man möchte ihnen gerne die Geheimnisse ablauschen, die die urewig Wandernde in sie versenkte und ihnen zu hüten gab. Mit zärtlichen Blicken streicheln wir über die Alterssorgen der Sturm- und Wettermüden hin und dann lassen wir sie und ihre Stadt zurück und wenden uns den grünen Weinbergen zu, die wie samtene, schwellende Kissen zur Linken die blendende Landstraße säumen. Auf der anderen Seite, über dem Bahngeleise drüben, grüßt uns als alter Bekannter der behäbige Main. Wieder gleitet er so lautlos, daß es ihm nicht anzusehen war, ob er mit uns ging oder uns entgegenkam. Gespannt sahen wir nach dem Schlosse aus und konnten es kaum erwarten, seine Türme und Giebel auftauchen zu sehen, als mit einem Ruck die Pferde anhielten. Von der staubigen Straße schwang sich ein Mann in unseren Wagen und der lachte und freute sich kindlich, daß wir sein Schloß gesucht und ihn dabei übersehen hatten. Wie eine Heimkehr, wie die Rückkehr in Altgewohntes, längst Ver-

trautes war's mir, als wir nun mit Johannes Müller dahinfuhren und er uns selbst in seinen Burgfrieden einholte.

Ja, so hatte man sich als Kind seine Burg erträumt! Vielleicht, daß die junge, üppige Phantasie sie auf stolzere Höhen versetzt hatte, auf unwirtliche Felsen mit schwindelnden Abhängen, aber es war auch so märchenhaft genug zu schauen, was da, umschmiegt und umschmeichelt von smaragden schimmerndem Weingewoge, trotzig und kühn gegen den Himmel aufstieg. Auf terrassenförmigen Abhängen breiten sich Gärten aus voll greller schreiender Bauernblumen, die in buntem Gewimmel den alten Riesen bedrängen. Tiefdunkler Efeu wuchert aus seinem grauen Gemäuer, die seidig zarten Sprößlinge schlüpfen in die Falten und Furchen seiner Jahrhunderte und ihr junges Leben überströmt und segnet ihn mit ewiger Jugend. Wälle und Scharten gibt's, weite, luftige Bogenfenster, Erker mit heimlichem Auslug und säulengetragene Loggien. Eine starke Mauer dehnt sich in weitem Bogen um das Schloß herum der Außenwelt entgegen. Sie entlang führt der Weg zum hohen, gewölbten Eingang in den äußeren Burghof. Gastlich stehen Tür und Tor offen, und wir traten auf einen weiten Platz dicht unter der charakteristischen, in drei mächtige Giebel gegliederten Seitenfassade des Schlosses. Wirtschaftsräume und der große Speisesaal sind hier in niederen Anbauten untergebracht. Die Jausenstunde war eben vorüber und die neunzig Menschen, die zurzeit das Schloß beherbergte, füllten nun in bewegtem Durcheinander den Platz und gingen in lauter und stiller Heiterkeit, in Nachdenklichkeit in guter und böser Stimmung ihrer Wege, wie's eben ihrem Gemüte entsprach und ihrem Herzen zusagte. Denn das lernen sie zuerst hier; sich so zu geben, wie sie sind, mit allen Eigenheiten, Sonderlichkeiten und Unebenheiten ihres

Wesens und nicht in erzwungener lächelnder Glätte, zurechtgeschliffen vom Leben mit seinen ewigen Rücksichten und Vorsichten, so daß sie nur wissen, was sie müssen, aber nicht mehr, was sie wirklich wollen und sind. Sie reden hier nicht, wenn sie lieber schweigen möchten, und schweigen nicht, wenn sie einmal von sich weg möchten. Niemand ist beleidigt, vom anderen nicht bemerkt zu werden, und niemand schaut fremd und erstaunt, wenn sich ihm wer nähert. Es ist merkwürdig, wie schnell sich die Leute in die Ungezwungenheit finden, die Neuen sehen es den Alten ab und dann geht's den großen Menschen wie den Kindern, die zum erstenmal bloßfüßig laufen dürfen; sie recken und strecken sich, werden mutig und unternehmend in der ungewohnten Freiheit und fangen an, sich zu entdecken. Und wenn sie sich nun mit anderen zusammenfinden, so ist es ein inneres Begegnen, in der Seele zwingt sie etwas zum Stehenbleiben und sich dem anderen zu gemeinsamer Wanderung zuzugesellen.

Um einen großen Tisch, vor der Küche, saßen viele junge, hübsche, frische Mädchen. Bunte Röcke hatten die meisten an, Mieder, Bauernhemden, gezöpfte Haare und an den bloßen Füßen Sandalen. Kartoffeln wurden geschält, Bohnen ausgelöst, und gelacht und geredet wurde ebensoviel. Das waren Helferinnen vom Schloß Mainberg. Es gibt dort nämlich keine Dienstboten. Johannes Müller hat in seinem Haus keine Diener, er hat nur Leute, die seinen Gästen „helfen". Freiwillig melden sich junge Mädchen aus gut bürgerlichen Kreisen dazu, sie wollen mit der Seele und mit der Lunge Mainberger Luft atmen und bieten sich dafür als Helferinnen an. Sie stehen in nichts zurück, leben, soweit es ihre Beschäftigung erlaubt, mitten unter den Gästen und unterziehen sich

jeder Arbeit. Erscheint ihnen aber einmal eine zu gering, zu herabwürdigend, so weiß Johannes Müller für ihre Bedenken gleich guten Rat. Gerade weil sie guter Herkunft seien, müßten sie sich über die erheben, die Arbeit eine Schande dünkt und die sich nur im harten Zwange des Lebens dieser vermeintlichen Schmach unterziehen. Wer nach Mainberg kommt, weiß bald, daß nie jemand da ist, ihn zu bedienen, aber immer jemand, ihm zu helfen. Und dann kommen die Leute auf einmal darauf, daß man sich selbst der beste Helfer sein kann. In irgend einer Ecke des Zimmers finden sich, bescheiden, aber nicht zu übersehen, verschiedene Verschönerungsbehelfe, wie Staub- und Wischtücher, eindringliche Mahner zur Selbstbetätigung. Und die braven Helferinnen finden dann wohl bei ihrer Aufräumetour in der Frühe zugedeckte Betten, geputzte Kleider, gesäuberte Waschtische, kurz, musterhafte Ordnung. Und so saßen auch, als wir ankamen, einige Herren vergnügt bei den Helferinnen um den großen Tisch im Hof, setzten ihre veränderten Lebensanschauungen in die Tat um und halfen heiß und eifrig mit, Kartoffeln schälen und Bohnen auslösen. Jeden Morgen um sechs Uhr frühstückt Johannes Müller mit seinen Helferinnen. Da gehört er ihnen allein und gibt ihnen das schöne Bewußtsein, daß sie ihre Arbeit nicht zurückstelle, verkürze und ihnen nicht das Wichtigste nehme, nämlich ihn, den Johannes Müller. Er hat sein eigenes Haus unten am Fuße des Schloßabhanges und da steigt er, wenn alles noch schläft, über die steilen Stufen zum Schlosse hinauf, sitzt dann mit seinen Helferinnen beim Kaffee, und diese schöne, warme Frühstunde macht sie froh und hell für ihr Tagewerk. Geleitet und angewiesen sind die Helferinnen von Fräulein Krause. In ihren Händen liegt die Führung und Verwaltung des Schlosses, sie ist mit allen

Wünschen Johannes Müllers vertraut, sie bringt die komplizierten mannigfachen Anliegen der Gäste mit den bestehenden Hausregeln in Einklang. Sie ist es, die mit sicherem Gefühl und scharfem Blick jeden Tag eine neue Tischordnung ersinnt und gerade die richtigen Menschen zusammensetzt und für die armen Neulinge sorgt, die meistens so gottverlassen stehen, wenn sie zum erstenmal unter die vielen fremden Menschen kommen. Fräulein Krause setzt sie gleich mitten unter erbgesessene Mainberger hinein, und dann fühlen sie sich schon nach den ersten Mahlzeiten völlig heimisch und vertraut. Fräulein Krause, die erst nach den Mahlzeiten der Gäste mit den Helferinnen speist, geht wachsamen Auges von Tisch zu Tisch und sieht darauf, daß es allen gut gehe; Fräulein Krause kündigt jede Woche einmal feierlich eine Schloßführung an und schleppt dann die Mainberger Gäste durch die verborgensten Gänge und Gelasse des alten Baues, hinunter in die Verließe und hinauf in die höchsten Turmkammern.

Johannes Müller trat mit uns unter die Menschen, die bei unserer Ankunft auf dem Vorplatz herumstanden. Einige dieser Leute fanden nur aus Zufall den Weg nach Mainberg. Sie haben vom milden Klima, vom Reiz der Landschaft gehört, ein Ausflug führte sie vielleicht am Schloß vorbei, sie vernahmen Wunder von dem beschaulichen, nervenentspannenden Leben in der Verborgenheit der grünen Weinberge, man pries ihnen wohl auch die herrliche Verpflegung in diesem „Hotel" an, und nur der Johannes Müller war ihnen als Überraschung vorbehalten. Die meisten trieb aber die Not des Herzens in seine Nähe. Einmal waren ihnen die „Grünen Blätter" in die Hand gekommen und da spürten sie, wie sie etwas schützend und tröstend in die Arme nahm, oder sie haben ihn auf seinen Wanderungen von Stadt zu

Stadt reden gehört, und da war es, als ob er nur für sie spräche, für jedes einzelnen Mühsal besonders, und sie fühlten sich erforscht und erkannt, bevor sie sich ihm noch anvertraut hatten. Der Grundzug seines Wesens ist eine wunderbar tiefe, einfache Güte. Sie ist immer ganz da. Grenzenlos und bedingungslos immer in Bereitschaft! Mit ihr erleidet er fremdes Leid wie eigenes, sie leitet ihn durch die Irrnisse und Wildnisse der Menschheit, die geringste Spur des Guten scheint ihr der Pflege wert und das Böse schreckt sie nicht ab. Aber sie macht Johannes Müller nicht weichlich, nicht unsicher, nicht nachgiebig, sie trübt ihm nicht den Blick und hemmt seine Hand nicht, wenn sie schlichten und ordnen will. Er ist gut, ohne dadurch schwach zu werden, und bei aller Liebe zu den Menschen weiß er sich doch immer wohl vor ihnen zu verwahren. In der Hausordnung von Mainberg steht zu lesen, daß man keine Unterredung mit Johannes Müller haben kann, ohne sich vorher bei seinem Sekretär anzumelden. Das mag manchen zuerst verwundern, der sich vielleicht Johannes Müller ungefähr wie den Chefarzt eines jener Sanatorien für Damen vorgestellt hat, mit tiefsinniger Miene und blauschwarzem Bart unter seinen schmachtenden Gästen wandelnd, beständig ihrem Seelenschmerz den Puls fühlend, jeden Augenblick bereit, sich ihren interessanten Leiden zu widmen. Das ist nun gar nicht Müllers Art, der unbefangen und völlig unsentimental mit seinen Gästen verkehrt, Seelenschmerzen nicht entgegenkommt und eher hart, ja fast abweisend werden kann, wenn er eine Neigung zu Herzensergüssen bemerkt. Auf echte Menschen wirkt er gerade durch die Zurückhaltung, ja fast Verschlossenheit seines Wesens am stärksten, dadurch gewinnt er ihr Vertrauen und macht es ihnen leicht, sich auszusprechen, jeder in seiner ureigensten

Sprache. Denn an Müllers herzenswarmer natürlicher Art zerbricht alle Unnatur, alles Unwahre und Uneigene. Und dann sehen die Menschen auch gleich, daß sie vor ihm nichts beschönigen müssen, nichts entschuldigen und nichts begründen. Aus seiner leidenschaftlichen Natur heraus weiß er, daß der Mensch vor nichts im Leben sicher ist, daß es den Ahnungslosen überfällt, überwältigt, beherrscht und verwandelt. Daß es ihn aus seiner Ruhe aufschreckt und mit vermessenen dunklen Wünschen ins Verhängnis hetzt. Daß es seinen Willen und seinen Widerstand zermürbt und ihn zuweilen gerade dann nicht gut sein läßt, wenn sein Herz voll Grauen und Abscheu vor dem Schlechten ist. Daß es ihn preisgibt aller Leidenschaft, aller Niedrigkeit und unsinnigen Begierde. Vor keiner menschlichen Ungeheuerlichkeit steht Johannes Müller fassungslos und entsetzt. Ganz wissend blickt er diesem grausam schönen, verheerenden und beseligenden Leben ins Auge, er hat es lieb und staunt in Demut und Ehrfurcht sein Geben und Nehmen an. Darum sitzen auch die Menschen so fromm, so voll guten Willens im Kreis um ihm herum, wenn er am Sonntagmorgen im alten hohen Saal zu ihnen redet; so hingegeben und aufgetan bis auf den tiefsten Grund ihres Wesens, lauschen sie den Verkündigungen und Wahrheiten, die er aus einer starken Seele, aus der Unermeßlichkeit seiner Nächstenliebe herausholt, um sie in Suchende, Findende und Lebensbejahende zu verwandeln. Nicht schwunghaft und feierlich ist seine Rede, nicht am Klang seines eigenen Wortes schwelgend und entbrennend, sondern aus der Überschwenglichkeit, aus dem Überfluß des liebedurchzitterten, erbarmensvollen Herzens dringt sie heraus, weist voll tiefer Inbrunst die Zweifelnden ins Leben hinein und zeigt ihnen, wie es in seinem ungestümen Schreiten die Welt mit Wundern und

Schönheit füllt und auch für den Geringsten irgendwo seine Gaben hinlegt. Aber die Menschen seien gleich so klein, so vernichtet und bilden sich ein, daß sich das rätselhafte Leben gerade ihnen entgegenstellt und sich nur ihnen verweigert. Und es droht doch nur von der einen Seite und winkt dafür von der anderen und steckt da seine Warnungszeichen aus und bietet dort sein Willkommen. Also sich seinem Versagen fügen und dem Möglichen, Erreichbaren zuwenden, und das Böse, was es so gebieterisch verlangt, nicht gar so restlos aus sich tilgen wollen, sondern es auch gelten lassen, weil es das Leben einmal gibt, und nicht gar so vermessen gut sein wollen, sondern sich ganz bewußt von diesen beiden Lebenselementen, Gut und Böse, beherrschen lassen. Und die Augen aufmachen, über sich hinaussehen, nicht nur grübeln und fragen: was tut dir not, was fehlt dir? sondern auch nach den anderen sich umsehen, ihnen helfen und raten. Auf einmal merkt man dann, wie viel das Leben einem zugedacht hat, wie wir uns füllen und ausgeben können zugleich, im Verlieren an andere, statt stumpf und steif an ihnen vorbeizugehen und sie aus innerer Teilnahmslosigkeit, Bequemlichkeit, vielleicht auch Unbeholfenheit und Verlegenheit verkommen zu lassen. Sehen, Hören, Suchen! Hinausschauen, nicht nur in sich hinein! Dann werden die Menschen auf einmal dort sein, wo das Schicksal es ihnen gut meint, wo sie den Boden finden, den einzig und allein nur ihre Kraft urbar machen soll, wo das Leben auf sie gewartet und gerechnet hat, wo sie sich wie seine Lieblinge und Bevorzugte vorkommen werden. Das Leben rüttelt ja nicht nur, um zu quälen, es zerrt und zieht auch, um zum Glück zu erwecken, um dem Menschen die Augen zu öffnen und ihn in die Grenzen zu zwingen, wo es sich ihm freundlich erweisen will! Also lauschen und forschen, was es eigentlich will, dieses

unbegreifliche, eigenwillige Leben! Und es will immer was! So überwältigend ist dieses Wissen. Immer und ewig in diesen großen wunderbaren Willen eingebettet zu sein und den Sinn unseres Seins aus seinen leisen, uns lauten, harten und beseligenden Stimmen begreifen zu lernen! Als so ganz andere gehen die fort, die Johannes Müller gelauscht haben. So warme Zuversicht liegt in ihren Mienen und so tatgedrängt und mutig fühlen sie sich. Wie schwärmerisch leuchtet manches Auge, wie hoffensfreudig, wenn Johannes Müller dann durch die Menschen geht. Die Blicke klammern sich förmlich an ihn in ungläubigem Staunen, in bangem Fragen und in grenzenloser Dankbarkeit! Von allen fast hütet und wahrt er Geheimnisse, aber es macht keinen befangen, daß sie sich ihm so schrankenlos anvertraut haben. Sie lernten ihn kennen, und es blieb ihnen „kein Rettungsmittel als die Liebe". Und dann mußten sie ihm ihre Bekenntnisse ablegen, und damit kam der Segen in sie.

So wahrhaft froh wirkt das Mainberger Treiben. Selten kam ich mir so eingeschlossen in sorglose Freudigkeit vor. Es sind lauter Menschen hier, die draußen in der Welt ihre Pflichten und Stellungen haben. Von den scheinbar Unscheinbaren an, die sich in irgend einem Winkel der Welt um des täglichen Brotes willen verbrauchen und vergeuden lassen müssen und langsam an der grausamen Einförmigkeit verbluten, mit der das Leben durch ihre Tage und Jahre rinnt, bis hinauf zu denen, die lebensunfrei „auf der Menschheit Höhen wohnen", vor denen die Menschen sich beugen und nur gefragt reden sollen. Aber hier sollen sie alle nur Menschen sein, freie, entlastete Menschen ohne Rücksicht auf Höhe und Nachsicht für Niedere. Nur menschliche Werte zählen hier, um alles andere kümmert sich Johannes Müller wenig. Nie

fragt er nach Glauben, Herkunft und Stellung, noch forscht er, was sie hertreibt. Jeder kann sich ihm erschließen und versperren, darf sich zu erkennen geben und unerkannt bleiben, und jeder darf sich ihm vertrauen und findet sich dann liebevoll aufgenommen, beraten und gestützt. Johannes Müller kontrolliert nicht den Kirchenbesuch seiner Gäste und achtet nicht, wann, wo und auf welche Art die Menschen Gott suchen. Er weiß, daß er in ihnen sein wird, wenn sie den Mainberger Gedanken voll und ganz erfassen. Ihre Herzen sollen dort lernen Gutes wollen, und damit tritt Gott in sie. Und wo sie dann hingehen mögen, ist Gott mit ihnen. Zu Trägern Gottes möchte Johannes Müller die Menschen machen, und dazu lehrt er sie vor allem, sich selber erst finden, denn nur in reiner Menschlichkeit ruht ihm der Keim des Gottesgedankens.

Nur der rein menschliche Gedanke lebt und wirkt in Mainberg und alles andere muß ihm weichen. Ihn zu pflegen, sich in ihm zu finden und untereinander zu verbinden, ist hier einzig Zweck und Ziel! Und auch Fräulein Krause fragt nicht danach, wo das Leben draußen ihre Gäste hinsetzt, wen es erhöht oder erniedrigt, und macht aus den Herrschenden und Beherrschten bunte Reihen! In Mainberg entledigt man sich auch bald aller äußeren Kulturdinge. Schuhe, Strümpfe, Kragen, Manschetten und Hüte verschwinden schon nach den ersten Tagen und die Schloßgänge hallen vom Geklapper der derben Sandalen wider. Die ganz besonders Unternehmungslustigen stürzen sich in ihrer Freiheitstrunkenheit in den Main und wandeln dann in der Ekstase des Genießens und in ihren Schwimmkleidern über die blumigen, sonnenwarmen Ufer hin, gegen Schonungen zu. Und Johannes Müller lacht und freut sich, daß ihm Sonne, Luft und Wasser so gute Helfer sind. Da aber die meisten, die Mainberg nicht aus eigener Anschau-

ung kennen, es sich als eine Art seelischer Strafanstalt vorstellen, können sie es gar nicht begreifen, die Büßer so „gut wie nackt" herumlaufen zu sehen und auch noch zu hören, daß man auf Schloß Mainberg jede Woche einmal – tanzt, ganz regelrecht wirklich und wahrhaftig weltlich tanzt, Johannes Müller selbst allen voran! Weltflucht in Bademänteln, Weltüberwindung im Sechsschritt – das löst die phantastischesten Vermutungen über das geheimnisvolle Getriebe in dem altehrwürdigen Schloß aus.

Johannes Müller führte uns in unsere Herberge. Durch einen hohen, gewölbten, ansteigenden Torgang gelangten wir in den inneren Burghof. In kühler Ruhe liegt er da. Gewundene Treppen führen in das Schloß hinein. Ein phantastischer Schädel speit aus dem aufgerissenen Rachen eisiges Wasser in einen massigen Steintrog, in zartem Widerhall geben die grauen, wappengeschmückten Wände die uralte Melodie zurück und raunen ihre Kunde dazu von vergessenen und versunkenen Schicksalen. Urkunden aus dem zwölften Jahrhundert nennen zuerst das Schloß Mainberg als gräflich Hennebergschen Besitz. Nach dem Dreißigjährigen Krieg, der es arg verwüstete, kam es an das Fürstbistum Würzburg, stand dann Jahrhunderte lang verwahrlost, und erst Johannes Müller mußte kommen, um den Bann der Vergessenheit und Verödung von ihm zu nehmen. Ein Herr von Erbslöh erwarb es, um es dann an ihn weiter zu verpachten. Mit Hilfe eines kunstsinnigen Freundes wurde der alte Bau wohnbar und wohnlich gemacht. Die Sprache der Vergangenheit mußte verständlich bleiben und die praktische Gegenwart zu Worte kommen. Und es wurde heimlich da drinnen zwischen den massigen Wänden. Der Reiz des Uralten blieb in ihnen haften und durchrieselt die Sinne mit wohligem Gruseln

und die Phantasie spürt und tastet im verworrenen, verstaubten Gewebe dämmernder Zeiten nach verlorenen Fäden, um sich an ihnen durch die Geheimnisse verronnener Tage ins Heute hineinzuspinnen. Aber es träumt sich gut in nebelgrauen Fernen, wenn uns die Gegenwart in ihre Behaglichkeit hüllt.

Über steile Stufen und lange, schmale Gänge ging's und an unzähligen Türen führte uns Johannes Müller vorbei. Jedes Zimmer hatte seine historische Wichtigkeit und den entsprechenden Namen. Uns waren die Schwedenzimmer zugewiesen. Gustav Adolf soll einmal da genächtigt haben, und man nimmt sich natürlich vor, mit gebührender Ehrfurcht hier zu schlafen. Riesige hohe Räume sind es mit schwerfälligen, eisenbeschlagenen, dunkel gebräunten Holztüren und tiefen Fensternischen, die sich aus den mehrere Meter dicken Mauern des wuchtigen Baues ergeben. Ganz feierlich still und demütig wird's einem zu Mute, wenn man von da nun in die Welt hinausblickt. So besänftigend legt sich diese sonnige Behaglichkeit in die Sinne! In wohliger Gelassenheit schleppt der Main sein silbriges Gewand über die schwellenden Wiesenteppiche nach und hütet in Regungslosigkeit auf seiner glatten Fläche, was die leuchtende Welt da draußen von ihrem Segen in ihm spiegelt und mit ihm teilt. Die Weinseligkeit der sonnendurchwärmten Rebenhügel mit den wachsamen Winzerhäuschen mitten im Rebengewirr, die weiße Landstraße, die grell und blendend unter dem Weingelände hinzieht, und die glitzernden Bahngeleise, die sich wie silbrige Fäden durch das ölglatte Wasser spannen. Das Schloß mit seinen Türmen und Zinnen ruht traumverloren im Glanze seiner Fluten und von den farbenprächtigen Terrassengärten drängt sich das schreiende Blumengewimmel in ihren Spiegel. Windbewegt

neigen sich von den buschigen Ufern die schlank gestielten eitlen Binsen tief zu ihm hinab und die regenbogenfarbigen Libellen möchten es sehen, wie ihre schillernden Leiber in liebestollem Locken und Fliehen über das flüssige Silber hinschwirren. Endlose Wiesen dehnen sich drüben vom Ufer weit ins Land hinein. Wie mit tausend und tausend weißen Punkten überklext scheinen die grünen Matten. Das sind die weidenden Gänse, die ihren barfußen Gänselieseln durch die himmlische Heiterkeit über die saftige Weide nachwackeln. Und die kleinen Hirtinnen schlendern gemächlich dahin, drücken sich zarte Kränzchen ins windverzauste Haar, naschen von den schwarzschillernden Brombeeren und graben Schwämme aus dem feuchten Boden. In weiten Abständen tauchen aus der grüngewellten Ebene kleine Ortschaften empor. Inmitten ragt der kleinspitze Kirchturm in die Höhe und zarte Rauchsäulen wirbeln um ihn herum aus den geduckten Häusern gegen den Himmel auf. So einfältig sieht das aus, und so weltfern. Ganz für sich lebt da eine kleine Gemeinde, über endlose Wiesen geht's zu ihnen, durch lautlose Einsamkeiten. Aber das Leben will sich auch dort nicht begnügen, lockt und quält in seine Rastlosigkeiten hinein und die Menschen sehen vielleicht den qualmenden Zug vorübersausen und sehnen sich weg aus ihrer stillen Geschütztheit in die Welt hinaus, ins vermeintliche Glück, das ihnen heimlich vermessene sehnsüchtige Träume vorspiegeln. Dort in der Ferne treiben sie Pferde in das Mainwasser und dann rasen die nassen Tiere über die Weide hin, ihre feuchten, glänzenden Leiber blitzen ehern in der Sonne auf und es ist, wie wenn geschmolzenes Metall funkelnd über den grünen Plan hinsprühte. Ein mächtiges Floß gleitet schwerfällig daher. Stundenlang kann man es kommen, stundenlang gehen sehen, in solcher Besonnenheit trägt der Main seine Last. Bis

nach Holland sollen die Holzstämme treiben, und die Schiffsleute sinnen ins Blaue, verträumen ihres Daseins Härten und erträumen sich des Lebens Glanz.

Wenn je ein müdes Herz, von Mühsal erstickt, seine Klagen da hinausschickt, so müssen sie sich in dieser gotterfüllten Weite zur hellen, heilenden Weise wandeln, die mit heißem Werben in das darbende Gemüt zurückströmt, um die verstummten, erloschenen Hoffnungen aus ihren Finsternissen aufzurufen, und wenn je ein Auge in dumpfer Fassungslosigkeit sein hilfloses Fragen in diese schimmernden Fernen sendet, so wird der verirrten Seele auf Goldgrund Antwort da draußen werden: Lebe, lebe, leise lebe oder laut, still und heimlich, wild und rastlos, selig oder gequält — nur lebe, lebe!

Reiches und Unvergeßliches brachte mir noch Mainberg. Ich durfte mit Johannes Müller durch die Felder und Wiesen gehen, und das war eine gute und warme Stunde. So einfach ist er und so natürlich. Es gibt so wenig natürliche Menschen. Jeder möchte etwas anderes scheinen, als er ist, gescheiter, geistreicher, gefährlicher und bedeutender. Aber Johannes Müller ist draußen so wie drinnen. So wahrhaftig und zuverlässig ist sein Ernst und so wirklich heiter und seelenvergnügt sein Lachen. Und eines Abends führte er uns in sein Heim, ins alte, gemütliche, über zweihundert Jahre alte Haus unten am Fuße des Schloßabhanges. Fürstbischof Wenzel von Greifenklau hatte es sich im Jahre 1711 als Jagdhaus bauen lassen, nannte es das „untere Schloß" und ließ das alte oben auf seiner Höhe ruhig verderben und verfallen. Aber auch das „untere Schloß" verfolgte das wechselvolle Schicksal. Man machte eine Tapetenfabrik daraus, Maschinen lärmten, wo einst Bischöfe in Würde wandelten; ein Bankier zog es in seine Spekulationen und dann stand es jahrzehntelang ganz leer

und verödet. Als sein Besitzer starb, sollte es schnell verkauft werden, und so kam Johannes Müller dazu und machte es zu seinem Wohnsitz. Und er hatte über sich in den lachenden Weinbergen die Kläglichkeit des sterbenden Riesen und in sich das unsägliche Erbarmen mit den vom Leben zermürbten, entkräfteten und haltlosen Menschen. Und dazu den glühenden Wunsch, ihnen zu helfen, und die Gewißheit, helfen zu können. So erweckte er dann die Burg aus ihrem Schlaf und schenkte sie den heimatlosen, irrenden Seelen.

Sieben Kinderhüte hingen im Vorraum des „unteren Schlosses", als wir dort eintraten, und sieben Kindermäntelchen darunter. Und sieben Kinderstimmen lärmten irgendwo für hunderte. Dann trat eine junge, große, lichtblonde, blauäugige Frau zu uns. Gerade so muß die Mutter von Johannes Müllers Kindern aussehen, denkt man sich, so voll wärmender Freundlichkeit, und so frauenhaft über und über hat man sich die gewünscht, die zu Johannes Müller gehört. So lautlos ist sie wie der Main, und so klar und ruhig hält sie auch fest, was das Leben ihr von seinen Schönheiten zuweist. Still und heiter, teilnehmend an allem, was gesprochen wird, sitzt sie bei Tisch, so voll äußerer und innerer Schlichtheit und Sicherheit und dabei so mit dem ganzen Wesen ihrem Mann zugewendet. Wir saßen nach dem Abendessen noch in seinem Arbeitszimmer, einem großen, langen Raum mit wappengeschmückter Decke, noch aus der Zeit, da Fürstbischof Wenzel von Greifenklau vom „unteren Schloß" aus seinen Jagdfreuden nachging. In Wärme und klingender Behaglichkeit floß uns die Zeit. Draußen barg sich langsam die tagmüde Landschaft in die grauen Schleier der Nacht und drinnen im alten Haus erlebten wir diese starken, leuchtenden, lebenzwingenden Menschen. Frau Müller ging in die Kinderstuben und

half zur Nachtruhe rüsten. Vorher aber brachte sie noch ein Kind nach dem andern zu uns herein, erlaubte ihnen, die Fremden aus schlafseligen Augen eine Weile lang erstaunt anzublinzeln, führte sie dem Vater hin zum Gutenachtkuß und dann verklang allmählich das feine Geflüster und Gekicher hinter den weißen Türen auf der Diele draußen. Warm und froh kam Frau Müller bald darauf und meldete leise, daß nun alles schliefe. Und Johannes Müller lachte vergnügt und fragte, ob denn das heute wirklich alle waren, es wären ihm zu wenig vorgekommen. Er geleitete uns dann noch nach Hause, in seine Burg hinauf. Ein helles Singen flog vom alten, efeubekränzten Riesen über uns weg in die Nacht hinein. Wie Funken schossen die lichten Töne durch die Stille. „Das kommt aus der Rüstkammer", sagte Johannes Müller in froher Stimmung. Da, wo in grauer Vorzeit Eisen und Schwert, Lanzen, Helme und Schilder, unförmige Harnische starrten, stehen heute friedliche Bauerntische und Bänke, und dort treffen am Abend die zusammen, die mit dem Leben wieder auf besonders gutem Fuße stehen, und es nun endlich ganz deutlich zu verstehen glauben. Mainberger Eigenbau bringt sie der Wahrheit auch um ein gutes Stück näher und die Helferinnen singen dazu. Alte einfältige Weisen sind's, aber unter dem sternbesäten Himmel, über den goldgetupften Main weg ziehen sie klingend durch die geheimnistiefe Dunkelheit ins Land, über die Verlassenheit der grünen Auen, über die heilige Verschlossenheit der träumenden Wälder hin, in der Unendlichkeit verrinnend und verklingend. Stumm und stark schreitet neben uns zur Höhe, der die Lieder weckt und durch den sie sich hellfreudig in die Welt hinausschwingen wie jubelnde Verkündigungen des großen leuchtenden Lebens!

Nonnberg.

Am Abhange des Mönchsbergs steht auf einer Felsenterrasse das Kloster Nonnberg. Im Schutze der steilen Mauern der Veste Hohensalzburg blickt es in stiller Beschaulichkeit ins weite Land hinein und weltmüde Herzen sehnen sich hinauf in den lockenden Frieden hinter den vergitterten Fenstern, Welthungrige aber schauen wohl mitleidig und ungläubig, denn für sie sind die armen Nonnen da oben um das Leben Betrogene. Weltsinn und Welteifer faßt ja solche Beschränkung des Daseins nicht; sie zweifeln an diesem Frieden, sie hören blasse Geschöpfe von früh bis abends Gebete murmeln, sehen sie durch düstere Gänge schleichen, im Morgengrauen auf kalten Steinböden knien, lebens- und todessüchtig zugleich.

Als der heilige Rupert, aus seinem Bischofssitz Worms vertrieben, um das Jahr 696 herzog, um die Bajuvaren und ihren Herzog Theodo zu taufen, da war auch seine fromme Schwester Ehrentrudis mitgekommen. Im Schutze des herzoglichen Frohnhofes weihte sie sich mit einigen Gefährtinnen der heiligen Jungfrau. So entstand das Kloster auf dem Nonnberg und seine Stifterin steht heute, mit dem zierlichen Kirchenmodell im Arm, in einer Nische über dem gewölbten Toreingang zum Kloster. Licht und leicht ist der Weg auf den Nonnberg. Ich gehe ihn oft und er schenkt mir Erlebnisse auf Schritt und Tritt. Am Petersfriedhof kommt man vorbei, „Eingang in den Peterskeller" steht über der Pforte, es geht auch wirklich geradeaus, zwischen den Gräbern durch, zu den Kellern der Benediktiner. Am Stieglkeller muß man auch noch vorüber und an einigen uralten winzigen Häusern, dann streben zur Rechten steile Felsenwände empor, uralte Ge-

denksteine und Wappen sind mit ihnen verwachsen und verwittert, und die Zeit hat alles mit einem grünlichen Kleid übersponnen. Aus diesem Felsensockel ragen die wuchtigen Festungsmauern der Hohensalzburg, Riesendenkmäler, die sich die Erzbischöfe im Laufe der Jahrhunderte in die Lüfte türmten. Nach Norden, Westen, Süden kann der Blick hier schweifen; er verliert sich in die bläulich dunstigen Weiten der bayrischen Ebene, fliegt über die eilige, schäumende Salzach, dringt in die Wälder des breitrückigen Kapuzinerberges, gleitet dort die grauen Wehrmauern mit den trotzigen Ecktürmchen entlang, zum Kloster empor, das von seiner Höhe über der schönsten der Städte wacht, die unten, feierlich anheimelnd, von Türmen und Kuppeln glänzt, ein Gewirr schmaler Gassen, enger Höfe und uralter Häuser mit italienischen Flachdächern und allem Zubehör von flatternder Wäsche, Gerät, Gerümpel, Oleander, Efeu und allerhand buntem Gewächs. In allen Farben schillert das Leben herauf, laut und leise tönt es aus den Wohnungen der Armen und Reichen, hell und freudig, dumpf und ergeben, Wohlsein und Elend schicken ihre Stimmen in die Weiten der wandellos schönen Welt, und wenn sich die Gedanken recht müde gedacht haben und müde geraten an den rätselhaften Einfällen des Schicksals, so kehren sie zu stiller Rast in die Abgeschiedenheit des versteckten Klostergartens unten ein, wo schweigende Franziskaner versonnen schreiten, nachdenklich auf Bänken sitzen, in Brevieren lesen oder Blumen und Gemüse pflegen; denn dort unten an der Schwelle des Klosters besinnt sich das ungestüme Leben und schreitet wie ein gebändigter wilder Knabe auf den Zehenspitzen durch die Reihen der weltfremden Mönche. Und so sonntäglich still ist's dann auch oben auf dem Nonnberg. Ich freue mich immer auf den Augenblick,

wo sich mir plötzlich durch den Torbogen, unter der Nische der heiligen Ehrentrud die blauen Berge und die Schneefelder der Ferne entgegendrängen, und ich sehne mich immer wieder nach der kleinen Plattform am Südabhang des Nonnbergs, gerade über der kleinen Vorstadt Nonntal, mit dem Blick auf die dunklen Bergriesen, die in ihrer Gewalt und Größe das anmutig ernste Land mit den tiefgrünen Waldinseln und den silberglänzenden Flüssen und Bächen so zärtlich umschließen. Ich liebe sie an hellen Tagen im Goldglanz der Sonne, aber noch mehr unter regenschwerem Himmel, von weißen Wolkenfetzen umjagt, hart und starr dem Wetter trotzend. Ihr Schweigen kommt dann in mich herüber und so wie sie dastehen, regungslos, in unendlichem Gleichmute, so stehe ich dann lange, in ihre Schatten versunken, dem Leben verschlossen, fühllos, freud- und leidlos.

Die Glocken läuten in meine Verlorenheit hinein und die Gedanken sind wieder da, gewollte und ungewollte, und einer der guten führt mich über den Vorhof, an einsamen, efeuüberzogenen Gräbern vorbei, durch das prachtvolle romanische Portal aus rötlichem Marmor in die altehrwürdige Stiftskirche. Es ist Vesperzeit, da singen die Klosterfrauen auf dem Chor. Noch rührt sich nichts hinter seinen vergitterten Scheiben. Scheu geht der Blick durch den dämmerigen Raum. Kühle und Kirchenduft dämpft die Sinne und nur die farbige Pracht der herrlichen Glasfenster hinter dem Hochaltar blendet grell in die Augen. Aber dort unter dem säulengetragenen Chor versinkt der Blick in tiefes Dunkel. Dort in nachtfinsteren Nischen, hinter starken Eisengittern, starren weite große Augen ins Leere. Feierliche Männer stehen da in schweren gold- und edelsteingeschmückten Mänteln, mit heiligen Büchern, Infeln, Speer, Fahnen, Palmzweigen und Hei-

ligenscheinen. Uralte byzantinische Fresken sind es, die ehemals den zu ebener Erde gelegenen Nonnenchor schmückten, dann aber, als man diesen erhöhte, vermauert wurden. Das Dunkel, in das der Umbau die ergreifenden Gestalten bannte, hat wohl ihre Farben durch Jahrhunderte so frisch erhalten. Wenn der Meßner mit der elektrischen Lampe in die Nische leuchtet, beginnen im Wechselspiel von Licht und Schatten die eingefallenen bleichen Gesichter gespenstisch zu leben, weite, wissende Augen schauen wie sinnend aus versunkenen Zeiten herüber und immer, wenn ich in der Totenstille der Kirche auf den Gesang der Nonnen warte, muß ich der großen, weltfremden Augen in ihrer finsteren Verborgenheit denken, und noch andere, viel tiefere Einsamkeiten umschauern mich leise, denn da unter dem grauen Steinboden gehen seit Jahrhunderten die Äbtissinnen zur letzten Ruhe ein. Wenn ihr Mund und ihr Herz verstummt ist und sie die Last des Lebens mit dem Tode vertauscht haben, erwarten sie hier die Seligkeiten des Himmels. Und die Schatten des Todes ziehen aus den finsteren Wohnungen der Entschlafenen herauf und ich stehe bedrückt und beklommen im Schweigen ihrer Ewigkeitsträume.

Ein leises Knistern und Rascheln, ein Schleifen von Kleidern, ein unterdrücktes Hüsteln und vorsichtiges Treten und Rücken, ein Gleiten von Schatten hinter der reichgegliederten, undurchsichtigen Glaswand, die den Chor von der Kirche scheidet, verrät, daß sich die frommen Frauen zum Vespergesang zusammenfinden. Einige Minuten bleibt es dann ganz still — ein feines Klingelzeichen schreckt in das Schweigen und eine zaghaft dünne Stimme, von Harmoniumklängen begleitet, flackert ein paar Takte lang wie ein verlöschendes Licht in der Leere. Ihr aber antwortet in wunderbarer Reinheit und Einigkeit ein Chor von Frauenstimmen und gleitet

wie ein leuchtender Strom in warmer, ruhiger Bewegung dahin. Kein einzelner Laut drängt sich aus der innigen Gemeinschaft, keine der Sängerinnen will den Klang ihrer eigenen Stimme in der hallenden Kirche erlauschen und nur die Vorsängerin muß immer wieder allein ihren Weg suchen. Darum hört es sich wohl auch so rührend hilflos an, und sicher wird die schüchterne, zarte Stimme mutvoll und kräftig, wenn sie in den Reihen der anderen gehen darf. Alter gregorianischer Kirchengesang ist es, der in seiner herben, schmucklosen Größe und Kraft frommer Eintracht entströmt und noch lange nachher, wenn das andächtige Wallen der Frauenstimmen längst verstummt ist, sitze ich im Nachhall der ernsten Gesänge, die, für kein menschliches Ohr bestimmt, über alles Erdensein hin zu Gott allein gerichtet sind.

Die Äbtissin des Stiftes ist meine Tante und so fand ich auch Einlaß ins Innere des Klosters. Seit dreiundvierzig Jahren ist sie hier und in diesen ganzen dreiundvierzig Jahren hat sie die Mauern des Klosters nur dreimal verlassen. Ein solches Dasein konnte ich mir doch gar nicht recht vorstellen. Ich war neugierig, einem Menschen zu begegnen, der solcher Entsagung fähig ist, nach außen hin auf alles verzichtet und nur in sich selbst das Leben sucht.

Eine alte Pförtnerin führte mich in das Sprechzimmer. Es ist ein großer, fast leerer Raum, ein Gitter teilt ihn in zwei Hälften und richtet die Grenze zwischen Welt und Kloster auf. Jenseits des Gitters, schon drüben im Klostergebiet, stehen zwei Klaviere, diesseits einige Stühle für Besucher. An den Wänden hängen die Bilder der Äbtissinnen. Alle halten sie sich ganz steif und gerade, den ringgeschmückten Finger auf dem Buch, das Pastorale in der Hand. An der Brust trägt jede ein reichverziertes Kreuz, auf dem Kopf die

große, edelsteinschwere Krone der Äbtissinnen. Zufrieden und kampflos sehen einige aus, nicht aufregend; weich und träumerisch blickt eine vor sich hin, fast bange könnte einem für sie werden, unter ihrer kostbaren Bürde. Strenge und abweisend stehen aber die meisten in dem fürstlichen Schmuck. Die lichte Welt drängt durch die Fenster herein, aber drinnen wehrt und widerstrebt ihr der harte, unergründliche Blick der starren, strengen Frauen, und so viel ich hinter diesen Augen forsche, so sehr ich in diesen eisigen Mienen herumspüre, sie geben von ihren Geheimnissen nichts her, die Augen stocken und der Mund schließt hart und schmal zusammen. Der Reihe nach ging ich sie durch und bei keiner konnte ich mir denken oder gar wünschen, daß meine Tante so aussehe, und zu keinem der feierlich starren Gesichter wollten mir deshalb auch die eiligen, leichten Schritte passen, die sich jetzt draußen von irgendwo näherten. Lebhaft ging die Türe auf, eine mittelgroße Frau kam schnell bis ans Gitter heran auf mich zu. Kluge, glänzende Augen nahmen mich in sich auf, wurden gütig und ein herzliches Lächeln machte sie ganz jung, ihnen folgten die Hände und umschlossen warm und kräftig die meinen und hießen so die Nichte willkommen. Im Augenblick waren die gemalten Äbtissinnen vergessen. Die Augen, die sich so lebhaft auf mich richteten, konnten ebensowenig wie die meinen ihre Neugierde verbergen und so spähten wir gegenseitig in unser Leben. Das ihre sieht von außen einförmig und nicht sehr reichhaltig aus. Sie steht täglich um drei Uhr früh auf und geht täglich um zehn Uhr abends schlafen. Dazwischen nichts als Gebet und Arbeit. Das scheint nicht sehr abwechslungsreich. Aber sie hat das Internat zu leiten, Klostergüter sind zu verwalten, Kunstschätze zu ordnen und zu hüten, vor allem aber Menschen zu führen, in ihren Nöten zu trösten,

in ihren Versuchungen zu schützen. Es ist ein enger Kreis von Pflichten, aber indem sie sich ihnen völlig hingibt und ihre ganze Kraft dafür einsetzt, entzündet sie sich, belebt sie sich, erhebt sie sich daran immer aufs neue. Das macht sie so jung und frisch mit ihren siebenundsechzig Jahren. Sie entbehrt die Welt da draußen nicht, im Gegenteil: jene drei Mal, die sie in den dreiundvierzig Jahren draußen war, wurde ihr eher bang, und als sie mir davon sprach, kam ein ganz ängstlicher, hilfloser Zug in ihr sonst so tapferes Gesicht, fast leidenschaftlich abwehrend hob sie die Hände und schilderte mir, wie selig sie gewesen, als sie aus der unheimlichen Welt wieder in ihr Kloster heimkehren durfte. Und wenn sie von diesem spricht, da glänzen ihre Augen hell und man glaubt darin bis auf den Grund ihrer Seele zu sehen. Sie kann so herzlich lachen, wenn ich immer wieder nur mit leisem Grauen von ihrem Aufstehen drei Stunden nach Mitternacht spreche — da geht sie durch das finstere Kloster zur Morgenandacht auf den Chor, nur ein kleiner Wachsstock leuchtet ihr durch den schwarzen Kreuzgang an uralten Grabsteinen vorbei. Sie liebt diesen stillen Gang durch die Nacht und ich habe das Gefühl, daß sie eigentlich alle von Herzen bedauert, denen es versagt ist, in ihrem Kloster zu leben.

Sie wollte viel aus meinem Leben hören und so erzählte ich ihr von meiner Kunst und wie ich ihr zuliebe leben muß und daß auch sie, wie der Gottesgedanke, in Einsamkeiten ihre Heimat habe, daß ein lautes, zerstreutes Leben ihre Quellen verschütte und trübe, daß man ihretwegen immer wieder stille, abgelegene Wege suchen müsse, um selbst seine Seele zu vernehmen und die Menschen sie vernehmen zu lassen. Aber freilich: sie braucht nichts von der Welt, die ihr weder Erfüllungen noch Enttäuschungen bringen, weder

Freude noch Schmerz bereiten kann, während meine Kunst sich erst erfüllt, wenn ich sie den Menschen preisgebe. Und als wir so unsere beiden Existenzen verglichen, da sah mich meine Tante mitleidig an und es schien mir, daß sie nicht mit mir tauschen würde.

Schubert-, Wolf- und Mahlerlieder sang ich ihr dann eines Nachmittags vor. In dem Sprechzimmer war's, wo die verstorbenen Äbtissinnen hängen und wo hinter dem Gitter, das sich vor den weltlichen Besuchern aufrichtet, zwei Klaviere stehen. Meine Tante war von der Präfektin des Klosters, der Frau Regintrudis von Reichlin-Meldegg begleitet, einer ungemein lieben, feinen, geistreichen Frau, die dem Archiv des Klosters vorsteht, und, da sie es mit seinen Urkunden, Altertümern und Schätzen durch und durch kennt, eine eifrige Mitarbeiterin an Hans Tietzes wunderschöner Topographie des Nonnbergstiftes war. Ich werde nie vergessen, wie nach den ersten, einleitenden Takten eines Schubertliedes die beiden Frauen die flachen Hände über die Augen legten, die Köpfe tief herabsenkten und sich so dem ungewohnten Erlebnis völlig überließen und in ihre Seele aufnahmen, was aus ganzer Seele zu ihnen wollte. Nachher führten sie mich durch das Kloster. Zuerst in die Wohnung der Äbtissin. Wunderbare alte Möbel gibt es da, reiche, massige Schränke, schwerfällige Tische und Stühle, Heiligenbilder, Betpulte. Durch die Fenster kam ein warmes Leuchten herein, die letzten Strahlen der Sonne lagen über der Stadt, goldener Rauch wirbelte über den Dächern und im altertümlichen Zimmer glänzte es da und dort heimlich auf, Heiligenscheine erglühten über frommen Gesichtern, lichtumflossen starb der Gekreuzigte für die Menschheit und ein blendender Strahl fuhr in das Herz der Schmerzensreichen.

Und nun ging's Stiege auf, Stiege ab und voran immer mit jugendlicher Beweglichkeit meine Tante. Durchs Refektorium kamen wir, an langen Tischen speisen die Nonnen, jede hat ihren bestimmten Platz und ein kleines Kästchen für das Eßzeug mit dem Namen der Besitzerin. Die Äbtissin aber hat für sich allein einen Tisch. Das Reden ist während des Essens verboten, dafür aber liest eine Klosterfrau von der Kanzel herab den Gefährtinnen vor. Dann ein großes Zimmer mit geräumigen Wandschränken und umfangreichen Tischen: die Schneiderei. Es gibt außerdem noch eine Schusterei, eine Weberei und eine Apotheke, denn alles wird im Kloster bereitet, sogar die Stoffe für die schwarzen Kutten. „Stille!" steht mit großer Schrift auf einer Tür der Schneiderwerkstatt. Gleich daneben ist nämlich der Nonnenchor, das eigentliche Reich der frommen Frauen, wo sie singen, beten und den Himmel suchen. Auch jetzt knieten Andächtige da, jede für sich allein, regungslos blieben sie, als wir eintraten, in ergreifender Versunkenheit. Ganz junge Gesichter waren dabei, von blendend weißen Schleiern und harten Stirnbinden umrahmt, in rührend einfacher Haltung und Hingebung, mit weltfernen, weltleeren, weit hinaus blickenden Augen. Und das Abendlicht brach durch die bunte Pracht der alten Kirchenfenster und flammte über die Entrückten hin.

Und je weiter wir schritten, desto mehr wurden wir die unablässigen Veränderungen des Klosters gewahr, denn so viel Äbtissinnen hier kamen und gingen, jede hat daran umgebaut und alles, was diese frommen Frauen bedrängte, alle ihre Lebenskraft und Lebenslust, die in der Enge des Klosters nicht Platz fanden, bauten sie, glaube ich, da hinein. Die eine riß nieder, die nächste richtete wieder auf, eine machte Fußböden aus Grabsteinen, die ihr folgte, hob sie wieder aus und

schmückte die Kirchenwände damit; da verdüsterte eine den Kreuzgang durch Mauern zwischen den Säulen, aber die nach ihr kam, brauchte Luft und Licht, und so mußten die Mauern wieder fallen. In der Kirche, im Chor, im Turm und in den Grüften, überall hausten sie, und die Topographie des Nonnbergs ist zugleich die Geschichte der Baulust seiner Äbtissinnen. Nicht immer war diese Bauwut mit Stilgefühl vereint. Das Verständnis für Erhaltung der alten Formen oder für ihre sinngemäße Fortbildung fehlte oft ganz und manche der Frauen mußten mit vieler Mühe und vielen Kosten Vermauertes, Übertünchtes, Übermaltes wieder aufdecken und auferstehen lassen, was ihre Vorgängerinnen als unwichtig und wertlos verfallen und verschwinden hatten lassen. Auch meine Tante hat vieles gut zu machen gehabt, und wie gründlich sie es tat, sahen wir auf Schritt und Tritt. In einer Reihe von Zimmern hat sie gesammelt und geordnet, was früher im ganzen Kloster unbemerkt verstreut war. Gobelins, Bildstickereien und Seidenfahnen spannen sich über die Wände, Statuen von Heiligen aus Gold, Silber und Elfenbein krönen alte, geschnitzte und eingelegte Schränke. Porzellan und Glas aus allen Zeiten und Ländern, Zinn-, Silber- und Goldgeschirr mit Wappen der Äbtissinnen hängt und steht gesondert. Gold- und Silberspitzen, steife, golddurchwirkte Stoffe, uralte, gestickte, starre Meßgewänder liegen ausgebreitet in ihrer üppigen Farbenpracht hinter Glas. Ein unermeßlicher Schatz von Kirchengeräten, edelsteinbesetzten Monstranzen, Leuchtern, Schüsseln und Kännchen füllt Vitrinen und Truhen. Zu wenig Zeit und zu wenig Augen hatten wir leider nur für das alles, als wir aber zu den feierlichen Insignien der Äbtissinnen kamen, da vergaßen wir des sinkenden Tages. In einem großen Glaskasten steht der be-

rühmte Faltstuhl, der wertvollste Besitz des Klosters. Er wurde der Äbtissin Gertrud II. im Jahre 1242 nebst dem Pastorale verliehen und sie erhielt dadurch für sich und ihre Nachfolgerinnen für alle Zeiten die Bischofswürde. Er ruht auf Bronzefüßen, die gekreuzten Stollen sind aus verschiedenfärbigem Holz mit Beineinlagen, die figuralen Einzelheiten stellen Legenden aus dem Leben der Heiligen dar. Halbfiguren von Männern und Frauen, phantastische Tierköpfe, bizarre Ornamente bedecken über und über Elfenbein und Bronzeteile. Dieser Faltstuhl wird heute nicht mehr benützt, sondern als kostbare Reliquie, als unschätzbares Klostergut aufbewahrt und gehütet. Auf feierlich rotem Samt ruhen die anderen Abzeichen bischöflicher Rechte und Würden und an hohen Festtagen sitzt meine Tante mit ihnen angetan auf einem Thronsessel im Nonnenchor, und wenn auch nicht immer Kronen zu denen passen, denen das Leben sie aufsetzt, so kann ich mir doch gerade diese Frau in ihrer würdevollen Schlichtheit recht gut darunter vorstellen, wie sie mit Krummstab, Pektorale, Bischofsring und der edelsteinfunkelnden Krone auf ihrem Thronsessel das Hochamt hört, und da auch mich manchmal, wenn auch bloß nach sieben Uhr abends, mein Leben zur Königin erhebt und mit fürstlichen Würden belastet, so weiß ich auch, daß es gar nicht so leicht ist, so einen gewichtigen Schmuck aufzusetzen und auf dem Kopf zu behalten, ob man nun still und stumm sitzt oder Arien dabei zu singen hat. Als ich meiner Tante meine königlichen Schmerzen anvertraute, stimmte sie mir lebhaft und allen Ernstes zu und erzählte dann ganz froh und erleichtert, daß die großen, massigen Kronen jetzt nur mehr höchst selten hervorgeholt werden, seit man am Büstenreliquar der heiligen Ehrentrudis die verloren geglaubte kleine, zarte und schmale Äbtissinnenkrone

als Halsschmuck wieder fand. Sie ist nun wieder das, was sie war, und liegt leicht und zart, so leicht und unfühlbar eben Kronen liegen können, auf den Schleiern der frommen Frauen.

Als wir unsere Klosterwanderung wieder aufnahmen, war es fast Nacht geworden. Die Äbtissin hatte mir aber noch das Archiv und die Bibliothek versprochen und so gingen wir hastig über Stiegen und Gänge. Tiefruhig und geheimnisvoll lag der Kreuzgang. Ewige Lichter wuchsen wie feurige Blumen aus der Finsternis, überglühten verzückte Heilige, todesfahle Christusleiber und weinende Marien. Blumenduft kam von Altären und geschmückten Madonnen her und die beiden Frauen verneigten sich da und dort tief, bekreuzten sich und das schneeige Linnen ihrer Brusttücher durchschnitt grell das Dunkel.

Aber allem, was wir erlebten, waren wir mit einem Schlag entrückt, als sich uns die altersdunkle Bibliothek auftat. Das tiefherabreichende Gewölbe ist durch eine einzige Säule gestützt, Bücher aus längst vergangener Zeit decken die Wände, gleichmäßig, farblos, grau und altertümlich, ein wenig wie in Sonnenarmut verkümmert sieht hier alles aus. Zeit und Äbtissinnen kamen und gingen, aber hier scheint es nie anders gewesen zu sein. Frau Regintrudis, die Archivarin, ließ uns beim schwachen Schein einer elektrischen Lampe ihre Lieblinge sehen und das versetzte uns in uralte Zeiten, wo einsame Menschen in engen Zellen saßen, Buchstaben neben Buchstaben auf steifes gelbes Pergament malten und mit jedem ein kleines, rührendes Kunstwerk zur Ehre Gottes schufen. Und jedes der zarten, herzenseinfältigen Bilder wurde zum inbrünstigen Werben und Mühen um die Gunst der Heiligen, die da mit farbig lodernden Kleidern angetan und von golde-

nen Strahlen umflammt am Herzen Gottes ruhen. In alten Urkunden mit plumpen, riesigen Siegeln durften wir auch noch stöbern, in hundert Jahre alten Inventaren der Klostergüter, in Chroniken des Nonnbergstiftes und in allerhand Aufzeichnungen über das Wohl und Wehe des Klosters seit undenklichen Zeiten. Und zuletzt brachte Frau Regentrudis gar eine kostbare Handschrift herbei, des Heinrich Seuse, des milden, anmutigen, stillen Gottsuchers, der um der ewigen Seligkeit willen seinen Leib so arg unablässig gequält, daß Gott selbst Einhalt gebot und ihm von Zeit zu Zeit „ein kleines Ruhlein" schickte.

Die beiden ehrwürdigen Frauen brachten mich durch den Küchenhof an die Klosterpforte zurück, vorüber an der überlebensgroßen Statue der heiligen Ehrentrudis mit dem Pastorale und dem Kirchenmodell und an einem furchtbar entstellten wundenbedeckten Heiland, unter dessen Kreuz eine fromme Hand Herbstblumen hingestellt hatte. Und als ich mich dann an der Pforte noch einmal umkehrte, da stand groß und hell die Stifterin des Nonnbergs unter dem tiefblauen Abendhimmel, die Arme des Erlösers spannten sich licht und stark in die dunkle Welt hinaus und die weißen Astern leuchteten in der Nacht.

Görz.

Ein junges Ding war ich noch, da stieg ich eines Tages auf einen Berg, denn von dort, hieß es, sieht man das Meer. Viele hundert Menschen gingen zugleich mit mir nach der Höhe, die wollten die Muttergottes besuchen, die dort oben eine schöne Kirche hat, mit einem Kloster. Zu ihrem wunder-

tätigen Gnadenbilde, auf Zedernholz gemalt, zogen Tag für Tag die Frommen, mit Bitten und Hoffnungen beladen, empor, unter eintönigem Gebetsgemurmel des steilen, steinigen Weges vergessend. Viele rutschten kniend bergan, küßten den heißen, staubigen Boden, der Rosenkranz hing ihnen zwischen den Fingern, keiner achtete des anderen, keiner sah um sich, über sich, unter sich, die Augen stierten entrückt und verzückt, die Inbrunst des Herzens trieb sie zur Höhe und lenkte ihre Schritte zum Heiligtum auf dem Monte Santo. Aber so weltvergessen meine Weggenossen waren, so weltbeglückt wurde ich bei jedem Schritt nach der heiligen Höhe, vor all der Erdenschönheit, die sich mir da auftat und die da unten jene sonnengesegnete Stadt umgab, die heute von rauchigen Schwaden verdüstert, vom Dröhnen feindlicher Geschütze erschüttert wird, bedroht in all ihrer Lieblichkeit, in all ihrem Blühen und Duften, in all ihrer goldenen Fruchtbarkeit, die Stadt der Sonne, des Meeres, des Lichtes und des ewigen Grünens. Die Stadt, die man in einem erschaut mit Höhen und Tiefen ferner Hochgebirge, mit den steinigen Öden des grauen Karstes, mit den dunkeln Forsten nordischen Waldes, mit Lorbeerbäumen und Pinienwäldern, mit schwellenden Rebenhügeln und wogenden Feldern, mit tausendjährigen Zypressen, mit den weißschimmernden Gletschern des Triglav im Norden und dem geheimnisvollen Leuchten des Meeres im Süden, am Saume der grünen Weiten. Wenn ich jetzt von allen den Schrecken täglich lese, die die Stadt Görz bedrohen, dann muß ich immer wieder jenes Tages denken, da ich sie tief unter mir liegen sah, von der Höhe des heiligen Berges, in so namenlose Schönheit eingebettet, so sonnengesegnet vom tiefblauen Himmel, so licht- und blütendurchflutet, und es ersteht dann auch wieder jene Zeit vor mir,

wo ich in dieser Stadt lebte und wo all ihr Reichtum auch mir gehörte. Und eines kleinen Hügels muß ich gedenken, auf einem Friedhof, nicht weit von der Stadt, und muß mich um den sorgen, der dort schläft, denn über das Grab meines Vaters sausen jetzt die Granaten hin, aber freilich, jene Ruhe, die man dort findet, kann ihm ja nicht gestört werden.

Ich bin nicht in Görz geboren, aber in einem anderen Sinn ist es meine Heimat, denn der Wunsch, Künstlerin zu werden, erwachte dort in mir, zuerst als ein kleiner, zaghafter Gedanke, „der Gedanke, den ich nie nennen durfte", wie Brunhilde sagt, den ich besorgt und ängstlich verbarg, weil er mir zu ernst und heilig war, als daß ich ihn verlachen lassen wollte. Und gründlich ausgelacht hatte man mich und mich verständnislos angeschaut, als ich es doch einmal verraten hatte, daß ich Künstlerin werden möchte. O ja, ich durfte Singstunden und Klavierstunden nehmen. Zu meinem großen Glück ließ sich gerade damals die einst sehr gefeierte Sängerin Rieckhoff-Pessiak in Görz nieder, und ihr wurde ich anvertraut und durfte bei ihr Gesangsunterricht nehmen, den mir bis zu unserer Übersiedlung von Klagenfurt nach Görz Karl Weidt, der Bruder meiner Kollegin Lucie Weidt, erteilt hatte. Daß Frau Rieckhoff-Pessiak bei der Bühne gewesen war, übte auf mich einen ganz besonderen Zauber aus. Ich war bisher nie mit Bühnenkünstlern zusammengekommen. Mein Großvater war wohl ein berühmter Sänger gewesen, aber ich hatte ihn nur mehr als alten Herrn gekannt und war noch ein Kind, als er starb. Daß Frau Rieckhoff so redete und sich so benahm wie einfache Sterbliche, das war mir zuerst fast eine kleine Enttäuschung, dieselbe Enttäuschung, die ich heute oft in den Augen und Mienen junger

Leute lese, wenn ich ihnen außerhalb der Bühne zum erstenmal so ganz untheaterhaft begegne, und die wohl auch so manchen Künstler im Alltagsleben zur Pose verleitet. Im Winter fanden in der Cura Climatica öfters Wohltätigkeitsveranstaltungen statt. Da durfte ich mitwirken, spielte vierhändig, sang den Leuten mit größtem Vergnügen, ohne im Leisesten zu zittern, die schwierigsten und waghalsigsten Arien vor, oder tat auch in kleinen Stücken mit. Als Schwiegermutter in „Rezept gegen Schwiegermütter" errang ich besondere Triumphe und war ganz berauscht und selig an solchen Abenden. Aber so ganz voll wurde mein Glück erst, wenn ich nachher die Nacht durchtanzen konnte. Ich erfand mir immer neue Tänze und suchte mir nur solche Partner, die auf meine Ideen eingingen und ebensolche Lust am Improvisieren hatten. Oft kam es vor, daß wir uns plötzlich allein fanden mitten im Saal: alles hatte zu tanzen aufgehört und sah neugierig den beiden Menschen zu, die da, meistens jeder für sich, aber doch abhängig voneinander, Bewegungen, bald ruhig gemessene, bald leidenschaftlich erregte, je nach der Musik ausführten. Wir gingen und liefen nach ihren Klängen, wir standen still mit ihr, und rasten nach ihr. Ihren Rhythmus in ewig neuen Bewegungen mit dem Körper aufzunehmen, war uns das höchste Vergnügen und daß wir oft allein in dem großen Saal auf dem spiegelglatten Parkett blieben und ringsherum an den Wänden verwunderte, indignierte, bewundernde Zuschauer hatten, störte uns nicht im geringsten. (Mein Partner von damals ist jetzt auch schon längst ein hoher Generalstäbler.) Dabei wuchs in mir der Gedanke ans Theater zum brennenden, quälenden Wunsche, aber der Widerstand meiner Eltern blieb unbezwinglich. Und als ich eines Tages bei offenem Fenster wieder so recht sehn-

süchtig meine Schmerzen aus vollen Lungen in allen Tönen hinausschmetterte, da saß gerade drüben über der Straße in seinem Garten im Lehnstuhl der liebe alte kranke Dichter Rosen, dessen Stücke damals über alle Bühnen gingen, besonders „O diese Männer" und „Großstädtisch" (eines davon ist, wie ich höre, jetzt von Oskar Blumenthal neu bearbeitet worden), und der hörte meine Stimme und verstand meine Sehnsucht, dieser Stimme ihr Recht werden zu lassen, und redete so lange mit solchem Nachdruck in meine Eltern hinein, bis sie nachgaben, ja sagten und mich nach Wien ließen. Ohne ihn wäre ich vielleicht heute irgendwo eine brave Oberstensfrau und gefürchtete „Kommandeuse".

Und da nahm ich dann eines Tages Abschied von Görz, aber so wie ein schöner Traum uns in die Wirklichkeit nachgeht und nachklingt und uns noch im Wachen, wenn uns schon längst der Tag die Augen geöffnet hat, noch verwirrt und bewegt, so durchwebt auch die Erinnerung an jene lichterfüllte Stadt mit schimmernden Fäden mein Leben, und die helle Kraft ihrer Sonne schickt mir noch manchen Strahl aus fernen Tagen herüber. Ein kleines Haus hatten wir dort in der Via Bertolini, rot-weiß war es bemalt, als wir es kauften, und so ließen wir's auch, und ich könnte es mir gar nicht anders denken als mit seinen rot-weißen Quadrateln über und über, und davor den kleinen Garten mit seinem immergrünen Gewühl von Lorbeer- und Myrtengebüschen, seinen dunklen Zypressen, die so schlank und ernst zum tiefblauen Himmel standen, seinen blütenreichen Sträuchern in ihrer farbigen Pracht, dem hundertstimmigen Gesang der Vögel im dunklen Laubgewirre und dem einsamen, sehnsüchtigen Lied der Nachtigall in der duftdurchzogenen, schwülfeuchten, nächtlichen Dunkelheit. Wann ward es eigentlich Frühling

in Görz? Oft mitten im Winter lockte doch die Sonne schon Primeln und Veilchen aus ihrer warmen Erdgeborgenheit, und wenn wo anders noch der Schnee mit seiner eisigen Hand allem Wachsen und Blühen wehrte, da lohten bei uns an sonnigen Geländen schon tausend und abertausend brennende Kamelienblüten auf, und der Magnolienbaum prangte in seiner üppigen Pracht. Fast immer hatten wir Rosen im Garten. Ich erinnere mich der ersten Weihnachten in Görz. Da brannte die Sonne heiß vom Himmel und unten im Garten brach es auf einmal heimlich und zaghaft aus dem herbstlich gelben Laub hervor, und dann ward es eine liebe, zarte, purpurrote Rose, für die mir aber so bang wurde in ihrer Voreiligkeit, daß ich sie unter unseren kleinen Christbaum trug, den wir uns aus dem Panowitzerwald geholt hatten und der uns glauben machen mußte, daß es Weihnachten sei. Oft, wenn ich des ewigen Blühens und Duftens genug hatte und mich die Sehnsucht packte nach der seltsamen Stille eines nordischen Nadelwaldes, da ging ich in den Panowitzerwald. Und wenn mich dort Föhren und Tannen, Eichen und Buchen geheimnisvoll und heimatlich einschlossen und wie alte Bekannte umstanden, die südliche Sonne durch die grünlich durchsichtigen Baldachine der nordischen Riesen herabschimmerte, da war es mir ein reizvoller Gedanke, daß da drüben, keine halbe Stunde von mir, unter derselben Sonne Feigen- und Ölbäume, Lorbeer und Myrten zu fruchtbarer Üppigkeit gediehen. Lernte ich in Görz richtige Sonnenglut kennen, so erfuhr ich doch gerade dort auch, was wirkliche Eiseskälte ist. Zwei- bis dreimal in Wintermonaten gab es Bora. Die stürmte über den kahlen Karst daher, über das riesige Steinmeer, biß sich mit ihrem Frost in Leib und Seele und trieb den armen frühlingssüchtigen Pflanzen ihr vorei-

liges Blühen aus. Da nützte kein Feuer im Ofen und kein Pelz, da waren Straßen und Plätze wie ausgestorben, und wer doch hinaus mußte, drückte sich eng an den Häusern entlang und suchte Halt an Bäumen und Pfeilern. Aber so sehr ich sie fürchtete, so sehr wünschte ich sie mir auch herbei, denn dann gab es eine Eisbahn draußen im Rosental im Panowitzerwald auf dem Teich zwischen den waldigen Hügeln. Dort hinein fuhr die Bora mit ihrem eisigen Atem, fauchte über das stille Wasser hin, und es stand noch tagelang erstarrt, wenn's auch in den Lüften längst schon wieder still geworden war und die Sonne wieder die blank gefegten Straßen durchwärmen und ihre verfrorenen, verschüchterten, blühfreudigen Lieblinge wieder warm küssen konnte. Und ich entsinne mich, wie wir in sommerlicher Hitze, die Schlittschuhe am Arm, schwitzend den weiten Weg zur Eisbahn zurücklegten und dort in leichter Kleidung stundenlang Wintersport trieben, Glühwein tranken und dabei mit Blumen beschenkt wurden, die schon im Freien erblüht waren. Oft bin ich gefragt worden, ob man denn aber auch im Sommer in Görz bleiben könne. Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß man es nicht nur aushalten kann, sondern, daß auch in den heißesten Monaten Görz ein angenehmer Aufenthalt ist, wenn man die Tageszeiten richtig drehen und verschieben lernt und Görz wie eine richtige Stadt des Südens behandelt. Und das hatten wir bald heraus und schoben nur, wenn's manchmal gar zu arg vom Himmel herunterstach, noch das Baden im Isonzo ein, wobei wir uns allerdings als Nordländer benahmen, obwohl es auch uns immer erst einen kleinen Kampf kostete, bevor wir in seine blaugrüne Eiseskälte untertauchten, da ihm selbst die brühendste Hitze nichts von seiner Gletscherfrische nahm. Zitternd und zähneklappernd

flüchtete man schon nach ein paar Minuten in die heiße Luft und machte es im übrigen wie die anderen, lag in verdunkelten Zimmern herum, durchschlief einige Stunden des Tages, aß fortwährend herrliche Feigen, zuckertriefende Melonen und Trauben, trank Eislimonade und stürzte ans Fenster, wenn drunten „Gelati, Gelati!" geschrien wurde, schluckte die rosafarbene Kühlung gierig hinunter und hatte dann aufs neue heiß. Ging die Sonne unter, so taten sich Türen und Fenster auf, die dumpfen Häuser durchzog die Abendluft, kühlte Mauern und Steine, Leben kam in die Straßen, Arm und Reich trieb es ins Freie, Kinder, wohin man sah und hörte, vom kleinsten angefangen, das schlafend an der Mutter hing, bis zu jenen hoffnungsvollen, schmierigen Wildlingen, die mit gierigen, stieren Augen die Gelati-Männer umstanden, die blutroten, saftquellenden Wassermelonen umkreisten, die schnittweise überall an den Straßenecken verkauft wurden, oder die dichtbesetzten Tische vor den Kaffeehäusern umbalgten, sich um den Kreuzer wälzten, den man ihnen zuwarf, und dann wieder zäh und unermüdlich standen und starrten und lauerten, ob nicht doch auch ihnen ein Dolce bestimmt sei. Deutsch, Italienisch, Slowenisch redete es durcheinander und immer wieder tauchten Arm in Arm die schlanken Sartorellen in ihren zierlichen Stöckelschuhen auf. Schwarze Tücher hatten sie wie die venezianischen Mädchen, hochgetürmte Haare, im braunen Gesicht glänzten die weißen Zähne, die rotgefärbten Lippen lachten in die Menge hinein, die dunkeln Augen suchten und lockten und zierliche Fächer schlugen den Takt zu dem abendlichen Lustspiel, das so manchen feurigen Jüngling an ihre Fersen bannte, der mit flatterndem Halsschlips, den Schlapphut auf dem welligen Haar, mit schlottriger, weit über die Knöchel aufgekrempelter Hose, mit breitem Gürtel

statt der Weste und fliegendem Rocke, die Zigarette im Mundwinkel, zwischen den Schönen herumtänzelte und herumzwinkerte. Und dazu von allen Seiten Musik und Gesang, in den Gärten farbig leuchtende Lampions und darunter farbig leuchtende Gesichter, lauter lachende Menschen bei Mandolinengezupfe. Sie hatten den Mittag verschlafen und wachten nun dafür um Mitternacht und in ihre frohe Schlaflosigkeit mischte sich oft schon der Lärm und das Treiben des kommenden Tages. Auf kleinen, mit trägen Maultieren bespannten Wagen brachten verschlafene Landleute ihr Obst und Gemüse zu Markt und breiteten es in farbenprächtigem Durcheinander auf ihren Ständen aus. Männer kamen mit silbrig glänzenden Fischen in Körben, die sie so geschickt auf den Achseln balancierten, und schon in den frühesten Morgenstunden weckte einen ihr grelles Geschrei: „Sardelle! Sardelle!" Da und dort kreischte es auf, auf die stutzigen Esel klatschte es nieder, aus dem Gewirre von Menschen klang es oft, als ob's irgendwo um Leben oder Tod ginge, aber das glaubt man immer im Süden, während sich doch nur zwei Menschen ganz harmlos unterhalten. Durch stille Straßen gingen wir endlich nach Hause, an Mauern vorbei, über die der Duft der Gärten auf uns nieder wehte und dunkles Geäst sich schwer herabneigte, und aus dem feuchtglänzenden Laub leuchteten gelbe Orangen auf unseren Weg, geheimnisvoll ragte aus der Mitte der Stadt das uralte Mauerwerk des Kastells, und traten wir dann aus den engen Straßen, so zeichnete sich ein Gewirr von Wipfeln und Ästen in den sternbesäten Himmelshintergrund ein, Edelkastanien mit ihren mächtigen, rundlichen Kronen, Pinien spannten sich wie Riesenschirme auseinander und wie Säulen aus Ebenholz strebten dort auf dem alten Friedhof turmhohe Zypressen zur Höhe

und weisen seit hundert und hundert Jahren denen, die darunter schlafen, den Weg zum Himmel. Und über allem aber immer die Ahnung des Meeres — leise und lind weht es daher, haucht wärmend über Hügel und Garten hin, wenn die Bora ihren Frost darüber geblasen, und fächelt im Sommer mit salziger Frische über die ermattet schmachtende Natur, und der Mensch fühlt es und schmeckt es bei jedem Atemzug, und mit jedem Herzschlag lebt auch die Sehnsucht wieder auf, es zu sehen, und wär's nur den kleinen glänzenden Streifen seiner Urewigkeit, um dessentwillen damals das junge Mädel mit den frommen Pilgern auf den heiligen Berg zog.

Londoner Erinnerung.

„Wie ist es nun aber umgekehrt, wie denken Sie über das englische Publikum?" fragte Sargent über den Tisch herüber. „Auch so gut wie das englische Publikum über Sie?"

Wir saßen zu viert in einem schönen großen Zimmer unserer Hotelwohnung in London. Unten fließt die Themse und darüber biegt sich gerade vor dem Hotel die Blackfriarsbridge, die durchschnittlich 32.000 Wagen und ein paarmal so viel Menschen täglich über sich passieren läßt. Und das Geräusch von tausend Schritten und tausend Rädern, von tausend menschlichen und tierischen Lauten erfüllt die Luft und fließt in seiner Unendlichkeit zu einem einzigen Ton, zu einer einzigen Stimme dieser Riesenstadt zusammen. Am Abend spiegeln sich hundert und hundert Lichter im bewegten Wasser und lassen es wie einen Goldstrom dahingleiten und glitzern, vorbei an Not und Wohlsein — vorbei an den schrecklichen Bänken da unten — dem Ufer entlang, auf dem zusammengekauert, zusammengekrampft Männer, Frauen und Kinder brü-

tend sitzen, den Kopf dort, wo er eben hinfiel in Ausgebranntheit und Lebenssattheit. Grausiges Elend versammelt sich da im beißenden Nebel, sobald es Abend wird, und sie stieren mit erloschenen, todmüden Augen vor sich hin, mit den Händen krampfhaft die Flasche haltend, deren Inhalt ihnen endlich auch die harte Bank zum weichen Bett wandelt, auf dem sie dann in ihren Träumen Tür und Tor offen finden zum reichen, quellenden, lichten Leben, vor dem sie mit klaren, nüchternen Sinnen als Verstoßene, Enterbte, Betrogene mit hilflos fragenden, verzweifelnden Augen stehen und starren. Und schrecklich ist's! Die Frauen sind fast immer in Trauerkleidern mit Crêpe an den Hüten — alles grün und verschossen von Sonne und Luft und abgetragen, abgenützt von den vielen, vielen Leichenbegängnissen — der einzigen Erwerbsquelle, die diesen überschüssigen Existenzen geblieben ist: ihre eigene Not aufzuputzen und zu behängen, um das Trauergepränge für irgend einen Verstorbenen zu erhöhen und den Zug der Leidtragenden noch imposanter zu gestalten. Und die Vorübergehenden haben kaum mehr einen Blick für diese am Wege des Lebens Liegengebliebenen, denn in nichts erreicht der Mensch eine solche Gewandtheit und Übung, als sich mit seinem ganzen Wesen völlig wegwenden zu können von den Mühseligkeiten und Sorgen seiner Mitmenschen, die, wenn sie einmal in ihrem ganzen Umfange ins Auge gefaßt würden, das Gewissen und die Ruhe der Bevorzugten doch unerträglich belasten müßten. Aber man hat es gelernt, man bringt es fertig, inmitten von all den Ungereimtheiten und Ungerechtigkeiten des Schicksals zu sitzen — sich wohl zu fühlen und dort die Augen zu schließen, wo das Leben seine Blößen zeigt.

Und so saßen auch wir vier im Licht! Unter Reden, Streiten und Lachen vergnügt endlich beim Nachtisch des entsetzlich

langen englischen Dinners angekommen, die Herren im Frack — selbst mein Mann hatte sich schon so akklimatisiert, daß er nur in diesem feierlichen Aufzug die neun Gänge bewältigen konnte — Miß Smyth in großer Abendtoilette und ich — ich hatte mein ganz gewöhnliches weites, schleppendes Hauskleid an und saß damit da wie die Verneinung aller englischen Art und Form.

Sargent hatte mit der Smyth die „Elektra" angehört, und da war sie nach der Vorstellung mit Entfaltung ihres ganzen unenglischen Temperaments in meine Garderobe gestürzt — hatte meine Hände gepackt — mich beschwörend einen Moment angesehen und dann flehend von mir verlangt, ich möge mich um Gottes willen nicht ausziehen — nicht abschminken, nichts an meinem Kostüm rühren, denn Sargent wolle mich sehen, der berühmte Sargent — der Maler der Carmencita. Er sei bei meiner Szene immer aufgeregter geworden, habe immer mehr gewetzt, gescharrt, geschnaubt — die Augen bald geschlossen, bald aufgerissen, und als es dann endlich aus war, mußte sie mich fragen, ob er mich malen dürfe.

Und so kam es, daß wir beieinander saßen, Sargent, Miß Ethel Smyth, mein Mann und ich — und daß der berühmte Maler meine Meinung über das englische Theaterpublikum wissen wollte. Aber ich hatte noch nicht den Mund aufgetan, als meine Freundin Smyth aufsprang, Zigaretten und Zündhölzer vom Tisch aufraffte, sich auf den Diwan warf und wie tief beleidigt von uns abwandte. Ach, Ethel — Ethel Smyth — einziger weiblicher Doktor der Musik in England, einzige englische Komponistin und jetzt neuestens gar Mitkämpferin der Suffragettes, deren wildes, fanatisches Ringen deine aufrührerische Seele mit heller Begeisterung füllt — ich glaube dich förmlich zu sehen, wie du neulich in Queens Hall in der

Censusnacht deine Kompositionen selbst dirigiert und dazwischen aufwiegelnde Reden an die Frauen gehalten hast, und kann mir denken, wie stolz du in Albert Hall deinen Doktortalar trugst, als dir Mrs. Pankhurst den Ehrentaktstock überreichte, den dir die Suffragettes gestiftet haben, zum Dank für deinen „March of the Women", unter dessen Klängen sie zum Sturm auf die Zwingburgen der Männerherrschaft anrücken. — O Ethel Smyth — einzigstes Menschenkind — wie findet man doch die Worte, um dich zu schildern — dich verständlich zu machen mit deinen tausend Klugheiten und Torheiten! Da sehe ich dich ausgestreckt auf dem Diwan, mit deinem feinen Profil, dem kleinen, bös zusammengekniffenen Mund — weil Sargent vom englischen Publikum redet, das dir eben nicht paßt — und den stahlgrauen Augen über der leise gewölbten, eigenwilligen Nase — die aber, wie alles in deinem Gesicht, plötzlich ganz von Milde und Nachgiebigkeit verklärt sein kann. Um dich herum flutet eine kostbare Soireetoilette, und an deinem Halse funkelt es wie alter Familienschmuck. Aber ich glaub's dir nicht, Ethel, das bist nicht du. Du kannst die Dame spielen, du kannst dich unter hohen und höchsten Herrschaften bewegen, zwanglos und wie selbstverständlich, aber dich läßt du dabei zu Hause — in deinem kleinen Hause, draußen in Woking, mitten unter den grünen, glatten Golfplätzen, wo du deinem Ball nachfliegst, im kurzen, schon mehr als fußfreien Kleid, in deinen dicken Lederstiefeln, den dicken, grüngestrickten Shawl um den Hals und auf dem Kopf den herrlichen grünen Filzhut, der in seiner Form- und Farblosigkeit unaufhörlich den Neid deines Freundes Hermann Bahr erregt. Und wenn ihr in nichts je einig werdet, so wird doch dieser Hut immer wieder zum ausgleichenden Element. Und an deinen Händen die Golfhandschuhe. Sie sind immer

entsetzlich zerfetzt, denn sie sind immer ausgeliehen. Neue verlierst du am ersten Tag zur Freude deiner Mitmenschen, die du ständig mit solchen Dingen versorgst. Schirme, Schleier, Taschentücher, alles haben sie durch dich, und weil deine Freunde schon wissen, daß es kein Wiedersehen gibt, wenn sie dir etwas leihen, so bekommst du nur das Unbrauchbarste. Und in solchem Aufzug langst du dann mit fliegenden Haaren nach kurzer Radfahrt wohl auch bei deiner Nachbarin, der Exkaiserin Eugenie, an. Dein Rad und dein Hund bleiben vor der Tür, und nachdem du ganz kurze Zeit unsichtbar gewesen bist, betrittst du, Grande Dame, die Gemächer deiner kaiserlichen Freundin und kannst dann so wunderhübsch diese Abende schildern und dein Gesicht wird dabei so gut und warm, und deine Augen sind voll und glänzend von deiner liebeweiten Seele. Auch heute bist du nur schnell zu irgend einer Freundin gelaufen, bei der du dir ein Kleiderdepot hältst, und hast dort schnell diese Umwandlung vorgenommen, und so kommt es, daß du jetzt im Glanze bist. Aber am liebsten bist du mir doch so, wie du aus deinem Haus kommst — so, wie du täglich ein-, zweimal in mein Zimmer gestürzt kamst, mit den Spuren aller möglichen Unfälle an Kleidern und Haaren.

Aber einmal bliebst du einige Tage weg, sagtest Gesellschaften ab und alles, was dir wichtig ist. Dein Hund war krank, dein alter, zottiger Schäferhund, und du hattest das Gefühl, daß er ohne dich noch mehr leiden würde. Und ein anderesmal tratest du ganz hin und müd' bei uns ein — ich weiß nicht, von welchem Ende Londons du zu Fuß gekommen warst. Du hattest dort einen armen Kopisten wohnen, und er wäre ohne deine Hilfe am Sonntag mit seinen Kindern hungrig geblieben. Da gabst du ihm, was du hattest, und behieltst dir nicht einmal das Fahrgeld zurück. Es ist gut, daß

du in der Welt bist, Ethel, und ich möchte nichts ändern an dir, ich liebe die Überraschungen, die du immer für deine Mitmenschen bereit hast.

Da seh' ich dich plötzlich wieder in meinem Zimmer am Klavier sitzen, so wie du von der Gasse gekommen bist, weil dir da die Lust gekommen war, mir deinen neuen Chor vorzuspielen. Den grünen Hut auf dem Kopf, die Zigarette noch im Mund — denn du gehst zum Entsetzen der Leute ja rauchend durch die Straßen —mit fliegenden Haaren hämmerst du auf den Tasten herum und singst mit unbeschreiblichen Tönen alle Stimmen — männliche und weibliche — wobei die Zigarette von einem Mundwinkel in den andern fliegt. Und die Leute, die Kellner vom Hotel, sammeln sich vor meiner Wohnung und können sich nicht denken, was drinnen vorgeht.

Und merkwürdig! Es ist so stark und bezwingend, was du uns da gibst, der Eindruck ist ein so mächtiger und ungeschmälerter, trotz der reduzierten Mittel, mit denen du dein Werk interpretierst, daß alle Komik, die dein Äußeres dabei umgibt, gar keine Wirkung mehr hat und wir uns bezwungen fühlen von etwas ganz Großem, alles Übertönendem. Und so haben wir noch viel, viel Schönes an dir erlebt, an deiner tiefen, menschlichen Begabung, an deinem vielseitigen Wissen und Können, an deiner Genialität und ihren verschiedenen ernsten und heiteren Ausdrucksformen. Jede Faser an dir ist Musik und sie hört sich an, wie wenn sie durch die Seele deines Landes geströmt wäre und all seinen Zauber, seine Stimmung dabei in sich gesogen und sich damit gesättigt hätte. Das Meer mit seinem Salzgeruch, der harte Wind über den weißen, kreidigen Klippen, die grünsamtenen Dünen, die stählernen, gradsinnigen Menschen mit ihren versteckten Leidenschaften —

alles gibt deine Musik wieder, leise überhaucht von der seltsamen Weichheit und Sentimentalität deines Volkes.

Aber du bist nicht zufrieden mit deinen Landsleuten und deshalb liegst du nun abgewendet auf dem Diwan und gibst in beredtester Weise dein Urteil über das Londoner Publikum ab. Und nun schüttelst du dich gar und die Haarnadeln fliegen um dich herum, denn dein Freund Bahr findet, daß es so wunderschön sei, wenn die schlanken, großen Engländerinnen in ihren prachtvollen Mänteln und Pelzen durchs Parkett schreiten und dann so ruhig und bewegungslos in ihre Hüllen eingebettet bis zum Schluß sitzen, daß ihnen auch nicht ein einzigesmal so ein Mantel über die Schulter herabgleitet.

Aber das bringt ja die Miß Ethel so auf. Diese Ruhe, diese Haltung! „Sie sitzen im ‚Tristan' und verlieren ihre Mäntel nicht", schreit sie. „Und so haben sie auch über ihren Ohren und über ihren Seelen Mäntel – ich war in Wien im ‚Tristan', und als im zweiten Akt auch nur ein kleiner Strich gemacht wurde, spürte ich, wie sich wenigstens die Hälfte des Publikums dagegen auflehnte. In London bringt man dagegen die Leute nur über eine Wagner-Aufführung weg, wenn man die Hälfte davon streicht. Und denken Sie, wie's mit meiner Oper war?" Aber da konnte die gute Ethel nicht mehr weitersprechen vor Empörung. Sie stürzte zwei Gläser Sekt nacheinander hinunter und vertiefte sich, ohne von irgend jemand weiter Notiz zu nehmen, in die „Times", hinter der sie mit ihrem ganzen Ärger verschwand.

Und endlich konnte auch ich was reden. Aber der Ethel mochte es wenig Freude machen, denn ich sagte Sargent, daß es nach meiner Meinung nicht bald so ein musikliebendes, musikgieriges, in Musik unersättliches Volk gibt wie das englische. Sie drängen sich überall dazu, wo es Musik gibt,

sie bilden den größten Teil des Publikums bei allen Festaufführungen und großen Musikveranstaltungen auf dem Kontinent, und das musikalische Bedürfnis geht bei ihnen gleich stark durch alle Gesellschaftsklassen. Auf dem Bayreuther Festspielhügel herrscht in den Zwischenpausen die englische Sprache vor, und ich habe dort immer das Gefühl, daß es ihnen tiefernst und feierlich während so einer Aufführung zu Mute ist. Nur sind ihre Wünsche, ihre musikalischen Ansprüche doch meistens ganz undifferenziert. Es ist sozusagen nur Musik im allgemeinen, was sie brauchen, aber dieses große Musikverlangen schlägt niemals eine ganz bestimmte, niemals eine persönliche Richtung ein, und so bereit sie sind, sich dem Ganzen der Musik hinzugeben, so wenig sind sie geneigt, sich in Details einzulassen und sich mit Nuancen abzugeben, durch die doch aber der künstlerische Grad von Vorstellungen eigentlich erst bestimmt wird. Wie liebe große Kinder kommen sie mir oft vor, die mit weit offenen Augen dasitzen, mit Andacht willig und gläubig empfangen, was ihnen geboten wird, und eine Freude haben, in großen Zügen zu genießen. Kritteln ist nicht ihre Art, und der Künstler, der stark auf sie wirkt, verdankt dies niemals irgend einem Detail seiner Leistung, sondern es ist immer der Gesamteindruck, an den sie sich halten. Sie haben dabei eine sehr sichere Empfindung für die Echtheit der künstlerischen Intentionen, und ganz besonders für die innere Beteiligung des Künstlers, für die Intensität, mit der der Künstler selbst dabei ist. Sie fühlen sich offenbar selbst gar nicht als Kunstrichter, sondern einfach als Kunstgenießer. Daher auch ihre Vorliebe für große Namen, die mitunter fast zu einer Überschätzung der großen Namen wird. Sie wollen nämlich sozusagen ganz sicher gehen, sie wollen im voraus eine Garantie für ihren Kunstgenuß, den ihnen nun der Weltruf

eines Künstlers am ehesten zu bieten scheint. Wie ganz anders dagegen unsere Wiener, die zunächst viel kritischer als die Engländer sind, mitunter fast zum Pessimismus geneigt, für die ein großer Name ja gewiß auch einen Reiz, etwas Anlockendes hat, die aber darin noch keineswegs eine Gewähr für ihre Befriedigung sehen, sondern nun erst abwarten wollen, was ihr eigenes Urteil dazu sagen wird. Dieses Wiener Publikum, besonders mein Wiener Publikum, nämlich das, welches sich in unserer Hofoper bei den Aufführungen der Werke Richard Wagners, Mozarts und Beethovens versammelt, ist mit einem geradezu unheimlichen musikalischen Gehör und künstlerischen Verständnis begabt, das es befähigt, Takt für Takt mitzugehen und nicht bloß den ganzen dramatischen Aufbau, sondern auch jeden einzelnen Zug bis ins letzte Ornament geistig aufzunehmen, weshalb es denn auch die Dramen Richard Wagners bis ans Ende mit der gleichen inneren Spannung und seelischen Teilnahme begleiten kann, ohne eine Spur von Ermüdung, ohne irgend ein Nachlassen der geistigen Energie und daher auch ohne irgend ein Bedürfnis nach Strichen, wofür ich meinem Wiener Publikum stets so ganz dankbar bin.

Aber da, eben als ich nun anfing, mich warm zu reden, hielt ich auf einmal unwillkürlich ein, unter dem Druck von Sargents Blick, und ich wurde gewahr, daß er mir schon längst nicht mehr zuhörte, denn er hatte den Stift ergriffen und mich zu zeichnen begonnen. Eine Zeitlang schwiegen wir alle vier. Plötzlich aber saß die Smyth am Klavier und begann leise die Begleitung zu ihrem neuen Chor, dessen Text alle Lebensgier und Lebenstrunkenheit und alle Todesgefaßtheit und Todesverachtung der elisabethanischen Zeit hat, aus der er stammt. Und die Smyth, die sich mit Stolz als ein Abkömm-

ling dieser englischen Renaissance fühlt, fährt mit dem ganzen aufreizenden Rhythmus ihres Wesens in die Tasten und singt mit klirrender Stimme:

Is't not fine to dance and sing
When the bells of death do ring,
Is't not fine to swim in wine
And turn upon the toe
And sing Hey nonny no
When the winds blow
And the seas flow
Hey nonny no!

(Laßt uns bei Tanz und Sang
Zum Todesglockenklang
Schwimmen in Wein,
Schwingen das Bein!
Heynonnyno!
Wenn die Winde blasen
Und die Wogen rasen
Heynonnyno!)

Ethel Smyth.

Noch gar nicht lange ist's her, da sprang Ethel Smyth noch auf den grünen, samtenen Dünen von Sandwich in mehr als fußfreien Gewändern hinter ihren Golfballen her, die sie so meisterhaft durch die Luft zu schleudern vermochte, während sie jetzt in den Straßen von London — Steine wirft. Wie hat sich meine gute Freundin verändert! Ich sehe sie noch vor zwei Jahren am Lido, bis zum Hals eingegraben in dem glühend heißen Sand, durch sein Gewicht jeder Bewegung beraubt;

und da sie also ihre Worte nicht durch Kopfbewegungen bekräftigen konnte, so suchte sie mit Blicken den Eindruck zu verstärken. In ihren Augen blitzt und droht es, sie stimmen zu, sprechen ab, lehnen sich auf, sie schließen sich verächtlich und sperren sich weit auf in Empörung und Unmut; und jeder Muskel ihres Gesichtes tut in dem Aufruhr mit. Das erhitzte, verschwitzte Gesicht ist voll Wut meinem Manne zugewandt, der durch seine radikalen Reden ihre hochkonservative Gesinnung reizt und sich mit Lloyd-George einverstanden erklärt. Dann plötzlich ein Ruck, ein Strecken und Schütteln, nach allen Seiten fliegt der Sand, und die enragierte Hochtory steht im nassen Schwimmkleid drohend und streitlustig da. Eine Zigarette steckt sie sich schnell in den Mund, und als ihr Gegner dem Meere zustrebt, weicht sie nicht von seiner Seite. Und dann fährt da draußen jeden Augenblick aufgeregt ein Arm aus dem Wasser, und mit dem Rauschen des Meeres vermischen sich die Kampfesschreie der gereizten Miß. Aber schon wenige Monate später war ihr Sinn völlig verändert und sie schrieb mir: „Sage Deinem Mann, ich glaube, daß er finden würde, daß ich in mancher Beziehung mich plötzlich zu meinem Vorteil geändert habe. Seine Haut ändert man nicht, aber ich sehe, daß ich fähig wäre, mich leidenschaftlich für soziale Fragen zu interessieren, dessen ich früher unfähig gewesen wäre.“ Und nun werden die Briefe bald immer leidenschaftlicher, mit wachsender Begeisterung nimmt ihr aufrührerisches Gemüt an den Kämpfen der englischen Frauen teil, aber noch findet sie eine milde Form des Ausdrucks: sie explodiert zunächst in Musik, dirigiert in der Zensusnacht in Queens Hall selbst ihre Kompositionen und hält dazwischen aufwiegelnde Reden an die Frauen. Ethel Smyth, der einzige weibliche Doktor

der Musik in England, steht stolz im weißen Doktortalar und empfängt von Mrs. Pankhurst den Ehrentaktstock, den ihr die Suffragettes zum Danke für ihren „March of the Women“ gestiftet haben! Unaufhaltsam geht es nun weiter. Sie begnügt sich nicht mehr, in den Reihen der Kämpferinnen mitzuschreiten, sie dringt kühn an die Spitze vor, befreundet sich mit Mrs. Pankhurst und ergibt sich fanatisch der neuen Sache, mit der ganzen Fülle ihrer menschlichen und geistigen Begabung. „Anna, ich habe nun zwei neue Passionen,“ schreibt sie mir, „erstens bin ich dermaßen in die Frauenfrage vertieft, daß ich darüber ein neuer Mensch sozusagen geworden bin. Durch meine sonderbaren Verbindungen, alle aus persönlicher Neigung und nicht aus gesellschaftlichem Zufall wachsend, kann ich manches tun, was der Sache besser dient, als ins Gefängnis gehen, dennoch weiß ich nicht, ob ich mich werde beherrschen können, wenn die Leute, die ich am meisten liebe, darin sitzen. Und falls die Regierung nicht manches einsieht und klug handelt, wird die Situation gegen Ende Mai sehr schlimm werden. Ich bin stolz, eine Frau und eine Engländerin zu sein, all die Eigenschaften, die ich am meisten bewundere, sehe ich auf allen Seiten, wo diese Leute kämpfen; ich kann's noch, trotz allem, in England aushalten, denn diese Sache hat die Luft erneut. Hier ist endlich Selbstlosigkeit, Ideal, Mut, der richtige Blick für das, was der Mühe wert ist, Geduld, Hitze, Kälte, Fanatismus, staatsmännische Leitung usw. Also, meine Anna, erstens das, und zweitens, daß ich das unerhörte Glück habe, in der Hauptführerin der fechtenden Menge, der berühmten Mrs. Pankhurst, eine Freundin, eine verwandte Seele gefunden zu haben. Sie ist das merkwürdigste Geschöpf, welches ich je gesehen habe, steht absolut einzig da — ein Krater von Leidenschaft — eine stille See

von Besonnenheit, unbändig, doch die verkörperte Selbstbremse — schlau, doch ein Kind — grausam, unerbittlich, doch voll der unwiderstehlichsten Zärtlichkeit, Charme usw. Etwas wie die ‚Pythonesses‘ — ein Mensch von Seherkraft, von Instinkt, von Inspiration — Aussehen zuerst nichts besonderes ... Ich bin furchtbar glücklich, sie gefunden zu haben — und sie, in der kolossalen, selbstgewählten Einsamkeit, die so eine Stellung bedingt, hat mich auch nötig gehabt ... Die Tochter ist ein ‚Darling‘ und die beiden lieben und ergänzen sich. — Daß Mrs. Pankhurst der menschlichste von Menschen ist, brauch' ich Dir nicht zu sagen, sonst würde ich sie nicht lieben. Schlimme Zeiten sind vor uns, Ende Mai wird sie jedenfalls eingesteckt, aber ... darüber verlieren wir nie Worte. Ich habe jetzt eine Unterredung mit einem mir befreundeten Minister, einem sehr begabten Mann, und jede tut ihr Möglichstes, um diesen verblendeten, vom Frauenwesen nichts ahnenden Männern die Augen aufzureißen. Meiner Ansicht nach aber müssen noch schwere Opfer gebracht werden. Anna, was ist das Weib für ein wunderbares Geschöpf! Ich danke Gott, daß ich in diesem Jahrhundert lebe.“ Nun hat sich erfüllt, was sie damals schon ahnte: die gute Ethel hat sich nicht „beherrschen“ können und muß nun selbst „bei den Leuten, die sie am meisten liebt“ sitzen. Wie ich sie kenne, wird's nicht viel nützen, sie einzusperren. Die frische Luft, die geliebten Zigaretten und ihr Hund werden ihr freilich fehlen. Bewegung wird sie sich durch Turnübungen ersetzen, deren sie ja immer noch neue zu erfinden weiß; vielleicht wird sie jetzt im vollen Sinne des Wortes die Wände hinaufkraxeln. Für ihre Genossinnen wird sie neue Kriegsmittel ersinnen und vielleicht auch, was ebenso wichtig und schön wäre, eine neue Oper komponieren. Denn ihre Musik, ihre Seele,

war mein Telegramm aus Buchs im Hotel angekommen und so blieb es mir wenigstens erspart, um Mitternacht zu Fuß in einer wildfremden Stadt mein Hotel aufsuchen zu müssen. Wunderschön war die nächtliche Fahrt den See entlang, auf den die trotz der späten Stunde hellerleuchtete Stadt ihre Lichter warf. Daneben im Kupee jodelten junge Menschen sorglos über das Wasser hin, und ich starrte auf den funkelnden See und lauschte auf das Gejauchze der übermütigen Schweizer Buben, und beides war mir ungewohnt und fremd.

Am nächsten Morgen zog's mich gleich wieder an den See, aber der lag nun düster und dunkel, sich wie ein Meer im Dunst verlierend. Weiße Möwen und kohlschwarze Enten mit hellen Schnäbeln hockten auf dem grauen Wasser und ernst sah alles aus. Vielleicht war's auch, weil ich alles ernst ansah mit meinen auf Ernst eingestellten Augen. Leiser Glokkenklang zog aus der trüben Ferne her, „Horch, mein Kilchberg läutet", dichtete Konrad Ferdinand Meyer. Vielleicht läutete jetzt wirklich sein Kilchberg da drüben über dem See, wo er gelebt und nun vom Leben ausruht. Und sein „Heiliger" und sein „Jürg Jenatsch" fielen mir ein und ich wußte nun, was ich in Zürich lesen würde.

Mein Theater sah ich mir von außen an und dann die Stadt, blieb vor allen Auslagen stehen, wo ich viel Langentbehrtes sah, was ich haben und kaufen wollte. Die Qual der Wahl war so groß, daß ich schließlich gar nichts kaufte und mir einen Haufen Zeitungen nach Hause schleppte, freundliche und feindliche. Und dann saß ich mit diesen „Sekundenzeigern der Weltgeschichte", und der Turmbau zu Babel fiel mir ein.

Rechts Russen, links Franzosen, schräg drüben Italiener. So sah meine Nachbarschaft beim zweiten Frühstück aus. Ich

hoffe, daß ich mich ebenso gut benommen habe wie meine Feinde. Niemand betrachtete und beobachtete den andern neugierig. Es saßen Menschen neben Menschen und schienen alle denselben Gedanken zu haben: sich des Friedens eines Landes würdig zu zeigen, glücklich in ihm leben, ruhen und von aller Feindschaft feiern zu dürfen.

Am Abend vor der Vorstellung fand die erste und einzige Probe statt; sie verschob sich bis neun Uhr, da traf Richard Strauß verspätet erst ein. Alle Mitwirkenden, die Gutheil, Weidemann, Luise Perard, Petzl, Ernst Kraus und ich, wir hatten schon alle einmal irgendwo unter ihm gewirkt, wohin hatte uns seine „Elektra" nicht schon geführt, wie viele schöne Erinnerungen hatten wir seinem Werke zu danken! Wie oft sah ich ihn in aller Herren Länder schon so aus dem Orchester heraufgrüßen und uns zunicken wie alten guten Bekannten, mit denen man sich gern wieder zusammenfindet! Bei der ersten Probe mit einem fremden Orchester ist er leicht ein bißchen nervös und ungeduldig. Seine Tempi sind den Leuten neu, auch mit den Freiheiten seiner Solisten da oben muß er die Musiker erst vertraut machen, muß sie sich wohl erst selbst wieder ins Gedächtnis rufen. Die vorige „Elektra" machte an einer bestimmten Stelle eine Fermate, die vorvorige eilte darüber weg, die heutige singt sie, wie er's komponiert hat. Eine Stelle gibt es in der Klytämnestra, wo plötzlich i c h die Rolle des Dirigenten übernehme und Strauß unten mit erhobenem Taktstock wartet, bis ich meinen hochgeschwungenen Elfenbeinstab wuchtig auf den Boden aufstoße: dies ist der Moment, wo er mit dem Orchester einfällt. Einmal, da dachte Richard Strauß wohl an eine andere Klytämnestra und ging trotz meines noch hocherhobenen Stockes weiter. Im selben Augenblick fiel ihm aber auch seine

Eigenmächtigkeit ein, er sah mich bestürzt und ich ihn vorwurfsvoll an. Das war so komisch, daß wir beide große Lust hatten, hell aufzulachen und schnell voneinander wegsehen mußten. Und so hat jedes von uns seine Willkürlichkeiten, die von Richard Strauß aufs geduldigste akzeptiert werden, aber ihm die Aufgabe des Dirigenten nicht gerade erleichtern. Ich glaube ja nicht, daß uns paar erbgesessene „Elektra"-Sänger noch irgend etwas mit dem Dirigenten Strauß auseinanderbringen kann. Wir stehen im ständigen Kontakt mit ihm, aber in einem Kontakt, den nicht Zeichen und Blicke herstellen. Innerlich erraten wir uns und finden wir uns mit ihm zusammen, und das ist mir gerade in meiner Szene immer ein besonderer Reiz. Ohne weitere Abmachung mit ihm, in blitzschnellem Auf-einander-eingehen wird es immer wieder etwas anderes, etwas Neues, und so kommt es auch, daß er fast jedesmal nach der Vorstellung wieder sagt: „Also Kinder, so wie heute war's noch nie", womit er nicht immer gerade meinen wird, daß wir besser, sondern nur, daß wir wieder anders waren, und er mit uns anders als je war.

Sehr leicht konnten wir unsere Leistungen in das famose Ensemble des Züricher Theaters einfügen, das von Direktor Dr. Alfred Reucker mit außergewöhnlichem künstlerischen Ernst geleitet wird, wobei ihn sein Oberregisseur Hans Rogorsch vortrefflich unterstützt, der auf unsere mannigfachen Wünsche stets in der liebenswürdigsten Weise einging und sie geschickt mit der feststehenden heimischen Inszenierung zu verbinden wußte. Mit diesem Züricher Ensemble spielten wir dann auch in Basel und Bern, und es war uns gleich nach der ersten Probe, als gehörten wir schon lange zusammen.

Ein merkwürdiges Erlebnis hielt mich auf, als ich in Zürich am Abend zur Vorstellung ging. Auf einem großen

Bauplatz nahe dem See sah ich einen Haufen Menschen stehen. Wenige gingen, viele kamen. Still und nachdenklich sahen sie aus. Auch ich blieb stehen. Eine monotone Stimme leierte ein frommes Gedicht herunter, aber die Menschen schienen noch auf was anderes zu warten. Plötzlich tauchte aus der Menschenmenge ein weißgekleideter Mann empor und schien immer größer zu werden, bis er über alle hinwegragte. Er hatte einen Stuhl erklettert und sah unheimlich weiß und lang aus in seinem Leinenanzug, der mir Kälteschauer über die Haut jagte. Und nun begann er in einem amerikanisch-schweizerischen Deutsch den Leuten von Gott zu erzählen und vom Frieden der Menschen auf Erden. Er sprach so schlicht und ergreifend, so eindringlich, und dabei so persönlich, daß jeder glauben konnte, er rede zu ihm allein. Regungslos standen die Menschen auf dem kalten Winterboden, wie in sich verloren, in sich selbst eingekehrt, und ich schämte mich fast, diese Versunkenheit durch mein Weggehen zu stören, aber ich mußte ins Theater. Und dann wurde die Stimme des Amerikaners hinter mir immer schwächer, Worte verstand ich nicht mehr, aber ihr Klang ging mir nach und blieb in mir, als sich mir schon die andere Welt aufgetan hatte und ich in meiner Garderobe saß, das krankhafte Weiß auf den Wangen, die bläulichen Schatten des Lasters unter den Augen, und an der Wand das glänzende, schreiende Kostüm der träumegepeinigten Gattenmörderin.

In Zürich war's ein großer Erfolg, dann in Basel, zuletzt in Bern. In Bern stieg die Begeisterung wohl am höchsten. Die Leute blieben auf ihren Plätzen, als es aus war, so daß ich die Vermutung aussprach, daß sie wohl noch die Erinnyen abwarten wollten. Wir standen unter Blumen und Lorbeeren und Strauß mitten unter uns, vom Publikum be-

jubelt, ins Publikum dankend und uns Künstler immer wieder mit herzlichen Worten nach vorne drängend. „Da ist aber auch Entente dabei", sagte er leise zu mir, und er hatte recht. Der Beifall kam von Freundes- und Feindeshänden! Unter den berühmten Straußschen Disharmonien hatten sie sich harmonisch gefunden, und dieser Erfolg machte unseren Reisemarschall Otto Fürstner so sicher und unternehmend, daß nach der Vorstellung plötzlich die Idee einer „Elektra" in Genf auftauchte. In der Nacht um halb drei Uhr klopfte meine Chrysothemis und Zimmernachbarin Petzl-Perard an meine Tür mit Botschaft von Richard Strauß, ich solle morgen nicht heimreisen, es ginge noch nach Genf weiter. In meiner Verschlafenheit machte mir die Nachricht wenig Eindruck, und wenn die Petzl statt Genf Paris gesagt hätte, hätte ich mir auch nichts Besonderes dabei gedacht. Es wurde aber schließlich doch nichts daraus. Die Gutheil hatte ohnedies beteuert, sie könne das nicht: in sechs Tagen viermal die Elektra! Aber ich redete ihr das aus, denn ich glaube, die kann alles, was sie will! Statt nach Genf zu reisen, machten wir die Stadt Bern unsicher und fanden uns vor Auslagen und in Geschäften immer wieder zusammen. Alles ohne Fleischkarten, Mehlkarten, Fettkarten, Bezugsscheine, einfach für Geld zu haben! Ganz versunken fand ich Ernst Kraus vor so einem Schaufenster. Ich stand schon lange neben ihm und er rührte sich noch immer nicht. Er blieb starr und stumm wie hypnotisiert: Salamiwürste, Schinken, Selchfleisch lagen und hingen da nebeneinander, und für Ernst Kraus versank die Welt. Weidemann erzählte von dem Ankauf einer gewichtigen Speckseite. Gott weiß, ob und wie es ihm gelang, den Argwohn der Schweizer Zollbeamten davon abzulenken. Die Petzl-Perard hatte den Schuhwahn: „Ja, wohin gehen

Sie schon wieder?" – „Ich muß noch drei Paar neue Schuhe abtreten!" und fort war sie.

Über Feldkirch, Bregenz, Lindau-Reutin fuhr ich nach München. Den kleinen Zipfel Österreich zwischen Feldkirch und Bregenz konnte mir alles Entgegenkommen des österreichischen wie des deutschen Konsulats in Bern nicht erlassen und so bestand ich an einem Tag vier Revisionen: in Buchs, wo sie einem alle leibliche und in Feldkirch und Lindau-Reutin, wo sie einem alle geistige Nahrung wegnehmen. Mein glitzerndes Kostüm erregte überall Aufsehen, man sah mich mitleidig an. „Die feldmäßige Ausrüstung wiegt auch nicht mehr", sagte einer, als er das talismanbeschwerte Kleid in den Koffer zurücklegte.

„Dienen, dienen."

(1915)

In Bayreuth war es: mitten in den „Parsifal" hinein fuhr der Krieg und trieb einen Teil des Orchesters noch während der Vorstellung weg, die anderen hielten den dritten Akt noch stand, dann stoben sie auch noch in derselben Nacht nach allen Richtungen auseinander; und ebenso die Fremden. Ein fürchterliches Gedränge bei den Zügen – Engländer, Franzosen rasten in ihren Autos aus der Stadt, es kamen zwei Tage unsäglicher Verwirrung, mit Spionenfurcht, Verdächtigungen, sinnlosen Verhaftungen; mich selbst nahm ein braver kleiner Infanterist übereifrig auf der Straße fest, weil man mich für einen verkleideten Russen hielt und die aufgeregten Menschen kaum mehr in ihrer Wut von mir zurückzuhalten waren. Aber derlei ereignete sich damals jeden

Augenblick, man gewöhnte sich an solche Zwischenfälle. Im Bahnhof ein verzweifeltes Drängen ungeduldiger und geängstigter Menschen, Mauern von herrenlosen Koffern, winselnd ihren Herrn suchende Hunde. Die Züge wurden gestürmt, jeder wollte noch mit, nur fort, heim zu den Seinen. Der Zugverkehr wurde von Stunde zu Stunde unsicherer und als er schließlich ganz stockte und die Bahn nur mehr dem Militär gehörte, da blieb den Leuten nichts übrig, als sich der ruhigen und unerbittlichen Miene der Soldaten zu fügen, die jeden höflich, aber energisch vom Bahnhof zurückwiesen, der nicht einen besonderen Erlaubnisschein vorweisen konnte. Wir versuchten erst gar nicht wegzukommen, wir hatten nichts dagegen, in Bayreuth eingeschlossen zu sein. Und so erlebten wir dort den Anfang des Krieges, und dort begann auch mein Kriegsdienst. Endlose Züge trugen stündlich Militär, Kanonen, Pferde, Kriegsmaterial an die französische Grenze. Fässer mit Limonade und Himbeerwasser, Bottiche mit Kaffee, Tee, Suppe, Körbe voll Brötchen und Würsten standen zur Labung auf den Bahnsteigen bereit, und zurückgebliebene Rheintöchter, Walküren, Nornen und Blumenmädchen liefen mit Studenten und jungen Mädeln die Züge entlang, labten die Krieger, tränkten die Pferde, beluden sich mit ganzen Packen von Feldpostkarten, trösteten die armen Bayern, die aus den Wagen noch immer sehnsüchtig vergeblich nach Bier auslugten und es nicht glauben wollten, daß auch dem Alkohol der Krieg erklärt war. Siegfried Wagner lief mit Zigarrenkisten und Zigarettenschachteln unter dem Arm herum, und wenn der Vorrat ausging, so bettelten sie sich wenigstens ein Autogramm aus, und das Festspielhaus mußte man ihnen auch immer und immer wieder zeigen, das sich drüben in seiner Feierlichkeit vom dunkeln Wald abhob. Unvergeßlich bleibt es mir, wie

damals alle Menschen plötzlich verwandelt schienen: keiner dachte mehr an sich selbst, sie hörten auf, sich selbst wichtig zu sein, und das „Dienen, dienen", das der Meister dem ragenden Haus dort oben verkündet hatte, war nun in allen Herzen lebendig. Und auch in mir klangen sie wie eine heilige Mahnung fort, diese zwei letzten Worte der Kundry, und, ihrer eingedenk, grüßte ich nach einigen Wochen mein liebes Salzburg wieder. An allen Enden und Ecken wartete da meiner die Arbeit, und als dann gar die ersten Verwundeten ankamen, litt es mich nicht, bis ich bei ihnen war, und der Wille zu „dienen" mußte mir den Pflegekurs und das „Diplom" ersetzen.

In der Früh, wenn's noch ganz dunkel ist und der Tag erst ganz heimlich hinter den grauen Felsen der Tennen herüberleuchtet, die gurgelnde Salzach mit mattem rötlichen Schimmer überhauchend, gehe ich zu meinen Soldaten. Ich pflege nämlich nur Soldaten, einfache Soldaten. Luxus können wir uns in unserem Reservespital keinen erlauben, wir müssen uns „ärarisch" bescheiden, müssen überall sparen, sparen, sparen. Wir gehören nicht zum „Roten Kreuz", so sind wir gezwungen, ängstlich hauszuhalten, erfinderisch zu sein und mit guten Einfällen Geldausgaben so viel als möglich zu vermeiden. Es gibt ja dann noch immer Fälle genug, wo es kein Überlegen geben darf, wo vom Augenblick alles abhängt, wo nur mit Geld geholfen werden kann. Wir sind für jedes Packerl Wäsche, für jedes Flascherl Himbeersaft dankbar, das zu uns den Weg findet, wir leben von einem Tag zum andern, und der andere Tag hat uns noch niemals im Stich gelassen.

Ich habe sie wirklich und wahrhaftig gern, meine Soldaten, aber es ist gar nicht so leicht, auch ihre Freundschaft zu ge-

winnen. Sie schauen uns zuerst fast immer ein bißl mißtrauisch an. Was wird so ein blühweißes Frauenzimmer wohl alles mit ihnen anfangen wollen? Es laufen über uns ja schlimme Gerüchte von unheimlichem Reinlichkeitswahn, drohenden Zahn- und Nagelbürsten, unaufhörlichen Waschungen, beständigen Zimmerlüftungen, Vorlesungen beschaulicher Bücher, das alles sollen diese weißen Damen im Schilde führen, schrecklicher als alle bisher erlebten Schrecknisse des Krieges. Nun, ich kann ja auch nicht ganz auf alle diese gefürchteten Dinge verzichten, aber so ganz aus ihren Gewohnheiten will ich meine braven Soldaten doch nicht reißen, und da einigen wir uns dann auf ein beiden Teilen erträgliches Mittelmaß. Das nimmt ihnen dann bald ihre Scheu, sie sehen den gefährlichen weißen Frauen bald sehr vergnügt entgegen, wenn man ins Zimmer tritt, lassen Umschläge, Wickel, Tees, Tropfen ruhig über sich ergehen, strecken einem sogar selbst ihre armen erfrorenen, verschwollenen Füße entgegen, damit man ihnen die gut riechende Salbe darauf schmiere, ja jeder will dann irgendwo, irgendwie ein bißchen gepflegt sein, der spürt ein Kratzen im Hals, der ein Brennen auf der Brust, der ein Stechen im Kopf und wenn man dann ein allzu weiches Herz hat, so wachsen ihre Leiden ins ungeheure. Hie und da liegen unter meinen Soldaten plötzlich auch Einjährig-Freiwillige auf den ungewohnt harten Strohsäcken, sie sind mit ihren gelben Streifen auf den Ärmeln schon illustre Gäste, sind darauf auch oft recht stolz und unnahbar und lehnen dankend ab, wenn bei der Verteilung der Spenden an sie die Reihe kommt. Dauert aber dann ihr Kranksein länger und haben sie erst einmal ihre braven Zimmergenossen kennen gelernt, so gibt sich das, und sie greifen mit demselben Vergnügen nach den Buchteln, Go-

latschen, Zigaretten und was sonst alles die Leute zwischen eins und drei, in der Besuchszeit, von Zimmer zu Zimmer tragen. Ich freue mich sehr, wenn man meine Soldaten beschenkt, aber etwas besorgt bin ich doch auch immer, denn da stehen auf den schwarzen Kopftafeln geheimnisvolle Zahlen und Zeichen, die das spendende Publikum natürlich nicht versteht, und so bekommt der Kranke mit I D. ebenso seine Golatschen wie der mit II D. oder IV D. und das hat dann oft seine traurigen Folgen, denn I D. heißt erste Diät, deutet auf einen empfindlichen Magen, also auf Milch und Suppe, eine vom Kranken meist als recht überflüssig und grausam empfundene Vorschrift und so zuckt er mit keiner Wimper, wenn an ihn die Reihe kommt, greift gierig nach Buchteln und Golatschen und im nächsten Augenblick sind die besten ärztlichen Absichten zerstört. Der Wärter meldet dann wohl bei der Morgenvisite am nächsten Tag, daß der Kranke abermals von Magenbeschwerden oder verwandten Übeln befallen ist und die I D. wird bis auf weiteres verlängert. Ich mache eine möglichst harmlose Miene, aber heimlich werfe ich dem Sünder einen bedeutungsvollen Blick zu und er weiß, daß ich ihm auf seine Golatschen gekommen bin. Aber ich kann den armen Teufeln nicht böse sein, sie wissen, daß ich sie nicht im Stiche lasse und ich habe ihr ganzes Vertrauen. Ich kenne ihre Wunden, ihre Schmerzen, ich weiß, was jeden drunten im Operationszimmer erwartet, ich assistiere meinem Abteilungschef Dr. Richard Heller beim Verbinden, mache Operationen mit und bin immer aufs neue ergriffen von der Selbstdisziplin und Selbstbeherrschung unserer Soldaten. Wird einer bei der Behandlung seiner Wunden gar zu grün im Gesicht und blutleer in den Lippen, so reicht man ihm zur Aufmunterung wohl ein Stamperl Kognak. So sehr

ich alle Empfindsamkeit diesen unabänderlichen Dingen gegenüber scheu unterdrücken lerne, so bringt mich der Anblick eines solchen gequälten Menschen, seine zusammengepreßten Zähne, seine schmerzverkrümmten Hände und Füße, sein schweißbedecktes abgewendetes Gesicht oft doch fast um meine Fassung und es ergreift mich ein solches Mitleid mit dem armen Dulder, daß ich seinen Kopf nur noch fester mit meinen Händen halte, ihn mit aller Kraft an mich presse, um mich in seinen Leiden mit ihm zu vereinigen und ihn fühlen zu lassen, wie sich da ein Mensch mit ganzer Inbrunst in seine Qualen versenkt. Wie dankbar können einen dann die zwei leidenden Augen ansehen und wie glücklich macht das Vertrauen, das dann für immer in ihnen bleibt, solange sie einem aus den schmalen Betten entgegenschauen. Und kein Wort verliert so ein Mensch über das, was er ausgestanden, er prahlt nicht mit seinen Erlebnissen, schweigt über alles, was ihn zum Helden gemacht hat, und schaut ganz erstaunt drein, wenn man ihm nun das Leben ein wenig behaglich machen und ihn ein bißchen verwöhnen möchte. Bringt man einen und den andern manchmal zum Reden, so klingt das dann gar nicht großsprecherisch, ja ganz grauenhafte Sachen werden ruhig und wie selbstverständlich wiedergegeben; sie erzählen mit der Pfeife im Mund, beim Kartenspiel — ihr Blick ist ganz vom Spieleifer erregt, während sie achtlos ihre Erinnerungen wie nebensächliche Bemerkungen dazwischen werfen.

Ich weiß bald von jedem, was ihm nottut, und wenn bei der ärztlichen Visite am Morgen um 8 Uhr der Oberarzt mit seinem ganzen Stab von Freiwilligen, Hilfsärzten, Sanitätsdienern und mit der tragbaren Apotheke die Runde bei den 330 Kranken seiner Abteilung macht, wenn jeder einzelne nach und nach untersucht, befühlt worden ist, so trete

ich hinterher an jedes Bett, verscheuche die unterwürfige Miene, mit der dem Herrn Oberarzt „gehorsamst" die verschiedenen Schmerzen gemeldet worden sind, und sammle nun alle die großen und kleinen Wünsche ab, die nur eine „sentimentale" Frau begreifen und erfüllen kann, und dann wird mein Notizbuch voll mit Anmerkungen oft der sonderbarsten Art, denn diese guten Soldaten halten uns Schwestern für allmächtig. Der eine meint, ich kann seinen Urlaub beschleunigen, der andere erhofft sich durch mich einen „Ausgang", einer will mehr essen, einer möchte neben seinem Landsmann zu liegen kommen, Briefe soll man für sie schreiben, Gesuche machen, Ersparnisse abschicken, Mutter und Braut kommen lassen. Alle wissen schon von unserem Kasten mit warmer Wäsche und alle wissen, daß da ein großes Zimmer irgendwo zur Nähstube umgewandelt ist, wo fleißige erfinderische Frauenhände alte Sachen wie neu zusammenrichten, für Altes Neues zurückgeben und unermüdlich sind, Kriegsschäden wieder gutzumachen.

Man sieht immer etwas aufgeregt einem neuen Verwundetentransport entgegen. Die Ärzte rüsten sich zu übermenschlicher Arbeit, und die Hilfskräfte wissen, daß nun ruhelose Tage kommen. Meist treffen sie in der Nacht ein, werden nur noch rasch in reine Wäsche gesteckt und sinken dann in das langentbehrte wirkliche Bett. Bärtige Gesichter, struppige Köpfe liegen in der Frühe auf dem weißen Kissen, mit dem grellen Rot der Decken gibt die Krankenstube ein lebhaftes Bild. Ob's ganz junge Menschen sind oder ältere Leute, läßt sich auf den ersten Blick kaum erkennen, die üppigen Vollbärte verwischen Jugend und Alter. Überrascht blickt man dann oft in glatte und knabenhafte Gesichter, wenn nach ein paar Tagen der Haarschneider am Werk war. Und über fürchter-

lichen Granatwunden, über zerfleischten, verstümmelten Gliedern blicken unbekümmert heldenfrohe, kampfslustige Augen, und nur die weißen Verbände künden, daß ihr junges Leben bedroht und bereit war, sich hinzugeben. Man hat immer unter all denen, die einen brauchen, noch seine besonderen Schmerzenskinder. Der Krieg hat ihnen seine ganz besonderen Zeichen aufgeprägt, sie für Wochen und Monate ans Bett gefesselt, über einige vielleicht für die ganze Zeit ihres Lebens Siechtum verhängt. Stumpf und ergeben liegen manche, manche mit einem einzigen Fragen in den Augen. Wie soll auch ihre Jugend daran glauben, daß das Schicksal sie auf einmal mit einem einzigen Riesenschritte über die Mitte des Lebens hinweggeführt und sie jung an Jahren zur Gebrechlichkeit und Entsagung des Alters verurteilt hat? Einer liegt da unbeweglich seit drei Monaten. Der Luftdruck einer zerplatzenden Granate preßte ihm Steine in die Ohren, sein Trommelfell ist zerstört, er ist stocktaub, hat völlig die Sprache verloren, Arme und Beine versagen den Dienst, er zittert unaufhörlich, und eigentlich spielt sich sein ganzes Leben nur in diesen Augen ab. Und in diesen Augen zu forschen und erraten, was sie für eine Sekunde mit Helligkeit füllen könnte, ist eine Aufgabe, die mich oft und oft des Tages zu dem Siechen führt. Seine Mutter und seinen Bruder, Bauersleute aus Krain, brachte ich ihm, und als ich ihnen seinen Kopf zugewendet und er sie erkannt hatte, da holte er mühsam seine zitternde Hand unter der Decke hervor, deutete leise mit dem Zeigefinger gegen seine Stirn, um von seinen ewigen Schmerzen zu erzählen, und dann standen die zwei blauen Augen voll Wasser und er wendete den Kopf gegen die Wand. Und die arme Mutter hatte ihm Äpfel aufs Bett gelegt, und der junge Bruder in seiner Bauerntracht eine Pfeife, aber der

Kranke blieb abgewendet, wie im Groll über alles, was da um ihn herum leben und sich bewegen darf. Eines Tages dann brachten wir ihn in ein helles, sonniges Zimmer, und ich fing an, ihn durch Zeichensprache mit Händen und Augen auf alles mögliche aufmerksam zu machen, und ich brachte ihm einen Lehnstuhl und setzte ihn so, daß er den Mönchsberg sehen konnte; und einen heiligen Franziskus, seinen Namensheiligen, stellte ich ihm hin, und Blumen; und ein irdenes Sparschweindl füllte ich vor seinen Augen und bat auch die Besuche, sich dafür zu interessieren. Nun habe ich ihn wirklich diesem entsetzlichen Hinbrüten entrissen. Er wartet schon, daß man ihn in den Lehnstuhl setzt, und er weist mit zittrigem Finger auf seinen geliebten heiligen Franziskus oder hält oft lange die Blumen zwischen den Händen, die man ihm bringt, und betrachtet sie ernsthaft, und wenn ich dann sein Sparschweindl vor seinen Augen schüttle, so kann er wirklich und wahrhaftig lachen und bewegt dazu lebhaft die Lippen, als wollte er mir etwas Wichtiges sagen. Eines Tages ließ ich ihn ausfahren und das machte auf ihn einen starken Eindruck, er erzählte mir in seiner Weise von Bäumen und Bergen, die er gesehen, und alle möglichen Erlebnisse berichtete der Stumme mir, mit zitternden Händen und die Lippen bewegend. Als ich einmal einer Halsentzündung wegen zu Hause bleiben mußte, da fuhr eines Nachmittags plötzlich ein Wagen vor, und drin saß mein taubstummer Freund mit seinem Wärter und deutete mit seinen ungeschickten Händen immer zu meinen Fenstern. Eine gute Frau hatte den Soldaten, wie so oft schon, eine Wagenfahrt gespendet, und als meinen Freund das Los getroffen hatte und er in den Wagen gesetzt wurde, da soll er immer unverständliche Zeichen mit der Hand gemacht haben, bis endlich sein braver Wärter ihn erriet und ihn zu meiner Woh-

nung brachte. Und da saß dann der liebe arme Mensch an meinem Bett und sah mich mit seinen großen blauen Augen unaufhörlich an und seine Hände und Lippen bewegten sich und erzählten und fragten und deuteten und gaben mir zu verstehen, ich sollte doch bald gesund werden und bald wiederkommen.

Heiter bei all ihrem Elend stimmen uns immer wieder zwei blutjunge Burschen. Einer ist ein Slowak, der andere Oberösterreicher. Sie sind Bettnachbarn, liegen seit bald drei Monaten nebeneinander, wurden die besten Freunde, können aber kein Wort miteinander reden. Der eine hatte einen Schuß im Fuß, einen im Arm und einen direkt unter dem Herzen. Die Kugel steckte noch drin, an gefährlicher Stelle, und mußte sich erst senken, bevor sie entfernt werden konnte. Er litt bei der geringsten Bewegung schreckliche Schmerzen und wurde gefüttert und gepflegt wie ein kleines Kind. Seine einzige Freude bestand darin, Russen zu zeichnen, und ich lieferte ihm Papier und farbige Stifte, was seine Phantasie zu unglaublichen Gebilden anregte. Der andere ist ein Bauernsohn aus Oberösterreich. Eines Morgens lag er als „Zuwachs" neben dem Russenzeichner. Ich nannte ihn vom Anfang an das „Zeiserl". Das Gesicht grünlichgelb und ganz durchsichtig, von einem knabenhaft dürftigen Körper, sah er uns mit seinen roten verschwollenen Augen jammervoll an und lag verkümmert und verdreht, denn alles war Schmerz an ihm, alles wund und weh von Rheumatismus. Er war noch nicht im Feld gewesen, hatte nur als Rekrut ein paar Tage Übungen gemacht, und als ihm die zu viel wurden, hatte man ihn in unser Spital getragen. Dann wurde es eine Herzbeutelentzündung mit schwerer Gelenksentzündung. Den behandelte ich wirklich wie ein kleines Kind, schmeichelte

ihm jedes Löfferl Suppe in den Mund, bettete und wickelte ihn und vergaß völlig seines Kriegertums, und daß ja eigentlich das Bündel Elend in die schwere Feldartillerieuniform gehört, die da neben dem Bett hing und seltsam von ihrem Besitzer abstach. Eines Morgens hatten wir das Hoffen aufgegeben, und er wurde versehen. Aber wieder eines Morgens sah er mir so aus, als ob's doch noch vielleicht weiter ginge, und immer wohliger klang nun das „Guat", wenn ich ihn fragte, wie's ginge. Und als dann das Zeiserl ohne Schmerzen war, begann seine Freundschaft mit dem Nachbar. Nie habe ich sie zusammen reden gehört – nur die Köpfe steckten sie oft zusammen, besahen sich Bilder und Zeitungen und kicherten dabei leise. Und was der eine wollte, wollte der andere auch. Bekam einer Wein, so schielte gleich auch der andere danach, mochte der eine etwas nicht, so lehnte auch der andere ab. Und als dem einen endlich die Kugel entfernt werden konnte, blieb der andere ganz mißmutig, wie beleidigt, in seinem Bett zurück und lag nachher gerade so wie der andere mit geschlossenen Augen und erschöpft wie nach schwerer Narkose. Dann gingen sie eines Nachmittags das erstemal zusammen spazieren, ganz langsam auf den Stock gestützt, und sie redeten kein Wort, sahen sich nur manchmal an und kicherten. Aber das Zeiserl ist nun wieder grün und durchsichtig geworden und muß dem Kameraden traurig nachsehen, wenn er ausgeht. Seine Füße sind wieder geschwollen, sein Herz tickt wie eine Miniaturuhr und er liegt wieder verdreht und verzerrt in seinem Bett. Und auf einmal wird sein Freund in neuer Lebensfrische von ihm gehen, und wohin wird wohl das Zeiserl fliegen?

Nicht alle, die das Spital verlassen, können unseren Abschiedsblick erwidern. Manche geleitet ein Zug Soldaten

dahin, wo die Ehrenstätte für sie bereitsteht, wo sich jetzt schon ein frischer Hügel neben dem andern wölbt. Meistens weiß man es lange vorher, daß alles menschliche Wissen und Können da nichts mehr vermögen wird. Und so sitzen dann eines Tages die Angehörigen, die man verständigt hat, um das Bett, meistens für alle Fälle in Trauerkleidern, und so sitzen sie stundenlang schwarz und düster und sehen stumpf und klaglos dem Letzten entgegen.

Sein neugebornes Kind brachte einem Sterbenden unlängst die junge Mutter, und als sie ihm das weiße Bündel hinhielt, und als der welke Mund des Scheidenden zum ersten- und letztenmal sein Fleisch und Blut küßte, da kehrten sich die Verwundeten in ihren Betten scheu und leise ab und überließen Tod und Leben ungestört ihrer Begegnung . . .

Große Kinder sind sie, diese Soldaten. Selbst die schon ganz Gesunden machen ein paar Tropfen Himbeersaft, ein Löffel Eingesottenes aufs Brot selig, Pfeifen erregen geradezu Begeisterung, Tabak und Zigaretten sind jederzeit ersehnt, und wenn es daran fehlt, so können sie ganz einsilbig und bedrückt in ihren Betten liegen oder an den langen Tischen sitzen und bekümmert vor sich hinstarren. Und Musik haben sie gern. Die Großherzogin von Toskana, die mit ihren Töchtern unsere Soldaten oft besucht und beschenkt, hat ihnen in ihrer Herzensgüte unter anderem auch ein „Werkl" gespendet. Wenn ich nun am Abend manchmal ein wenig Zeit übrig habe, so wandere ich mit dem hübschen kleinen Kasten von Zimmer zu Zimmer, stelle ihn dort auf den Tisch, und im Nu ist alles, was sich nur halbwegs rühren kann, aus den Betten heraus. Dicht ums Werkl herum drängen sich die Krieger und schauen neugierig in den Kasten hinein, als ob sie auch noch mit den Augen hören wollten. Hie und da nur

werfen sie einen besorgten Blick auf die Schwester Anna, ob sie ihnen nicht vielleicht die Musik schon wieder davontragen will. Da ziehe ich dann das Werkl tüchtig auf und überlasse es ihnen für einige Zeit. Komme ich dann wieder, so finde ich meine braven Soldaten sicher noch immer in gleicher Spannung ums Werkl gelagert und jeder will nur noch einmal sein Lieblingsstückl hören. Jedem muß ich für den nächsten Tag wieder ein Konzert versprechen und jeder möchte so ein Werkl gern in den Schützengraben mithaben. Und der Tod lauert irgendwo in einer Ecke, Wunden und Schmerzen quälen, Siechtum bedroht junges Leben und mitten hinein spielt das liebe Werkl ein Stückl nach dem andern, lustig mischt sich ein helles Klingen in die dunklen Töne des Lebens, und so trag ich die Freude mit ihm von Zimmer zu Zimmer und bin fröhlich mit dem kleinen Freudenspender bei aller Not, denn auch durch Fröhlichkeit kann man „dienen, dienen".

Hacin.

(1916)

Unser Hacin ist fort, der arme junge Slowene, der gleich im Anfang des Krieges durch eine neben ihm zerplatzende Granate verwundet wurde, seither taubstumm und fast völlig gelähmt in unserem Spital lag und, als ich dann in meinem Weihnachtsaufsatz „Dienen, dienen" von ihm erzählte, so viel tatkräftige Teilnahme fand, daß aus seinem „Sparschweindl" mit der Zeit ein Sparkassebuch wurde. In seinen Bilderbüchern zeigte er uns immer, was er sich jetzt schon alles dafür kaufen könnte: Ziegen und Schafe waren es zuerst, dann wurde es ein Schweindl; deuteten wir aber auf eine

Kuh, so schüttelte er mit lustigem Bedauern den Kopf und gab uns mit seinen armen mageren Fingern der linken Hand den Preis an, der die vorhandenen Mittel doch noch weit überstieg, so reichlich er auch von allen Seiten, besonders vom Bürgermeister von Laibach, dessen Landeskind er ist, bedacht worden war. Dieser arme liebe Kerl ist nun weg. Wir trauern alle um ihn, obwohl wir alle es ihm wünschten. Oberstabsarzt Haberer hat ihn eines Tages selbst nach Innsbruck geholt und dort in die Nervenklinik des Professors Meyer gebracht. Ich habe ihn dort vor einigen Tagen besucht und so schwer ich ihn misse, so froh bin ich, ihn in so bewährten Händen zu wissen.

Das Zimmer, in dem er bei uns lag, war allmählich der Mittelpunkt unserer ganzen Tätigkeit geworden, und wer von mir oder meiner lieben Mitschwester Meta (Frau Nossal) etwas wollte, suchte uns vor allem in Hacins Zimmer. Nie gingen wir an Nummer 53 vorüber, ohne schnell einen Blick nach ihm zu werfen oder ihm irgend eine Kleinigkeit zu bringen, ihm die Pölster zu richten, ihn in seiner Beschäftigung anzueifern, ihm ein Bild zu zeigen, oder irgend eine kleine Unterhaltung mit ihm zu veranstalten. Er war unser Stolz und unsere Freude, denn was er geworden war, war auch ein wenig unser Werk, das Werk aller, die sich mit uns in Liebe um den armen, hart Getroffenen gemüht hatten.

Teilnahmslos für die Außenwelt, schmerzgequält, zur Hilflosigkeit des Kindes zurückgekehrt, lag er noch vor einigen Monaten da. Man konnte nichts für ihn tun, ihm nicht helfen, ihn nicht trösten, nur den Tod konnte man ihm wünschen. Aber die Fußwunde heilte und die Schmerzen im Kopf, die er mit zitternden Fingern andeutete, schienen nachzulassen und nun lag er dann Tag um Tag in unheimlicher Ruhe, gegen

die Wand gekehrt, schlug nur, wenn man sich dicht über ihn beugte, die Augen auf und sah einen in stumpfer Verzweiflung fast abweisend an. „Kako se imate?“ schrien die Ärzte bei der Visite in seine Ohren, aber er rührte sich nicht oder sah nur verständnislos auf die Leute, die um sein Bett standen. Seine Mutter und sein Bruder kamen, aber er sah sie kaum an, als schämte er sich seines Elends und barg den Kopf ins Kissen.

Wie nach dem Funken in der Asche, so durchforschte ich sein scheinbar erloschenes Wesen, und als mir dann da und dort doch kleine, winzige Lebensflämmchen entgegenschlugen, da trat es wie ein heiliges Gebot an mich heran, diesen schwer Getroffenen wieder dem Leben und dem Lichte zuzuwenden, alles zu tun, um seine Jugend vor entsetzlichem Siechtum zu retten. Und es gelang mir nach heißem Mühen wirklich, in diese trostlose Verschlossenheit zu dringen, ihn seinem dumpfen Hinbrüten zu entreißen, ihn zu wecken und die stille, furchtbare Verzweiflung von ihm zu nehmen. Die unsäglich traurigen Augen blickten mich endlich verstehend an, sahen immer öfters mit einem heimlichen, dringenden Fragen, mit einem scheuen Hoffen auf mich, und meine Augen hörten nicht auf zu bitten und antworteten, versprachen und trösteten, mein Wille bemächtigte sich mit aller Macht des seinen und gab nicht nach und zwang ihn, leben zu wollen, wieder zu hoffen und dem Schicksal zu trotzen. Als ich dann aber nach Wien mußte und eine Zeitlang dem Spital fern blieb, fand ich ihn bei meiner Rückkehr wieder in die alte Teilnahmslosigkeit und Apathie zurückgesunken, und als ich mich über ihn beugte und mich bemerkbar machte, da sah er mich wieder gleichgültig an, schien alles vergessen zu haben und es war kaum anders als damals, da ich ihn zum erstenmal erblickt hatte.

Da galt es rasch handeln, um zurückzugewinnen, was ich schon erreicht hatte. Ich suchte unter den zwanzig Zimmern meiner Abteilung das hellste, sonnigste aus, und dorthin brachte ich ihn, und dort sollte er mir aufs neue erwachen, dort fand er auch liebe Zimmergenossen, und ich werde es diesen paar jungen Menschen nie vergessen und ihnen immer dankbar bleiben für alle liebevolle Mühe und Hilfe, die ich bei ihnen für ihren unglücklichen Kameraden gefunden habe. Konnte ich nicht bei ihm sein, ich hatte ja noch viele andere Kranke zu pflegen, so vertraute ich mein Schmerzenskind seinen Genossen an. Ich wollte vor allem, daß er daran verhindert werde, wieder in seinen alten Dämmerzustand zu versinken. Reden konnte man ja nicht mit ihm, da er stumm und taub war, aber man konnte ihm doch durch hundert Kleinigkeiten zu verstehen geben, daß er nicht unbemerkt und verlassen war. In aller Frühe begann das schon. Da kam ich noch vor der Visite schnell auf einen Sprung in sein Zimmer, weckte ihn mit einem sanften Rüttler aus der letzten morgendlichen Verschlafenheit und verständigte mich mit ihm über sein Befinden. In der ersten Zeit sah er mich immer wieder verständnislos an, war sehr geneigt, wieder die Augen zuzumachen und in seinen Halbschlaf zu versinken. Das aber ließ ich nicht zu und begann mit allen möglichen Zeichen nach seinem Ergehen zu fragen. Es machte ihm sichtlich Mühe, darauf einzugehen, aber ich gab nicht nach, zwang ihn, mich fest anzusehen, und das waren unsere ersten wortlosen Sprachübungen. Er wußte bald, was ich fragte, ich wußte bald, was er sagte. Sein Gesicht wurde allmählich so beweglich, so ausdrucksvoll, daß er mir trotz seiner Stummheit ganz komplizierte Dinge mitteilen konnte. Und ebenso gelang es mir, mich ihm ver-

ständlich zu machen, und allmählich führten wir schon eine ganz rege Konversation.

Kam ich dann mit der Visite an seinem Bett vorüber, so konnte ich dem Arzt schon über sein Befinden berichten und ersparte so beiden Teilen die etwas schwierigen Verhandlungen. Man dachte ja nicht immer an seine völlige Taubheit und stellte Fragen, die er weder verstand, noch beantworten konnte. Mit großem Stolze berichtete ich anfänglich all die kleinen Fortschritte, die ich ihm täglich abrang, aber ich konnte die Ärzte doch nicht recht überzeugen, und mehr als einmal wurden über den armen, hilflosen, ahnungslosen Menschen die fürchterlichen Worte ausgesprochen: „Der vertrottelt halt!" Aber ich wollte nicht daran glauben, ich hatte doch meine täglichen kleinen Erlebnisse mit ihm, ich sah doch täglich und stündlich das langsame Erwachen dieser armen, erschreckten Seele und sah, wie er Schritt für Schritt aus seiner Dunkelheit heraustrat. Nein, ich ließ mich nicht irremachen und hielt mit aller Macht fest, was ich einmal gewonnen hatte. Nach der Visite widmete ich mich immer zuerst ihm. Wenn ich da an sein Bett trat, wußte er bald schon, was das bedeute, und er kam mir zu Hilfe, soweit es in seiner Macht stand. Ich beugte mich zu ihm herab, er legte den linken Arm, das einzige, was er bewegen konnte, um meinen Hals, und so trug ich ihn, halb vom Wärter unterstützt, in einen Lehnstuhl, den ich dann ans Fenster rückte. Das erste war dann immer, daß er mit den Augen in die Richtung deutete, wo ich wohne, ich hatte ihm das einmal gesagt und er hatte es sich gut gemerkt. War's draußen recht klar und sonnig, so konnte er mit regungslosem Blick unendlich traurig und sehnsüchtig hinaussehen, verlangte aber nach kurzer Zeit in sein Bett zurück, so sehr sich die Kameraden mühten, ihn auf alles aufmerksam zu

machen, was auf der Straße vorging, und ihn zu zerstreuen. Ich hatte ihm inzwischen sein Bett gerichtet, eine Rückenlehne aufgestellt, frottierte ihn nun mit Franzbranntwein, und dann lag er wieder mit sichtlichem Behagen in seinem Bette und begann nun sein Tagewerk. Er durfte nicht müßig sein. In der ersten Zeit brachte ich ihm ganz primitive farbige Bausteine, zeigte ihm, wie man Bilder daraus formt, er begriff es bald und setzte mit den halbgelähmten Fingern der linken Hand die Würfel zusammen. Ich kam immer wieder, um nach ihm zu sehen, und seine Kameraden halfen ihm und spornten ihn an und waren mit mir glücklich, wenn er dann auch unbeachtet die Arbeit fortsetzte. Wie rührend waren diese Menschen in ihrer Sorge um mein Schmerzenskind! Jeder gab sich mit ihm in besonderer Art ab und jeder war stolz, wenn er ihm ein Lächeln abringen konnte. Was wurde um dieses Lächelns willen nicht alles herbeigeschleppt! Zuerst ein kleiner heiliger Franziskus, den er auf sein Bettischl bekam. Dann brachte ihm unsere geliebte Großherzogin von Toskana, diese gütige, verstehende Frau, einen Rosenkranz und Muttergottesmedaillen; da bat mich sein Blick flehend, sie um den Hals zu hängen. Und nun verging kein Tag ohne kleine Überraschungen für ihn. Wie zu Weihnachten sah's bald um ihn herum aus. Bilder, Blumen, Tassen mit der Inschrift „Franz", Tabatièren, kleine Spiele, Äpfel und Orangen gab's, unsere liebe Gehilfin Frieda Jung hatte ihm sogar eine Uhr mit leuchtenden Ziffern gebracht, und mit den beiden Kaisern auf dem Deckel. Bei allem, was man ihm gab, deutete er immer zuerst mit den Fingern gegen seine Brust und sah dabei fragend und erstaunt auf. War er endlich gewiß, daß die Gabe wirklich ihm gehören sollte, so sah er ganz glücklich und dankbar drein und seine linke Hand

tastete unsicher nach der Hand des Spenders. Schön und schlank waren seine Hände, weiß und durchsichtig. Ganz weich und zärtlich konnte er über Blumen hintasten und sie umfassen und befühlen. Wie sprechend und lebhaft waren seine Augen, zu welchem Ausdruck konnte sich sein Blick steigern, wenn er etwas sagen wollte, was ihm besonders am Herzen lag. Sein Mund zuckte nur leise mit und verzog sich und formte sich wie zum Reden oder zu einem mühsamen Lächeln, und preßte sich zusammen, wenn der Arme Schmerzen litt. Ich elektrisierte ihn auch. Das hatte er sehr gern, und er wollte den Strom immer noch stärker haben. Dabei standen die Kameraden alle um sein Bett, und wenn ich fertig war, so bettelten seine Augen so dringend und sein Finger deutete so bestimmt auf einen der Umstehenden, daß dann jedesmal ein allgemeines Elektrisieren anging, wobei Franz Hacin mit gespanntester Aufmerksamkeit zusah und mich mit lebhaften Blicken und krampfhaft gespreizten Fingern förmlich antrieb, die Kameraden recht stark zu elektrisieren. Die hatten wieder an seinem Vergnügen Freude, sprangen, drehten und wanden sich, und wir spielten ihm fast jeden Tag eine kleine Komödie mit dem abgestellten Apparat vor. Wie halfen sie alle so gern mit, den Armen aufzuheitern! Da war besonders einer, der ihn und uns alle beständig zum Lachen brachte. Den Kasperl nannten wir ihn, Karl Rieder hieß er, seine Arme und Beine schlenkerten wie lose an seinem Körper, er schlürfte schlampert und schlottrig in seinen Pantoffeln herum, hatte ein Gesicht wie ein Clown, die Nase aufgestülpt, die Mundwinkel in die Höhe gezogen. Er war Tiroler, und wenn er redete, tat einem die Kehle weh, so drückte und knödelte er die Worte heraus. Ein Bauernknecht war's und hatte außer einer Schußwunde auch die Ruhr hinter sich. Wie

mühte sich dieser einfache, ungebildete und doch so herzensgute Mensch um Hacin, wie verstand er in seiner Herzenseinfalt, worauf es mir ankam, und wie betreute und belustigte er nach allen seinen Kräften den Kranken, der ihm von seinem Bette aus aufmerksam zusah. Und Kasperl wußte das und führte ihm zulieb einen wahren Zirkus im Zimmer auf, bis sich alle vor Lachen wanden und schließlich auch der Hacin mitlachte. Unser liebes, närrisches Kasperl! Und doch war er eigentlich ein ganz ernster Mensch, nahm das Leben gar nicht leicht und lag oft versonnen und tief nachdenklich in seinem Bett, bohrte den Kopf in die Kissen und blieb regungslos, wenn man ihn anrief. Aber da sich sein Kopfkissen immer in der Mitte des Bettes befand und infolgedessen seine Füße in der Mitte des Zimmers, so konnte man doch wieder nur lachen und lachte auch selbst dann noch, als man allmählich sein Mißgeschick erfuhr. Er sollte Vater werden, war erst zwanzig und sie achtzehn Jahre. „Ich half, so gut ich konnt'", wie Mime sagt, und als er uns dann verlassen hatte, gab es noch rührende Briefe, die mit „ehrengeachtete, hochwürdige Schwester" anfingen . . .

Das Elektrisieren, Massieren und Turnen tat Hacin sehr gut und er wurde von Tag zu Tag selbständiger, zündete sich schon allein seine Zigaretten an, aß allein, hielt allein Bilder, Zeitungen und machte fast ohne Hilfe Perlenketten, die er in den Farben selbst zusammenstellte. Ich lehrte ihn nicht die Handgriffe, sondern ließ ihn selbst auf alles kommen. Er klemmte zum Beispiel die Nadel zwischen die Finger der lahmen rechten Hand und steckte auf diese nun eine Perle nach der anderen, nahm wohl auch die Lippen und das Kinn zu Hilfe, aber es kam doch das heraus, was gewollt war. Er hatte auch slowenische Freunde gefunden, und als er geistig

von Tag zu Tag frischer wurde, da konnte er bald recht gut verstehen, was die ihm aufschrieben, und da schien es mir nun auch an der Zeit, von ihm ernstere Dinge zu verlangen, ich brachte ihm ein Heft mit vorgezeichneten Buchstaben und Worten und da saß er nun stundenlang über seiner Aufgabe und wenn ich kam, zeigte er mir aufgeregt, wie er schon mit seiner linken Hand schreiben konnte. Eine Zeile lang waren immer die gleichen Worte zu schreiben. Mitten hinein war ihm aber auf einmal die Sestra Anna oder Sestra Meta eingefallen und an denen setzte er dann seine Schreibversuche fort. Daß er auch ein gutes Gedächtnis hatte, sah ich eines Tages, als er mitten hinein Sestra Nina schrieb und ein Fragezeichen dazu setzte. Das ist Gräfin Blankenstein, die ihn mit mir in der ersten Zeit betreute und die er freudig begrüßte, als sie dann einmal wieder an sein Bett kam. Er war also ganz bei Sinnen und vertrottelte durchaus nicht. In dieser Zuversicht ließ ich mich nicht beirren und wurde noch darin bestärkt, als einmal Professor Alfred Roller uns besuchte, der natürlich auch gleich zu meinem Schützling mußte. Ich ließ ihn eine Weile mit ihm allein und als ich wiederkam, fand ich die beiden ganz in die Arbeit vertieft. Rollers pädagogisches Genie hatte sich gleich auf diesen Fall gestürzt, Hacin schrieb und zeichnete, Roller verbesserte, und die Kameraden standen herum und schauten verwundert auf den schwarzen, großen, ernsten Mann und merkten zuerst gar nicht, daß er einen von ihnen gerade in Arbeit hatte und ihn abzeichnete. Das Gesicht ist mir unvergeßlich, das dieser daraufhin machte, um „schön" zu werden. Aber Roller hatte ihn schon gesehen, wie er wirklich war, und schenkte ihm nichts. Einer nach dem andern schlich sich nun davon und auf einmal waren alle Rasiermesser in Tätigkeit. Aber nur mehr Hacin kam dran.

Ganz unglücklich sah er mich an, als er dann sein Porträt in der Hand hielt. Der Bart, der Bart! Er wischte immer wieder über's Bild hin — so gefiel er sich nicht! Roller kam auch am nächsten Tag und bekam viele Aufträge, alle wollten von ihm verewigt sein, aber Roller beschäftigte sich nur mit meinem gelehrigen Hacin, der mit den farbigen Stiften, die ihm sein Meister gebracht, ganze Seiten vollmalte und vollschrieb und jetzt auch den ersten Brief an seine Mutter verfaßte. Von nun an konnte man sich recht gut mit ihm schriftlich verständigen, natürlich slowenisch, was aber auch zur Not mit Hilfe eines Wörterbuches gelang. Aber zwischen mir und ihm blieb es bei der gewohnten Sprache; ich hatte bisher alle Leiden und Freuden nur aus seinen lieben, warmen, blauen Augen und aus seinen ausdrucksvollen Händen erfahren, und so hielt ich es weiter und wir hatten beide eine solche Übung darin, daß kaum je ein Mißverständnis vorkam. Hacin saß nun schon beim Tisch und spielte Domino mit seinen Kameraden oder mit einer seiner Freundinnen, dem Fräulein Petershofer oder der Frieda Jung; die wollten ihn recht vergnügt sehen und ließen ihn unaufhörlich gewinnen, was er aber ganz gut bemerkte. Doch das Liebste waren ihm Bücher. Eine gute Frau in Laibach hatte ihm Tiergeschichten geschickt und von denen konnte er sich oft stundenlang nicht trennen. Da saß er, eingewickelt, in seinem Lehnstuhl und sah nichts, was um ihn vorging. Vor ihm stand oft ein mächtiges Grammophon, aber er war so taub, daß er nicht einmal aufsah, wenn die Musik begann und ihm fast in die Ohren spielte. Bevor ich am Abend fortging, saß ich noch immer ein bißl bei ihm auf dem Bett, richtete ihm alles, bettete ihn bequem, hielt dann seine Hände in den meinen und ließ ihn so recht fühlen, daß er nicht verlassen sei. Das

war immer wie ein kleines Abendgebet, das ich mit ihm betete, und ich weiß auch, daß er es so auffaßte, denn wenn er es mit der Schwester Meta auch eben noch so lustig getrieben hatte, so wurde dann, ehe wir gingen, sein Gesicht tief ernst, seine Hand streckte sich mir entgegen, und was in ihm Gutes war, das drängte sich in seine Augen und strömte durch seine Hand zu mir herüber. Und dann sah er mir mit einem ernsten Blick nach und hob noch einmal leise die Hand, wenn ich von der Tür zu ihm hinsah.

Herzergreifend war sein Abschied, ich werde nie diese furchtbare Verzweiflung vergessen, die seinen armseligen Körper schüttelte, als er verstanden hatte, daß er weg mußte. Nach acht Tagen besuchte ich ihn in Innsbruck, im klinischen Reservespital des Professors Meyer. Schön ist's da, licht und rein, Klosterschwestern pflegen die Kranken, und man weiß dort gern die aufgehoben, um die man sich sorgt. Still und versonnen lag Hacin in seinem weißen Bette, als ich ins Zimmer trat. Ich machte mich mit dem bekannten kleinen Rüttler bemerkbar. Hacin sah auf, erblickte mich, aber nichts ging in seinem Gesicht vor, er wendete sich nur mit einem leisen Seufzer zur Seite und schloß wie zum Schlafen die Augen. Noch einmal rüttelte ich ihn und noch einmal sah er auf und noch einmal schloß er die Augen. Er konnte offenbar mein Hiersein nicht fassen, meinte, er träume es nur, und wollte weiter träumen. Da schrieb ich auf ein Blatt Papier in slowenischer Sprache „Schwester Anna ist da", und nun begriff er. Jeder Muskel seines Gesichtes begann zu arbeiten, seine Augen weiteten sich und führten eine überschwengliche Sprache, seine Hand griff zitternd nach der meinen und streichelte sie und drückte sie und umklammerte sie unter nervösem Beben und Zittern.

Immer wieder mußte ich ihm dann sagen, daß ich wirklich seinetwegen gekommen sei. Er konnte es nicht glauben. Als er ruhiger wurde, erzählte ich ihm in unserer Weise von seinen Kameraden, von der Schwester Meta und wie wir alle um ihn trauern. Aber ich sagte ihm auch, wie glücklich wir sind, ihn hier zu wissen, wo alles geschehen werde, um ihn gesund zu machen, und er mußte mir versprechen, nicht unvernünftig zu sein und auch die lieb zu haben, die hier nur sein Bestes wollen.

Um ihn herum lagen lauter blutjunge Menschen, die teilweise oder ganz gelähmt waren, einer hatte auch, wie Hacin, die Stimme verloren. Ich befreundete mich bald mit ihnen und bekam auch heraus, womit man ihnen die Zeit ein wenig kürzen könne. Ich fand in einem Spielwarengeschäft allerlei Zusammenlegspiele, brachte sie ihnen mit und bald waren sie eifrig an der Arbeit und bekamen über den verzwickten Puzzles heiße Köpfe. Meinem Hacin hatte ich seine geliebte Uhr gebracht, Bücher und Zeitungen und auch ein kleines slowenisch-deutsches Lexikon. In das vertiefte er sich so sehr, daß er scheinbar ganz auf mich vergaß. Ich berührte ihn leise, als ich gehen mußte. Aber er sah kaum auf, faßte nur meine Hand und es war, als ob er mich zurückhalten und mir noch etwas sagen wollte. Endlich sah er auf und deutete mit einem ernsten Blick auf ein Wort im Lexikon. Ich beugte mich herab und las „Gut" und fühlte zugleich, wie seine schmale bebende Hand leise schüchtern meine Wange streichelte. Dann wendete er die Blätter um und wies abermals auf ein Wort und das hieß „Mutter". Und dabei legte er seinen Arm um meinen Hals und küßte mich dann zärtlich auf die Wange. So einfach war das und so selbstverständlich, und die Kranken in ihren Betten wunderten sich nicht; einige lachten nur ver-

gnügt, andere aber sahen still und ernst vor sich hin und da und dort wurde ein Sacktüchl hervorgezogen.

Und nun korrespondieren ich und Hacin zusammen. Eine Slowenin, auch eine seiner Freundinnen in Salzburg, übersetzt mir seine Briefe und die meinen an ihn. Er mußte mir versprechen, oft zu schreiben und so eine Art Tagebuch zu führen, dabei bleibt sein Geist rege und die Zeit vergeht schneller. Lange Briefe bekomme ich von ihm und die Schrift wird immer besser und geübter.

Und nun will ich denn meinem Schmerzenskind, mit dem mich der Krieg gesegnet hat, das letzte Wort lassen. Es schreibt mir: „Meine sehr geliebte Schwester Anna! Im Anfang meines Schreibens grüße ich Sie, auch in der Tiefe meines Herzens, denn so liebe ich Sie, Schwester Anna! Ja, ich habe Sie gern, denn Sie sind so einzig gut. Sie haben mir so viele Sachen mitgebracht, ich werde auch nie jemand so gern haben wie Schwester Anna! Schwester Anna, ich bin so froh! Seit Sie bei mir waren, bin ich immer lustig. O Anna, ich kann es nicht sagen, wie froh ich bin. Wenn ich es bedenke, wie viel haben Sie mir geholfen, und was wäre aus mir ohne Euch geworden? Schwester Anna, darum wird Sie auch Gott segnen, denn ich kann nur danken und bin glücklich, daß Sie zu mir gekommen sind. Ich bin ja lustig, überhaupt, wenn ich die Karten von Ihnen heraussuche, dann bin ich froh, Schwester Anna. Schwester Meta geht mir auch ab! Wie viel habe ich ihretwegen gelacht, wenn sie mich bei der Nase gezogen hat und ich ihr mit dem Finger drohte: Metka, Metka, Metka! Schwester Anna, wie oft hat sie auf Euch gezeigt, ob ich ihr Euer Bild schenke, und das hätte ich doch nie getan. Ein Soldat war da, der auch im Salzburger Spital war. Er kennt Euch, ich habe ihm Euer Bild gezeigt

und gesagt, das ist meine Mutter, ja, das habe ich gesagt, denn Ihr seid so gut wie eine Mutter, ich habe Sie lieber als meine eigene Mutter, ich werde Sie nie vergessen, so lange ich lebe. Ich grüße die Schwester Meta, die mich gestreichelt, und die Schwester Frieda, die mir die Uhr geschenkt. Aber am meisten grüße ich Euch, Schwester Anna von ganzer Seele. Mit Gott! Schicken Sie Kuverts. Gruß und Kuß von Hacin."

Weihnachten unserer Verwundeten.

(1914)

In aller Früh schon begann's auf den langen Gängen der Realschule, auf den Stiegen und in der Nähstube zu rascheln und zu rumoren. Packerln und wieder Packerln, Lebkuchen, Stritzeln, Wein, Bier, nützliche Dinge, wie Wäsche und Wollsachen, Luxusgegenstände, Briefpapier, Seife, Messer, Pfeifen, ganze Berge richteten sich auf und dazwischen fragende, rufende, suchende Frauen, Mädchen, Kinder, Studenten.

Jeder war für sein ihm zugewiesenes Zimmer besorgt, jeder hatte sich in irgend einer Ecke etwas versteckt, um es nur ja nicht zu verlieren, jeder meinte, er müsse es noch schöner machen als die anderen, jeder lauerte auf den andern und zählte dessen Packerln und Stritzeln und lief dann lieber noch schnell davon, um Fehlendes zu holen, als hinter den andern zurückzustehen.

Wir hatten für jedes Zimmer seinen besonderen Spender. Das war nach und nach so gekommen. Zuerst waren wir fast besorgt, daß wir unseren 360 Soldaten am Ende nur ein

kümmerliches Weihnachtspinkerl würden geben können, dann aber meldeten sich immer wieder neue Leute, die alle ein Zimmer übernehmen und beschenken und dort ein Christbäuml aufstellen wollten, und dann steckten wir mit einem Male bis über die Ohren im Reichtum und konnten völlig beruhigt sein.

Ein lieber kleiner Jungwald wuchs in den Gängen heran und junge Menschenhände regten sich emsig, Studenten, Mädchen und Kinder bereiteten mit glühenden Wangen und glänzenden Augen unseren braven Verwundeten ihr Christkindl, sahen uns Schwestern neugierig nach, wenn wir mit Wickeln und Flascheln und Polstern zu unseren Kranken gingen, und spähten durch den Türspalt, um etwas von drinnen zu erhaschen, und dort wieder reckten sich Köpfe aus den Betten und lachten vergnügt, wenn sie ein Stückl vom Weihnachtsmarkt da draußen entdeckten. Mit lustigem Zanken verjagte man immer wieder allzu neugierige Soldaten in ihre Zimmer. Überall ein fröhliches, seliges Geben, in jedem Herzen der gleiche Wunsch, Freude zu bringen und mit Liebe zu lindern und zu lohnen, wo die rauhe, grausame Kriegshand Wunden geschlagen.

Bunter und bunter wurde der kleine Wald; farbige Ketten und Kerzen, Äpfel, Nüsse, Orangen, Süßigkeiten bogen die kleinen Äste und drinnen im Nähzimmer wurde gezählt, geteilt und gewogen: keiner durfte verkürzt, niemand bevorzugt werden. Friede sollte herrschen, überall Friede! Jedem ein farbiges Bauernsacktuch voll Lebkuchen, Süßigkeiten, Orangen, Feigen, jedem in schwarzgelbem Seidenpapier mit schwarzrotgoldener Schleife Tabak, Zigarren, Zigaretten, jedem ein dickes, warmes Gilet und dank der gütigen Fürsorge unserer geliebten Großherzogin von Toskana eine Pfeife, ein

Messer und ein Tabakbeutel und jedem von der Sektion I des Frauen-Kriegshilfe-Vereins eine hübsche gefüllte Tabatière mit dem Bilde unseres Kaisers.

In Bergen lagen die Kostbarkeiten aufgestapelt, und war man früher besorgt, es könnte zu wenig sein, so machte uns Pflegerinnen jetzt das Zuviel eher bange, wir dachten des morgigen Tages, der bedrohten Mägen und der dürftigen I. Diät, die dann unser Chefarzt Dr. Richard Heller über die Sünder verhängen würde, und legten heimlich manches für spätere kargere Zeiten beiseite.

Und der Abend kam, es funkelte und glitzerte in den Gängen, ein aufgeregtes letztes Durcheinander, ein letztes Sorgen und Beraten, und als dann um 5 Uhr die Glocke tönte, da stimmten die jungkräftigen herben Stimmen der Wandervögel den Weihnachtsgesang an und durch die hallenden Gänge zog das feierliche Singen in die stillen Krankenstuben hinein und mit den silberfunkelnden Bäumchen hielt die Freude festlichen Einzug. Dort wo die Schwerkranken liegen, wo der Tod tagszuvor mir einen lieben jungen Pflegling geholt hatte, wo eine weinende junge neunzehnjährige Frau immer wieder zur Türe kam, als müßte er doch noch zurückkehren, den sie verloren, da feierte ich in aller Stille das Fest. Liebe Menschenhände hatten ein Bäuml gebracht, hatten die Tische weiß überdeckt, dort ihre Gaben aufgerichtet und ich selbst hatte unsere Geschenke auf die Betten der Dulder gebreitet. Die Lampen wurden verlöscht und im Lichterglanz des glitzernden Bäumchens standen zwei junge Mädchen mit der Mandoline und stimmten mit zarten schüchternen Stimmen das „Stille Nacht, heilige Nacht" an. Und ganz still war's — regungslos lagen meine lieben Kranken und nur ein leises, verhaltenes Schluchzen mischte sich hie und da in die zarten Töne.

Und ich setzte mich aufs leere Bett, wo noch gestern schmerzgetrübte, hoffnungslose Augen ihr stummes Fragen an mich gerichtet hatten, und da wurde ich im Tiefsten traurig und wollte einen Augenblick fast verzagen vor all dem unsinnig Schweren und Unfaßbaren.

„Weg Jammer, weg Plage, ich will es euch nur sagen, mein Jesus ist da!"

Auf einmal klang die Bachsche Kantate in meinen Kleinmut und ich stimmte laut und hell im Innern mit ein, raffte mich auf, warf alle Traurigkeit von mir und lief schnell dem Gesumme und Gemurmel nach, das aus dem Nebenzimmer herüber kam, und stand nun selber im Silberglanz mitten in der hellen, lauten Freude. Studenten hatten hier Weihnachten gemacht. Es ist unser größtes Zimmer, 24 Kranke drängten sich um zwei beladene Christbäumchen, griffen gierig nach den wohlgepfropften Packerln und bestaunten die unverhoffte reiche Bescherung. Schinkensemmeln und Bier erhöhten die Stimmung noch. Aber als dann, von einem Schwarm Menschen geleitet, ein Streichquartett der Militärmusik eintrat und sich zum Spielen hinstellte, da word es mäuschenstill und nur das leise Knistern und Flackern in den Bäumen mischte sich in das wunderschöne Spiel der vier Musikanten.

Und dann zog man mit den Vieren weiter von Zimmer zu Zimmer und fand überall Freude; da saßen sie bei Kuchen und Wein, dort bei Schinken und Bier, Würsten, Fleisch, Stritzeln. Gilets wurden probiert, Stützeln, Handschuhe übergezogen, Messer versucht, Pfeifen und Beutel gestopft, kleine Mundharmonikas wurden angestimmt, ungeschickte Lippen fuhren darüber hin und plagten sich mit dem Lieblingsstück ab. Gierige Augen schätzten schon ihren Anteil am

Christbaum ab, verlangende Mägen widmeten sich ein bißchen allzustürmisch den inhaltsreichen Sackerln und die Leute standen herum und waren glücklich über die Weihnachtsseligkeit der großen Kinder und lachten und freuten sich mit ihnen. Dr. Richard Heller tauchte immer wieder im Gedränge auf, begrüßte seine Patienten und mußte immer aufs neue bestaunen und bewundern, was ihm die Soldaten zeigten.

Wie dankbar denken wir der vielen, die unseren Schützlingen diesen schönen Abend bereitet haben. Wie überreichlich haben die Salzburger, die Großherzogin von Toskana mit ihren Kindern und Erzherzog Ludwig Viktor an der Spitze, unsere braven Soldaten bedacht! Studenten, der Verein der Ladenfräuleins, Schulkinder mit ihren Lehrern und viele andere noch hatten Zimmer und Bäume geschmückt, Geld und nützliche Dinge gespendet, alle, alle hatten sich zusammengetan zu dem erhebenden Liebeswerk und die Erinnerung an diesen Abend möge ihnen reicher Lohn sein für ihr segensreiches Wirken!

Diese Christfeier wird unvergeßlich in aller Herzen weiterleben, das „Stille Nacht, heilige Nacht" der Wandervögel, der vier Musikanten und der zwei lieben jungen Mädchen mit ihrer Mandoline wird für alle Zeiten in uns wiederklingen und immer wieder wird vor unseren Augen das Bild erstehen, wie da alle mit inbrünstig gefalteten Händen mitten unter den Soldaten standen und beim Flackern der Christbaumkerzen, im Tannenduft der glitzernden Bäume leise das liebe alte Lied mitsangen und es als heißes Gebet, als inniges Flehen emporsandten: „Friede den Menschen auf Erden."

Die Pikettpartie.

Eine Erzählung.

Täglich um zwei fanden sie sich beim alten Major Schneller ein, der Oberst v. Schleifer und der Linienschiffskapitän Hanke. Diese beiden konnten noch ziemlich rüstig ausschreiten, dem Major aber saßen die Kriegsjahre zu schwer in den Beinen, und sein Leben spielte sich nun in einem Rollstuhl ab, den seine gutmütig besorgte Frau herumschob; der Hund folgte überallhin nach und auf der Schulter des Alten machte ein Kanarienvogel piepsend die Umzüge mit. Leicht war's für die Frau, wenn die Sonne schien; da ging's in den Garten oder in eine sonnige Ecke, wo dann die drei bald schläfrig in der wohligen Wärme blinzelten und sich ihres Daseins freuten. Kam aber der Winter oder regnete es, so hatte die Frau wenig Ruhe, trotzdem sie einen Wall von Unterhaltungsmitteln um den Gatten aufzurichten pflegte: Bücher, Zeitungen, Monatshefte und Karten; der Hund schlief dicht neben dem Stuhle in seinem Korb und der Kanari hüpfte piepsend im Zimmer herum. Aber der Major rief doch jeden Augenblick nach seiner Frau und hatte immer wieder was zu fragen. Und sie kam immer wieder geduldig von ihrer Arbeit zu ihm. Für die Nachmittage war es ihr gelungen, eine Spielpartie zu arrangieren, und damit tröstete sie sich, wenn er manchmal so gar keine Ruhe geben wollte, und sehnsüchtig erwartete sie die Stunde, wo die zwei Freunde anmarschiert kamen. Um zwei Uhr mußte alles bereit sein, Spieltisch, Karten, Tafeln mit Kreide und Schwamm, die Zigarren und, was die Hauptsache war, einige Flaschen Wein. Der Alte saß schon wartend im Rollstuhl und trommelte mit den Fingern leise auf den Tisch oder summte vor sich hin. Das war

so seine Gewohnheit: er summte und trommelte, ob er schlecht oder gut gelaunt war, bei passender oder unpassender Gelegenheit. Seine Frau wußte davon zu erzählen. Früher, als sie beide noch jünger waren, ging's auf der Gasse nur im flotten Marschtempo dahin. Pfeifend und blasend zwang der übergroße, lustige Offizier die kleine, dickliche Frau an seinem Arm mit ihm Schritt zu halten, und sie genierte sich und war der Leute wegen verlegen. Aber das half ihr nichts, und wie unter dem Klang von Pauken und Trompeten ging's dahin. Oder in der Kirche am Sonntag, wenn die Leute mit tiefgeneigten Köpfen knieten und nur das Glöckchen des Mesners durch die Stille klirrte, da, auf einmal, mitten in die feierliche Stille hinein, ein Trommelwirbel auf der Bank, ein leises Summen, das erst auf einen energischen Fußtritt der entsetzten Gattin verstummte. Das war lange her, noch vor der bösen Krankheit, die er sich 1866 im Feldzuge gegen Italien geholt, als er, von Sehnsucht nach seiner Frau getrieben, heimlich für ein paar Stunden über die Karawanken durch eisige Schluchten zu ihr gewandert war. Zwei Monate später standen drei Ärzte mit wichtigen Mienen an seinem Bett und sprachen ihm das Leben ab, im Zimmer nebenan aber lag die Frau, ein kleines Wesen an ihrer Brust, das einen Tag alt war. Angstvoll starrte sie auf die Tür, und als dann die drei wichtigen Mienen hereintraten, richtete sie in so todesbangen Fragen die Augen auf sie, daß es die drei nicht über sich bringen konnten, ihr die Wahrheit zu sagen. Dennoch aber, als sie nachts erwachte und durch die Tür das Stöhnen des Kranken hörte, der immer wieder ihren Namen wimmernd und klagend rief, war sie nicht mehr zu halten, stand auf und wich seitdem nicht mehr von seinem Bett. Er lag mit stieren Augen und erkannte niemanden;

und doch verzog sich sein Gesicht wie zum Weinen, wenn er eine andere Hand als ihre fühlte. Sie mußte seinen bewegungslosen, schweren Körper heben und legen, ihm zu essen und zu trinken geben, und wenn einmal ihre Kräfte versagten und sie sich entfernte, so schrie er nach ihr und jammerte wie ein Kind und tastete hilflos in der Luft herum, bis er wieder ihre Hand spürte, die er nun krampfhaft festhielt; allmählich aber fingen dann seine Finger sich leise zu bewegen an, und nun trommelte er mit unheimlichem Taktgefühl seine Märsche und Lieder auf der Bettdecke herunter.

Die Ärzte hatten falsch prophezeit, er genas. Aber an den Dienst konnte er freilich nicht mehr denken, die Füße versagten, sein Leben spielte sich nur noch im Rollstuhl ab, in dem er hilflos saß, ungeduldig blasend und trommelnd oder seine Frau mit tausend Fragen quälend, bis ihr die Stunde der Erlösung schlug, wo die zwei alten Freunde zur Pikettpartie angerückt kamen. Nach einer kurzen, knappen militärischen Begrüßung begann einer die Karten zu mischen, wobei im Telegrammstil Bemerkungen über das Wetter ausgetauscht wurden, und nun saßen sie fest, drei, auch vier Stunden. Der Major las es heimlich an den Flaschen ab, wie lange es dauern würde. Je leerer die wurden, desto mehr erlahmte der Spieleifer, und so hing die Dauer einer solchen Sitzung eigentlich von ihrem Durste ab. War der ungewöhnlich groß, so hielt der Wein nicht lange vor, und war der Wein weg, so gingen bald darauf auch die beiden davon und für den Alten gab es einen endlos langen, einsamen Abend. War ihm dieser Gedanke zu unerträglich, so läutete er in seiner Angst noch zwei neue Flaschen herbei. Da hielten es die zwei Braven dann noch eine weitere Stunde

aus und es kam wieder ein frischer Zug in das ermattete Spiel. Wenn der Wein und die Zigarren nur nicht so teuer gewesen wären! Die Frau hatte schon versucht, billigeres Material einzuschwindeln. In Flaschen mit Klosterneuburger Etiketten ließ sie Markersdorfer einfüllen und ebenso versuchte sie bei Zigarren eine Unterschiebung. Refüsiert wurde auch das von den beiden nicht, sie leerten die Flaschen bis zum letzten Tropfen, ließen von derselben Anzahl Zigarren, die sie sonst rauchten, die Asche zurück, aber alles das wurde nun in der halben Zeit erledigt, der Alte sah sich ungewöhnlich früh allein und blickte bekümmert seinen Kameraden nach, die so unerbittlich davongingen und ihm dann am nächsten Tag nicht genug von dem famosen Prälatenwein im Stiftskeller berichten konnten. Da führte der arme Major mit seiner Frau bald wieder seufzend das alte System ein, und die Nachmittagsstunden waren gesichert. Den beiden Kameraden war's natürlich auch so viel lieber.

Die drei kannten sich von Jugend auf und waren aneinander gewöhnt. Jeder hatte Söhne, die alle Offiziere werden sollten und den beständigen Gesprächsstoff der Väter bildeten. Einig waren die darin, daß das heutige Militärwesen ja doch nur Spielerei sei; keiner diene mehr von Pike auf, der Schematismus besorge alles von selber, Avancements könne man mit Sicherheit daraus ablesen. Dazwischen spielten sie ergrimmt die Karten aus, erinnerten sich ihrer kriegerischen Vergangenheit, bekamen rote Köpfe, wurden gerührt, und da hatte dann der Major im Rollstuhl auch Lust auf seinen guten Wein. Es war eine Gewohnheit, wenn er eine Figur ansagte, gleich einen Reim darauf zu machen: „Terz Major — von Geld ka Spor." Immer wieder ließ er solche Gelegenheitsdichtungen hören, ob nun die Stimmung

eine heitere oder ernste war, ob man eben stritt oder schwieg, das Reimen konnte der Alte nicht lassen. Fing nun gar der Wein in ihm zu wirken an, so begannen seine Augen lustig zu glänzen, und nun war er geradezu unerschöpflich in dichterischen Einfällen, und während sie aufgeregt Schlachten schlugen, Siege erfochten, Ehrenzeichen errangen, warf er unentwegt seine Reime hinein. Mechanisch sprach sie sein Mund, niemand hörte darauf, aber alle drei hätten erstaunt aufgesehen, wenn die Verse einmal ausgeblieben wären. Jeden Tag kam es wenigstens einmal vor, daß die drei zu streiten anfingen. Entweder gab's im Spiel einen Irrtum oder eine militärische Angelegenheit rief Meinungsverschiedenheiten hervor. Besonders leicht gekränkt fühlte sich Oberst Schleifer. Er setzte sich dann in eine Diwanecke, wo er eigensinnig an seiner Zigarre sog, Schiffskapitän Hanke wendete sich unterdessen mit verdoppeltem Eifer dem Klosterneuburger zu, was von den beiden anderen heimlich und ängstlich beobachtet wurde. Der im Rollstuhl zählte einstweilen seinen Gewinn und machte kleine Häufchen aus dem Geld. War er damit fertig, so spitzte er die drei Kreidestifte und immer summte er irgend eine Marschmelodie vor sich hin. Von Zeit zu Zeit nahm er die Karten in die Hand und sagte: „Schleifer, du gibst!" Aber der rührte sich nicht in seiner Ecke. Wenn's dem Major zu lange dauerte, so rief er nach seiner Frau, fragte sie, ob sie diesen und jenen Witz kenne, und machte Miene, ihr irgend eine ganz entsetzlich unanständige Geschichte zu erzählen, worauf sie vorwurfsvoll „aber, Franz" sagte und eilig davonging. Da konnten die zwei andern das Lachen nicht verbeißen, und es wurden wieder die Karten ausgeteilt. Hanke, der Linienschiffskapitän, hatte eine sehr bewegte Vergangenheit. Er führte seine Zuhörer durch

alle Weltteile, und ganz besonders krasse Erzählungen beglaubigte er durch Narben von Stich-, Hieb- und Brandwunden, mit denen sein Körper bedeckt war und von denen jede ihre aufregende und spannende Vorgeschichte hatte. Seine Nase berichtete zugleich, wo er sich den Mut für sein ereignisvolles Leben geholt hatte. Sie war brennend rot und beteiligte sich lebhaft daran, wenn der Mund mit dem schneeweißen Knebelbart jede Minute eine geräuschvolle, zuckende Bewegung ausführte, wobei er sich beängstigend verzerrte und in die rechte Wange hineinschob. Es klang, als ob er sehr rasch und gierig etwas hinunterschlürfte, und erschreckte jeden, der's zum erstenmal sah. Aber die drei bemerkten ihre Eigentümlichkeiten nicht mehr. Der eine machte Verse, der andere schluckte und schlürfte und verzerrte Nase und Mund, keinem fiel's mehr auf.

Kapitän Hanke hatte eine sehr schöne Italienerin zur Frau und zwei Kinder. Der Sohn war jung zur Marine gekommen, die Tochter wurde zu Hause erzogen. Sie hieß Resa und schien ganz der Mutter nachzugeraten. Sechzehn Jahre alt, war sie übergroß und schlank, hatte ein schmales, blasses Gesicht, aus dem zwei dunkle Augen kindlich und gierig zugleich in die Welt blickten. Aber der Vater wollte nichts davon wissen, daß seine Tochter langsam anfing, zu den Erwachsenen zu zählen. Sie mußte noch immer Kleider bis zu den Knien tragen, ein Zopf baumelte dem langen Mädel am Rücken hin und her, und sie durfte nie allein ausgehen. So meinte er sie vor den Gefahren der Welt zu schützen und die Blicke der Männer von ihr abzulenken. Seine Frau hatte den strengen Auftrag, der Tochter nicht von der Seite zu weichen. Täglich ergingen im schärfsten Kommandoton Ermahnungen an Mutter und Tochter, während er mit einem

spanischen Rohr vor ihren Gesichtern herumfuchtelte. Dann ging er zu seiner Pikettpartie und hielt den beiden Kameraden Vorträge über Kindererziehung. Die aber schmunzelten, und besonders in den Augen des Majors blitzte es boshaft auf. Wußte er doch von seinen Söhnen, daß eben zur selben Stunde Mutter und Tochter Hanke mit einem Schwarm von jungen Leuten, meist Offizieren, auf dem großen Platz promenierten, daß Resa, nichts weniger als mädchenhaft gekleidet, unter einem großen Federnhut hervor allerlei Unheil mit ihren sanft lüsternen Augen anrichtete. Und die Italienerin-Mutter war sehr stolz und ließ sich selbst noch gerne den Hof machen. Ging Schiffskapitän Hanke mit seiner Tochter aus, so trug sie ihr kindlich blaues Matrosenkleid und ihre schönen Haare hingen fest geflochten am Rücken herunter. Der Vater schoß wilde Blicke nach allen Seiten, redete unaufhörlich in seine Tochter hinein, war gleich mißtrauisch, wenn sie den Kopf einmal zur Seite wendete, und sagte dann in drohendem und scharfem Ton: „Resa, schau' deinen alten Vater an" oder „Resa, du gehst neben einem, der aus hundert Wunden für sein Vaterland blutete!" In der Hand hatte er sein spanisches Rohr, mit dem er von Zeit zu Zeit wild und aufgeregt durch die Luft schlug. Die Leute lachten hinter den beiden her, keiner der Leutnants wagte zu grüßen, Resa genierte sich fürchterlich und war todfroh, wenn sie wieder zu Hause ankamen. Eine Zeitlang war der älteste Sohn des Majors stark verliebt in die schöne Resa, paßte sie auf der Straße ab, machte ihr Fensterpromenaden und schickte ihr auf alle mögliche Art heimlich Briefe und Blumen. Das gab eine böse Szene, als es der Kapitän entdeckte. Die Tochter prügelte er und an den verliebten Kadetten, dessen Urlaub glücklicherweise eben zu Ende

gegangen war, ließ er durch den Major die schrecklichsten Drohungen ergehen. Dem machte aber die Geschichte Spaß, und wenn nun künftig sein Sohn der schönen Resa zärtliche Mitteilungen zu machen hatte, so mußte Frau Schneller das rosa Briefchen heimlich in den Überzieher des Kapitäns stecken, wo sie meistens ein anderes dafür vorfand, das ihr Mann dann seinem Sohn übersendete. So trug der strenge Vater selbst die Liebeskorrespondenz seiner Tochter hin und her und der Major in seinem Rollstuhl freute sich und machte anzügliche Verse: „Terz Major – es geht was vor. Ich bleib' im Double – o Herzensjubel. O Glück, drei Könige – so lieben sich wenige."

Frau Schneller hatte den Kapitän sehr gern. Oft hatte er ihr die rabiaten Buben beruhigen geholfen. Je älter sie wurden, desto schwerer wurde sie mit ihnen fertig, und den Vater fürchteten sie in seiner Hilflosigkeit gar nicht. Da fragte sie manchmal heimlich die beiden Freunde um Rat. Die waren gleich für Kurzschluß, Spangen und fürs Dreinhauen. Der Kapitän erzählte von renitenten Schiffsjungen, die er mit solchen Mitteln zu Mustermenschen umgewandelt hätte. Da hatte aber die Frau Majorin doch ihre Bedenken, und so hielt er sich zurück und begnügte sich mit einer energischen Ansprache unter sechs Augen. Darauf warteten die beiden Missetäter nur. Sie hörten scheinbar zerknirscht zu und schienen ihr Unrecht einzusehen. Das besänftigte ihn, und nun redete er ihnen gütlich zu, bis auf einmal einer der Angeklagten ganz unvermittelt eine Frage über die Schlacht von Lissa stellte. Und nun hatten sie ihn. Wenn die Frau nach einer Viertelstunde an die Tür kam, so tobte drinnen die Schlacht von Lissa: Stühle und Tische stellten heimisches und feindliches Geschwader vor, ein Diwan war Kommando-

brücke und von dort demonstrierte der Kapitän den Hergang der Schlacht. Er brüllte, schleuderte die Arme in die Luft und sein spanisches Rohr fuhr sausend über die Köpfe der Buben hin, die wie besessen um ihn herumsprangen und mit aller Kraft ihre Schulbücher auf den Boden klatschen ließen, um Kanonendonner zu erzeugen. Da gab die Frau die Hoffnung auf ein erzieherisches Resultat solcher Unterredungen auf, aber ihrem Manne erzählte sie davon, und dem tat es nur leid, daß er nicht dabei gewesen war, als die Schlacht von Lissa aufs neue gewonnen wurde.

Es kamen Zeiten, wo der Schiffskapitän streitsüchtig wurde, energisch nach mehr Wein verlangte und plötzlich Lust zum Essen bekam. Hatte er dann einen Teller Fleisch vor sich stehen, so bestreute er jedes Stück mit einer Unmenge von Pfeffer, Salz und Paprika und schlang es in großen Bissen hinunter. Dazu trank er ein Glas Wein um das andere, schrie und lärmte und verbat sich jeden Widerspruch. Das ging so mehrere Tage fort, dann verschwand er für einige Zeit und die zwei anderen saßen allein und wortkarg. Oberst Schleifer brachte täglich Nachrichten über ihn. Erst hieß es, daß Hanke im Bett liege, unaufhörlich nach Whisky und Kognak schreie und die Familie durch die ärgsten Drohungen gefügig mache. Ein paar Tage später tobte er nur mehr nach Wein und endlich zog er sich wieder an und begann sogar sich zu waschen. Und dann, nach ungefähr einer Woche, kam er an, vergnügt, schnaubend, gesprächig, als ob nichts geschehen wäre, stotterte etwas von Schnupfen und Verkühlung in seinen weißen Bart, war liebenswürdig, verträglich, aufmerksam und trank nur Wasser. In diesen milden Stimmungen kam er immer auf Kaiser Max von Mexiko zu sprechen, dessen Freund er gewesen und den er auf seinem

letzten Weg begleitet. Ganz feierlich wurde er dann, sprach ganz leise den Namen des Unglücklichen aus, in der zermürbten, rauhen Stimme schluchzte und zitterte es und die Augen richteten sich starr auf einen Punkt, als erblickten sie das Gräßliche wieder. Die beiden anderen rührten sich dann nicht, bis Hanke plötzlich die Karten ergriff und, als ob nichts gewesen wäre, weiterspielte. Und vom Rollstuhl her tönte es: „Ich hab' drei Damen — nur kein Erlahmen." Ganz erleichtert klang der Reim durch die Stille. Einmal brachte der Linienschiffskapitän seinen Sohn mit, der behutsam ein großes Paket hatte mittragen müssen. Das öffnete Hanke unter bedeutungsvollem Schweigen und hielt dann einen weiten grauen Hut vor sich hin, den er mit rührend gütigen Augen ansah. „Den hat der Kaiser Max in seinen letzten Lebenstagen getragen", sagte er, ohne vom Hut aufzusehen. Dann sollte der Bub den Hut wieder einwickeln. Der wollte vorher aber unseligerweise wissen, wie ihm so ein großer grauer Hut stünde. Aber bevor er sich noch davon überzeugen konnte, schlug der Vater ihm den Hut so oft und mit solcher Vehemenz um die Ohren, daß von diesem Tag an der Respekt vor kaiserlichen Hüten dem Jüngling ein- für allemal eingeprägt blieb.

Der Stillste von den dreien war Oberst Schleifer. Wenn der Alte im Rollstuhl summte, trommelte und witzelte, der Weltumsegler schrie, stritt und seinen Mund zischend und schnaubend verzerrte, saß Oberst Schleifer meist schweigend da. Seine Karten und der Wein schienen ihm das Wichtigste zu sein. Wenig mitteilsam, berichtete er höchstens kurz über seine militärische Laufbahn, und wenn die beiden anderen gerührt wurden und nasse Augen bekamen, so konnte sein großes, rotes Gesicht förmlich erstarren. Er war Witwer, hatte zwei

Söhne beim Militär und eine Tochter, die irgendwo draußen Lehrerin war. Seit Jahren lebte er ganz einsam. Seine Frau war in den ersten Jahren der Ehe gestorben. Er erfuhr nie, daß sie Gift genommen hatte. Sie war ein frohes, freudebedürftiges Geschöpf gewesen, hatte sich in den schönen, stolzen Offizier mit den stechenden, zwingenden Augen verliebt, und da etwas Geld da war, wurde gleich geheiratet. Er wollte sie erziehen, sie war ihm zu frei, zu lebhaft, las zu viel, verstand zu wenig von der Wirtschaft, ihre Freundinnen paßten ihm nicht. Er behandelte sie kalt und herrisch und strafte sie durch tagelange Schweigsamkeit. Nach kurzer Zeit hatte sie nur mehr Furcht vor ihm. Es kamen drei Kinder. Für diese hielt er fremde Leute, weil er fürchtete, daß die lebenslustige Mutter unfähig sei, sie zu pflichtdurchdrungenen Menschen zu erziehen. Mit sechs Jahren kamen die zwei Buben in Erziehungsanstalten und das Mädchen ins Kloster. Der Feldzug gegen Italien trennte die Frau auch von ihrem Gatten. Als er wiederkam, trug sie das Kind eines anderen unter dem Herzen, und als sie's vor ihrem Manne nicht mehr verbergen konnte, nahm sie sich das Leben. Seit ihrem Tode schloß sich der Oberst immer mehr den Schnellers an. Er war nach dem Begräbnis in ihrer Wohnung erschienen, hatte sich flüchtig für ihre Teilnahme bedankt und war dann stumm sitzengeblieben. Ein paar Tage darauf kam er wieder und allmählich war es ganz selbstverständlich, daß er die Abendstunden da verbrachte. Er verkehrte mit niemandem sonst, und der noch junge, schöne Mensch galt darum bald als Sonderling in der Stadt. Von der Toten sprach er nie. Wohl aber immer wieder von seinen Kindern; dann erwärmte sich sein ganzes Wesen und seine kalten Augen begannen zu leuchten. Sie verbrachten jedes

Jahr zwei Monate bei ihm, ohne je recht heimisch zu werden. Er fand den Ton für sie nicht, sie fühlten sich fast verlegen vor ihm und waren froh, wenn ihr Urlaub endete. Dann kam er wieder täglich zu seinen Freunden. Einsilbiger, verschlossener als je saß er da, stumm und gekränkt. Er galt stets für einen der strengsten Vorgesetzten, aber in solchen Zeiten war er von einer ganz unmenschlichen Härte im Dienst. Bis dann wieder die Ankunft seiner Kinder bevorstand. Da glänzten seine Augen wieder, er wurde gesprächiger und zog von Zeit zu Zeit einen Fahrplan aus der Tasche, in den er Zeichen mit einem roten Stift machte. Eines Tages kam er aufgeregt und mit roten Wangen und erzählte, seine Tochter werde nun ganz zu ihm ziehen. Sie hatte sechs Jahre in Paris als Erzieherin zweier Kinder gelebt, die jetzt erwachsen waren; da erinnerte sie sich ihres einsamen Vaters. Er erwartete sie auf dem Bahnhof. Dann hing auf einmal ein wunderschönes Geschöpf an seinem Arm und er war verlegen und unbeholfen bei ihrer Zärtlichkeit. Seiner kleinen Wirtschaft nahm sie sich energisch an, flickte, stopfte und putzte an seinen Kleidern herum und hatte gerade dann immer eine unbezwingbare Lust, mit ihm spazieren zu gehen, wenn sich im Stiftskeller die Herren zum Prälatenwein versammelten. Trotz seines energischen Einspruchs gab sie englische und französische Stunden und setzte ihren Stolz darein, dem Vater nichts zu kosten und überdies mit seinen Einkünften so gut zu schalten, daß er sein Leben mit allerlei Annehmlichkeiten bereichern konnte. Er wurde in seinem Stolz und in seiner Liebe zu diesem Mädchen ganz kindisch. Jeden, den er nur ganz flüchtig kannte, redete er auf der Straße an, um mit ihm von seiner Tochter Ella zu sprechen. Kein Tag verging, ohne daß er irgend etwas für sie ein-

kaufte, und die Frau des Majors Schneller mußte ihm bei der Wahl dieser Geschenke behilflich sein. Und wenn ihn seine Tochter dann noch so auszankte, ließ er sich's doch nicht nehmen, so oft er nach Hause kam, ein kleines oder großes Paket heimlich für sie irgendwohin zu legen. Er kam nach wie vor täglich zur Pikettpartie. So wie er es nicht merkte, wenn der im Rollstuhl seine Reime machte oder der Schiffskapitän alle Augenblicke die Konversation durch geräuschvolle Gesichtsverrenkungen unterbrach, kümmerten sich die anderen nicht, wenn er unausgesetzt von den Vollkommenheiten seiner Tochter erzählte. Er spielte, rauchte und trank mechanisch und merkte nicht einmal mehr gelegentliche Wein- und Zigarrenunterschiebungen des alten Schneller, denen jetzt nur durch Hanke geheimer, aber energischer Widerstand entgegengesetzt wurde. Um fünf Uhr begann Schleifer unruhig zu werden. Läutete es dann, so warf er die Karten hin und spielte zerstreut weiter, wenn er sich getäuscht hatte. Hörte er aber den bekannten Schritt, so stand er auf, streckte und reckte sich und sah erwartungsvoll nach der Tür, durch die bald darauf ein schlankes Ding mit großen schwarzen Augen eintrat. Die kurz geschnittenen Haare fielen ihr in natürlichen Locken um den Kopf, herrisch und gutmütig zugleich waren die zierlich geformte Nase und der kleine, brennend rote Mund, und in den dunklen Augen leuchtete es immer wie von wundervollen seligen Geheimnissen. Ihr Anzug war klösterlich einfach, in der Hand hielt sie einen weichen Filzhut, den sie selbst in der Stadt nur selten aufsetzte. Die Begrüßung der alten Herren war immer etwas burschikos, dann neckte sie sich mit ihnen ein paar Minuten lang herum, ging noch schnell die Frau des Majors begrüßen und manchmal auch von ihr häuslichen Rat erbitten, nahm dann ihren alten Vater und

ging mit ihm davon, der eifrig bemüht war, seinen unsicheren Beinen ein jugendliches Tempo abzuringen.

Wochen vergingen. Da verspätete sich Schleifer eines Nachmittags um eine ganze Stunde. Als er dann eintrat, erschraken seine Freunde, so entstellt und farblos war sein Gesicht. Ohne zu grüßen, setzte er sich zum Spieltisch. Aber er war zerstreut und die Karten entfielen oft seinen Händen. Da saß er dann regungslos und schien weit fort zu sein mit seinen Gedanken. Schneller zählte unterdessen seine Kreuzer und Hanke sah aufmerksam zu, als ob er ihn kontrollieren wollte. Keiner fragte. Sie spürten, daß aus diesem verzweifelt zusammengepreßten Mund keine Aufklärung kommen würde, und so warteten sie geduldig. Aber täglich starrten die Augen des Alten hilfloser. Er ging am Abend fort, ohne die Tochter abzuwarten, und da wagten die zwei andern auch nicht, nach ihr zu fragen. Ganz ratlos und bekümmert besprachen sie sich mit der Hausfrau, und diese beschloß, am nächsten Tag die Tochter des Obersten aufzusuchen. Sie konnte aber ihren Entschluß nicht ausführen, denn am Morgen kam schon die alte Magd von Schleifers verstört und verheult angerannt. In der Früh habe man das Zimmer des Fräuleins leer und das Bett unberührt gefunden. Und zwei Briefe seien da, schwarz gesiegelt, und einer davon gehöre für den alten Herrn. Der aber rühre ihn nicht an und sitze wortlos in seinem Zimmer, in dicken Zigarrenqualm eingehüllt. Da ging die Frau des Majors Schneller mit der Magd hin, und als sie eben läuten wollten, kam ein Polizeimann und meldete, daß ein leeres Schiff am Seeufer gefunden worden sei mit einem Männerhut, einem Überzieher und den Sachen, die er im Paket da mithabe. Stumm ging die entsetzte Frau in das verwaiste Zimmer und fand die beiden Briefe, schwarz

versiegelt; der eine war an sie. Er lautete: „Liebe, gute Frau! Trösten Sie meinen Vater und helfen Sie ihm in diesen Tagen der Not. Er wird Ihnen sagen, wie alles kam. Oder vielleicht schweigt er auch. Ja, er wird schweigen, wie alle diese furchtbaren Tage her, und niemand wird es seiner steinernen Miene ansehen können, daß er keine Tochter mehr hat. Also hören Sie, liebe Frau. Mein Vater fand mich in der letzten Zeit öfters schreibend, und da er in beständiger Furcht lebte, daß jemand mich ihm nehmen könnte, so war er immer mißtrauisch. Wenn er mich am Schreibtisch sitzen sah, stand er dann mit bettelnden Augen und ich konnte ihn selig machen, wenn ich ihm das eben Geschriebene zeigte. Einmal überhörte ich sein Kommen, ich mußte einen Brief schnell vor ihm verstecken und deckte das Löschblatt darüber. Da stand mein armer Vater wie geprügelt. Ach, liebe Frau, dann ging er und sah mich nur einmal noch wie mit tiefem Hasse an. Ganz stumm machte mich sein hartes Gesicht und ich behielt für mich, was ich so gern vor ihm herausgeweint hätte, aus meiner wunden, verirrten Seele. Und dann folgte er mir heimlich, als ich nachmittags meinen Weg ging. Es war zu spät, als ich ihn bemerkte. Drunten stand ich am Bach, und oben an der Stadtmauer stand er ganz regungslos wie eine Schildwache und sah auf mich herab. Auf mich und den andern, mit dem ich jetzt unten liege in dem grünen schleimigen Seetang, den ich sonst nicht einmal mit den Händen anfassen konnte, ein solches Grauen hatte ich immer davor. Eine Zeit bewegten wir uns nicht, der Vater, der andere und ich. Dann wendete sich die unheimliche Wache oben auf dem Wall zum Gehen. Seitdem hat der Vater nicht mehr mit mir gesprochen, wir saßen uns bei den Mahlzeiten gegenüber, aber sein Blick ging neben mir weg und

das Wort wollte mir nicht einfallen, das diese trostlose Stille durchbrochen hätte. Und dann wäre ja doch alles Lüge gewesen, was ich gesagt hätte, denn da wußte ich schon, daß ich dieses schöne, herrliche Leben nicht weiter leben würde. So geliebt habe ich diese weite Welt mit ihren Millionen Freuden, die sie für mich bereit hielt. Ach, alles war ja so schön. Der Tag und die Nacht, die strahlende Himmelsbläue und die schwarzen Wolken. Jeden kleinen Wurm lachte ich an in meiner Lebenstrunkenheit, und je mehr ich liebte, desto mehr Liebe fand ich in mir, um sie weiterzuschenken. Und das alles bekam dann eines Tages einer allein. Was war mir nun noch die Welt, da ich ihn hatte! Und mit ihm im Herzen kam ich dann in mein Vaterhaus. In nicht langer Zeit wollte er mir folgen; sein alter Vater, Herr M., lag im Sterben, und er sollte die in der Nähe unserer Stadt gelegenen Güter übernehmen. Vor vierzehn Tagen wurde der alte M. begraben und einige Tage später schickte mir sein Sohn die „Kündigung". Am Abend bekam ich den Brief und dann lag dieser Brief die Nacht über auf dem Tisch vor meinem Bette. Und ich saß wach und ließ die Augen nicht von dem weißen Papier. Das kleine Nachtlicht zuckte und flackerte, und in der Sekunde, wo es dunkel war, lachte ich laut hinaus, weil ja doch alles nur Traum sein konnte. Dann aber sah ich wieder den hellen Fleck auf dem Tische, und so lachte ich und verzweifelte, je nachdem das kleine Licht barmherzig oder grausam war. Wie oft habe ich in dieser Nacht den Brief gelesen! Als es Morgen wurde, sagten ihn meine heißen, zersprungenen Lippen immer wieder auswendig herunter. So arm war ich mit einem Schlage geworden, so sterbensarm! Daß wir beide doch nie im Ernst an eine Verbindung gedacht hätten, schrieb er, daß ich ja wissen müßte, wie hoch-

mütig seine aristokratische Familie sei, und daß er immer angenommen hätte, ich sei mir im stillen ganz im klaren über das Aussichtslose unserer Beziehungen. Und daß ihn keine Schuld träfe, denn ich wäre es ja gewesen, die ihn immer wieder um Zusammenkünfte gequält und ihn immer aufs neue an mich gezogen. Ach, gute, liebste Frau, und nun fragte er mich, ob ich vernünftig sein und wenigstens vorläufig von einem Verkehr mit ihm ganz absehen wolle. Und wenn ich das nicht könne, so müßte ich auf einige Zeit weg, er hätte sonst schreckliche Unannehmlichkeiten mit seiner Familie zu befürchten. Also vernünftig sein oder fortgehen! Und er würde nie der schönen Stunden vergessen und mir immer dankbar sein für alles, was ich ihm gegeben. Also, liebe Frau, da gehe ich nun fort. Nicht weil ich ohne ihn nicht leben kann. Nein, alle Sehnsucht ist weg, er ist mir grauenhaft gleichgültig geworden in diesen Tagen. Aber leer ist's in mir, und wenn ich vor mich sehe, ist's leer, und wenn ich zurückdenke, soll auch alles tot sein! Hätte er mir doch die Erinnerung gelassen! Aber er nimmt mir alles! Die Stunden der Vergangenheit mit ihren tausend Zärtlichkeiten, mit ihren Wünschen und Erfüllungen. Sie sollen ihm von mir aufgezwungen gewesen sein — er war mein Opfer! Ach, hätte er mich betrogen, hätte er so viel Mitleid gehabt, mir einen Betrug vorzulügen! Aber nichts durfte übrig bleiben! Ich sollte ihn nicht nur einmal verlieren! Nein, hundert- und tausendfach. Für jeden Blick, für jede unserer Liebkosungen muß ich jetzt in Scham vergehen — denn alles, alles nimmt er zurück! Ja, liebe Frau, was war ich ihm denn dann? Was war ich denn überhaupt?! Ich bin so jung mutterlos geworden. Vielleicht lehren Mütter ihre Kinder des Lebens Enttäuschungen besser ertragen, als ich es kann. Vielleicht lernen es Kinder von

den Müttern, in Leid leben zu können! Ich bin zu Tode verwundet und soll nun herumgehen wie so ein armes angeschossenes Tier, das sich traurig und in Qual durch seinen lieben grünen Wald schleppt. Nein! Nein! Es war zu schön, als daß ich so in Jammer nun bestehen könnte! Einen armen jungen Menschen habe ich zufällig auf dem dunklen Weg getroffen, den ich jetzt gehen will. Wir kennen uns kaum und wissen nichts voneinander. Er kam in der letzten Zeit verstört und mit trostlosen, verhetzten Augen in die französische Stunde. Ich fragte ihn nicht, aber unendliches Erbarmen hatte ich mit ihm, weil ich spürte, daß er einen schweren Kampf in sich durchmachen müsse. Dieses wortlose Mitgefühl tat ihm wohl. Aber dann kam der Tag, wo auch ich in hilflosem Jammer mit kranker Seele dasaß. Wir starrten in die Bücher und machten aus unseren Schmerzen kein Geheimnis. Nach dieser Stunde fragte er nicht wie sonst, wann er wieder kommen könne, und als er gehen wollte, war's ein Gruß wie für ewige Zeit. Da bat ich ihn, noch ein wenig zu warten mit dem, was er vorhabe, ich wolle auch mitkommen. Und er verstand mich und versprach zu warten. Nichts sonst, liebe Frau, so einfach, so furchtbar einfach fanden wir uns! Dann schrieb ich am nächsten Morgen, daß ich Nachmittag auf ihn am Bach unten warten wolle. Ich hatte eine Scheu davor, zu Hause, in meinen lieben vier Wänden, wo ich überall die Augen meiner Eltern und Geschwister auf mir ruhen fühlte, von meinem letzten Weg zu sprechen. Dann trafen wir uns, und damals war es, daß mich mein Vater am Schreibtisch überraschte und dann nachmittags vom Wall aus mit dem anderen stehen sah. Also wir hatten nur zufällig denselben Weg, liebe Frau. Und wir hatten beide Furcht vor diesem letzten Gang, aber ebenso schauerten wir vor dem Leben zu-

rück. Und da gehen wir nun in der Nacht zusammen fort. Und will ich schwachmütig werden, so muß er stark sein für beide, und wenn er ohne Mut ist, werde ich Kraft haben für zwei. Und wir wissen nichts voneinander, als daß wir aus der schönen lieben Welt gehen wollen. Ihm, der mich so arm werden ließ, mach' ich's leicht, nicht wahr? Sogar keinen Vorwurf wird er sich zu machen haben, denn es war doch natürlich mein Geliebter, mit dem ich ins Wasser ging, und so wird ja noch er sich als der Betrogene fühlen. Den ganzen langen Weg bis zum See will ich nur an das Schönste denken, was mir zu erleben beschieden war. Aber dann werde ich noch einmal den grausamen Brief lesen, und der soll mir zum Letzten helfen. Sie waren immer lieb und gut zu mir, und was ich von meiner jungen, schönen Mutter weiß, kam mir durch Sie – der Vater tat so, als ob sie nie gelebt hätte. Nehmen Sie einen meiner letzten guten Gedanken. Ach, wie weh tut das alles! Die Jugend und den Tod führt nur Leid und Weh zusammen. Gute Nacht, liebe Frau!"

Lange saß Frau Schneller in Trauer um das arme, weltmüde Menschenkind. Im Zimmer nebenan rührte sich nichts. Da faßte sie plötzlich die Angst vor dieser schweren, grausigen Stille, und sie rannte fort, heim. Dann saß sie neben ihrem Mann und sie weinten zusammen und berieten, was nun mit dem Vater sein würde. Aber zu ihrem tiefsten Erschrecken und Staunen trat Oberst Schleifer nachmittags pünktlicher als in den letzten Tagen ins Zimmer, zwang die entsetzten und fassungslosen Freunde durch seine Ruhe und Kaltblütigkeit zur gewohnten Pikettpartie und hielt seit langem wieder fest und ohne zu zittern die Karten in der Hand. Sein Gesicht war blau, wie verfroren. Er blieb, bis kein Wein mehr

in den Flaschen war, dann ging er in den Stiftskeller. Den Namen seiner Tochter sprach er nie mehr aus.

Als der Sommer kam, erzählte er eines Tages, er habe heute im See gebadet; es sei sehr schön gewesen. „Im See?" sagten die zwei anderen leise vor sich hin. Dort lag auf dem Grund seine Tochter; es war noch kein Jahr her, und man hatte sie bisher nicht gefunden. Der Schiffskapitän schenkte sich an diesem Nachmittag jeden Augenblick unter fürchterlichen Gesichtsverrenkungen sein Glas wieder voll. Der Major mischte erschrocken und verlegen die Karten und das Spiel ging weiter. „Terz Major", sagte die trockene, frostige Stimme Schleifers an. Und vom Rollstuhl kam's ganz kläglich und bekümmert herüber: „Kann nix davor."

Liebestod.

Wie leblos ist sie an der Leiche Tristans hingesunken. Ihr Körper liegt wie nach schweren Martern, erschöpft von Qualen, vernichtet, regungslos. Nur in der Seele bannt sie noch den Aufruhr, in unendlichem Grauen vor der Leere des schauerlichen Ermattens, vor der entsetzlichen Wunschlosigkeit ihres zu Tode gehetzten Leibes. Hingeopfert hat sie ihn drei Akte lang, auf weglosen Wildnissen ihrer Leidenschaften zu Tode gepeitscht mit blutroten Wünschen. In den Winkeln ihrer Seele hatten sie gewartet und gelauert, verscheucht, verleugnet und gebändigt. Wie kranke frierende Vögel drückten sie sich zusammen und schickten nur leises, sterbensmüdes Klagen in das Herz des Weibes. Aber das Herz sollte taub bleiben, denn es mußte tun, wie das bittere, erbarmungslose Leben es will. Schwerfällig mühte sich am Anfang die Stimme

aus der Kehle, wie aus kalten, harten Einsamkeiten, erfroren und steif, unbeseelt und unbeseelend rang sie sich heraus. Der Frau schauderte es vor den gehaltlosen, armseligen Tönen, — ihr Widerstand zerbrach daran und sie sperrte ihre Seele weit, weit auf und nun begannen die Töne zu glühen und zu lodern und rotgelbe Flammen flackerten heraus! Sie wurden zu gellenden Schreien des Jammers, zu überseligen Hymnen der Lust, zu trunkenem Sehnsuchtsgestammel! Ein Singen todmüden Lebens und lachenden Sterbens. Und wenn ein bleiernes Ermatten ihr die Glieder lähmen wollte, da grub das Weib ihr Denken in die wundesten Stellen ihres Lebens und wie ein gepeinigtes Tier bäumte sie sich auf. In verzweifeltem Aufruhr brach es aufs neue aus ihr heraus. In glühenden Stürmen überstürzten sich Liebe und Haß und Wut, alle verleugneten Wünsche, alles qualvolle Entsagen, aller Sehnsuchtsjammer, aller Ekel und alle Scham, alles zum Schweigen Vergewaltigte, alles Totgesagte lebte auf und raste über die gaffenden Menschen hin und wie glühende Tropfen fiel es in leidende Herzen! Und denen das Leben seine Wunden und Wunder versagte, die starrten mit leeren und ratlosen Augen und konnten nicht sehen, daß da eine in Nacktheit stand. Der Vorhang fällt. Vom Schmerzenslager springt vergnügt und erlöst ihr Partner. Klein und verschwitzt steht er, schüttelt und reckt sich und kann's nicht erwarten, bis er vor das Publikum darf. Und er dienert und nickt zu Bekannten hin, spricht dabei auf die Sängerin ein, fragt sie, wie er disponiert war, und schimpft auf den Souffleur, der ihm schlecht souffliert hat. Und sie schüttelt sich im Schrecken des Erwachens! Zehnmal muß sie in ihrem schleppenden weißen Gewand vor die klatschenden Menschen und immer wieder verzieht sich ihr blutleeres Gesicht zu einem

mühseligen Grinsen, bis es ihr endlich bleibt, und auf ihrem entfärbten, leise geöffneten Mund zur Grimasse erstarrt. So geht sie hin und her — immer stockender, schwerfälliger. Der weiße Schleier wird ihr allmählich zur Last, die roten Haarmassen pressen ihr schmerzend den Kopf, das luftige, wehende Gewand scheint ihr bleiern den Gang zu hemmen und die Augen schließen sich schmerzhaft vor dem grellen Rampenlicht. Dann sitzt sie in ihrer Garderobe. Ein ausdrucksloses, verkümmertes Gesicht sieht ihr aus dem Spiegel entgegen. Glanzlos liegen die Augen unter schweren Lidern — alle Lust und alles Weh kauert verscheucht in den herabgezogenen Mundwinkeln. Die graue Verlassenheit und Verwüstung eines Tanzbodens fällt ihr ein, in der Früh nach dem nächtlichen Feste „der öde Tag"!

Inhaltsverzeichnis.

